

HISTORISCHER VEREIN LUDWIGSBURG

# Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 19 ✓

Mit 37 Abbildungen

1967

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

P

ZA 4772, 19. 1967



2

Herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins Ludwigsburg (Kreis und Stadt)  
von Heinrich Gaese

Alle Rechte beim Historischen Verein Ludwigsburg

Gesamtherstellung Eichhorn-Druckerei und Verlag Kallenberg GmbH, Ludwigsburg

## Vorwort

Prof. Dr. Erhard L e n k ist von uns gegangen. An seinem Aufsatz über F. L. Heyd hat er noch bis in seine letzten Lebenstage hinein gearbeitet, er hat ihn uns druckfertig hinterlassen. Auch in diesem Aufsatz erweist er sich wieder als ein Meister des Details, der, mit großer Liebe und peinlichster Sorgfalt arbeitend, auch die kleinsten und scheinbar unwichtigsten Dinge zum Glänzen bringen konnte. Wir danken ihm über das Grab hinaus!

In seinem Aufsatz „Zur frühesten Geschichte des Murrtaus“ hat Otto Kleinknecht für uns noch einmal zusammengefaßt, was er auf Grund der vorliegenden Urkunden und Forschungsergebnisse über die Geschichte unseres engeren Heimatraumes aussagen kann. Diese umfassende Darstellung war wohl nur möglich auf Grund einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit den Grundlagen und den Problemen dieses Gegenstandes. Er zieht damit gleichsam einen Schlußstrich unter seine bisherigen Ergebnisse.

Willi Müller hingegen bewegt sich zwar weitgehend in demselben Raum, aber er zeigt in seiner siedlungsgeschichtlichen Untersuchung, daß das letzte Wort zu diesen Fragen noch nicht gesagt ist. Er legt erste mit einer neuen Forschungsmethode gewonnene Ergebnisse vor und macht uns froh in der Erkenntnis, daß wir nicht am Ende eines langen Weges stehen, sondern am Anfang einer neuen Wegstrecke.

Das bestätigt sich auch im Berichtsteil. Die noch junge Archäologie des Mittelalters hat mit ihrer Grabung in der Martinskirche zu Kornwestheim einen nicht unerhlichen Beitrag zu der Geschichte der alemannisch-fränkischen Zeit geleistet, der auch der Besiedlungsgeschichte zugute kommen dürfte.

Daß Ludwigsburg eine steinzeitliche Vergangenheit hat, ist bereits bekannt. Daß aber das Schloßlesfeld eine Fülle von jungsteinzeitlichen Siedlungsspuren aufweist, die unter Umständen eine größere Grabung des staatlichen Amtes für Denkmalpflege lohnen würde, ist für uns Ludwigsburger eine freudige Überraschung.

Der Dank des Vereins gilt auch diesmal wieder den Mitarbeitern und Förderern dieser Zeitschrift!

Der Herausgeber

## Inhalt

III. Kornwestheim an der Schwelle der Neuzeit. Die wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse vor, während und nach dem Dreißigjährigen Krieg (Fortsetzung des Aufsatzes aus Heft 17 und 18) . . . . .	7
Mit vier Abbildungen. Von Willi A. Boelcke	
Zur frühesten Geschichte des Murrtaus . . . . .	32
Mit zwei Abbildungen. Von Otto Kleinknecht	
Namen – Zelgen – Gräber – Markungen. Ein vorläufiger Beitrag zur alemanisch-fränkischen Besiedlungsgeschichte . . . . .	71
Mit fünf Abbildungen. Von Willi Müller	
Magister Friedrich Ludwig Heyd, Pfarrer, Geschichtsforscher und Historiograph, 1792–1842 . . . . .	90
Mit vier Abbildungen. Von Erhard Lenk †	
Zur Geschichte der Ludwigsburger Alleen: Die Alleen außerhalb Ludwigsburgs (Fortsetzung des Aufsatzes aus Heft 18) . . . . .	113
Mit vier Abbildungen. Von Gislinde Gaese	
Zur Ausstellung Kirschler–Schupp am 21. Januar 1967. Aus einem Einführungsvortrag von Prof. Dr. Paret . . . . .	120
Neue steinzeitliche Funde auf Ludwigsburger Boden . . . . .	125
Mit sechs Abbildungen. Von Walter Kirschler und Kurt Schupp	
Die Pleidelsheimer Fibel . . . . .	131
Mit einer Abbildung. Von Oscar Paret	
Erste Ergebnisse der Grabung in der Martinskirche zu Kornwestheim . . . . .	134
Mit einer Abbildung. Von Günter P. Fehring und Barbara Scholkmann	
Die Katharinenkirche zu Eglosheim . . . . .	138
Mit drei Abbildungen. Von Markus Otto	
Die Erneuerung der Besigheimer Stadtkirche . . . . .	145
Mit drei Abbildungen. Von Elisabeth Zipperlen	
Die evang. Pfarrkirche in Gemmrigheim . . . . .	153
Mit vier Abbildungen. Von Elisabeth Zipperlen	
Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg in „Hie gut Württemberg“, Beilage der Ludwigsburger Kreiszeitung, Jahrgang 16, 1965, 24 bis Jahrgang 18, 1967, 32 . . . . .	160
Zusammengestellt von Oscar Paret	

### III. Kornwestheim an der Schwelle zur Neuzeit

Von Willi A. Boelcke

#### 1. Die wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse vor, während und nach dem Dreißigjährigen Krieg\*

Den raschen Aufschwung, den Kornwestheim im Laufe des 16. Jahrhunderts nahm, verdankte es in der Hauptsache dem unmittelbar nach dem Bauernkrieg von 1525 anbrechenden Zeitalter einer nachhaltig wirkenden *Wirtschaftskonjunktur*, die, von manchen Rückschlägen abgesehen, nahezu für ein Jahrhundert anhielt und vornehmlich der Landwirtschaft zugute kam. Beinahe von Jahr zu Jahr stiegen die Getreidepreise, wuchs mit dem allgemeinen Bevölkerungsanstieg die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Erzeugnissen, während die Lohnentwicklung und die Preise für gewerbliche Produkte hinter dem Aufwärtstrend der Agrarpreise nachhinkten.

Die Agrarpreiskonjunktur ist im unmittelbaren Zusammenhang mit der geradezu sprunghaften *Bevölkerungsvermehrung* des 16. Jahrhunderts zu sehen, die sich bereits aus Kornwestheimer Quellen beispielhaft veranschaulichen läßt. Mit der Wende zum 16. Jahrhundert zählte Kornwestheim rund 300 Einwohner. Als 1525 71 steuerpflichtige Bürger erfaßt wurden, war diese Zahl sicher nicht wesentlich überschritten. Nur 58 Bürger besaßen außerdem eigene Häuser bzw. „Herdstätten“, drei verfügten über keine eigene Behausung und waren offenbar Mieter, während von 10 Bürgern gesagt wird, sie hätten weder ein Heim noch sonstiges Gut<sup>1</sup>. Aber bereits aus dem Schatzungsregister für die Türkensteuer aus dem Jahre 1544 ergibt sich ein merklich verändertes Bild<sup>2</sup>. 122 Bürger einschließlich 33 Knechte und Mägde wurde zur Schatzung veranlagt. Zweifelsohne hatte nunmehr Kornwestheim erstmals in seiner Geschichte eine Einwohnerzahl von 400 Personen erreicht, wenn man die in den Steuerregistern nicht ausgewiesenen Familienangehörigen hinzurechnet. Die älteste uns überlieferte Kornwestheimer Bürgerliste von 1555 führt insgesamt 88 Bürger dem Namen nach auf<sup>3</sup>, wobei hinzuzufügen ist, daß nur der in Kornwestheim ansässige und begüterte Bewohner männlichen Geschlechts volles Bürgerrecht genoß.

\* Mit dem folgenden Beitrag werden die in den Ludwigsburger Geschichtsblättern Heft XVII, 1965, S. 7–35 u. Heft 18, 1966, S. 144–162, abgedruckten Aufsätze zur Geschichte Kornwestheims fortgeführt.

<sup>1</sup> Steuerliste 30, HStA Stuttgart.

<sup>2</sup> Steuerliste 133, ebd.

<sup>3</sup> StA Kornwestheim.

Aufschlußreich ist die Bürgerliste auch insofern, als sie eine genaue Übersicht über die Familienzusammensetzung der Kornwestheimer Einwohnerschaft vermittelt. Über die Hälfte der Bürgerschaft repräsentierten, wenn man von den Nachnamen ausgeht, 13 Geschlechter. Es begegnen uns allein 9 Familien mit dem Namen Minner, ferner 6 mit Namen Rebstock, 4 Hannemann, 4 Scheffer, 4 Stahel, 4 Wild, 4 Rohleder (Rawleder, Rolder, Roleder) und 4 Weber. Jeweils zweimal erscheinen in der Bürgerliste die Badersfamilie Huss sowie die Familien Müller, Schmied, Schmautz und Koch. Daß Familien gleichen Namens damals entfernt oder gar noch nahe miteinander verwandt waren, ist ebenso als selbstverständlich vorzusetzen wie die Tatsache der Versippung der genannten 13 Geschlechter untereinander. Schließlich ist in Rechnung zu stellen, daß von den immerhin 39 nur einmal in Erscheinung tretenden Familien unterschiedlichen Namens sicherlich ein Großteil mit den erwähnten 13 Geschlechtern verwandt war, da so manche dieser Familiengründungen gewiß erst aus der Einheirat auswärtiger Freier zustande gekommen war.

Wenn es heute noch ein Wesenszug dörflicher Siedlungen von nur wenigen hundert Einwohner ist, daß ihre Bewohner in der Mehrzahl untereinander in nahem oder entferntem Verwandtschaftsverhältnis stehen, so trifft diese Feststellung nicht minder für das Kornwestheim der Mitte des 16. Jahrhunderts zu, jedoch nicht ohne Einschränkungen. Durch zahlreichen Zuzug von auswärts war Kornwestheim bereits im 16. Jahrhundert sichtbar über den Rahmen einer dörflichen Wohngemeinschaft von nur wenigen, untereinander versippten bäuerlichen Geschlechtern hinausgewachsen. Nachdem es außerdem etwa um 1570 die Zahl von 500 Einwohnern überschritten hatte, wurde in der Familienzusammensetzung der Einwohnerschaft schon jene Heterogenität deutlicher erkennbar, wie sie städtische Siedlungen kennzeichnet.

Ungeachtet dessen prägten nach wie vor die wenigen alteingesessenen Bauerngeschlechter, teilweise schon seit Jahrhunderten in Kornwestheim ansässig und vielfach überaus wohlhabend, das Leben im Dorf. Sie bildeten gewissermaßen das dörfliche Patriziat und versahen mit der nötigen Verantwortung die wichtigsten Gemeindeämter. Im 16. Jahrhundert entstammten nachweislich drei Kornwestheimer Schultheißen der Familie Hannemann, je einen stellten die Minner, die Rohleder und die Koch. Erst zwischen 1590 und 1602 ging mit dem Schultheißen Michael Meyle das Amt des Ortsvorstehers an eine Familie, die damals erst in der zweiten Generation in Kornwestheim seßhaft war, aber es inzwischen zu bäuerlichem Wohlstand gebracht hatte. Neue Familien verschmolzen mit dem Dorfpatriziat und lösten ältere Geschlechter ab. Während im 16. Jahrhundert die reichste Kornwestheimer Meierfamilie des 14. Jahrhunderts, die Knolls, verschwunden war und mit ihnen ebenfalls die Bäckerfamilie Brodbeck, erloschen im 17. Jahrhundert die Kornwestheimer Linien der Minner und Anfang des 18. Jahrhunderts die Rohleder u. a.

Allein die in der Bürgerliste ausgewiesene Zahl von wehrhaften Einwohnern spiegelt unvollständig das Bevölkerungswachstum in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wider. Für 1555 wurden 88 Bürger genannt, 1591 zählte man nur 90, 1593 95 und eine am 18. Juli 1598 vom zuständigen Amt Cann-

statt vorgenommene „Einwohnerzählung“ nennt 103 Bürger<sup>4</sup>. Frauen und Kinder, Witwen, Waisen, Knechte und Mägde galten laut Bürgerordnung von 1593 nicht als vollberechtigte, zu Gemeindeämtern wählbare Einwohner, wengleich sie ebenfalls zur Steuerleistung herangezogen wurden. Schon die Türkenschatzung von 1544 erfaßte 33 in Kornwestheim dienende Knechte und Mägde. Seitdem hat sich ihre Zahl nicht verringert. Beispielsweise traten zwischen 1595 und 1599 jährlich 10 bis 13 Knechte neu in die Dienste von Kornwestheimer Bauern oder Handwerkern. Eine größere Anzahl verdingte sich auf mehrere Jahre. Daß mancher Knecht, vor allem der Großknecht des reichen Schafhofbauern, mehr Steuer abführte als einige Kornwestheimer Bürger, sei nur am Rande vermerkt.



Abb. 1. Der Schafhof

Die Zahl der grundbesitzenden „Steuerkontribuenten“, wie die zeitgenössische Bezeichnung lautete, lag im 16./17. Jahrhundert ebenfalls über der der Bürger. Für 1595 sind bei einer uns erstmals überlieferten Einwohnerzahl von 620 Seelen 143 Steuerzahler erfaßt, nach dem erhaltenen Steuerbuch von 1605 waren es 119, während das Steuerbuch von 1628<sup>5</sup> 146 Steuerpflichtige verzeichnet, die Ausmärker nicht inbegriffen.

Der für damalige Zeiten sprunghafte Bevölkerungsanstieg um über hundert Einwohner zwischen 1570 und 1595 ist sicher gleichermaßen der Zuwanderung wie der gestiegenen Geburlichkeit zuzuschreiben. Die 1570 bzw. 1582 einsetzenden Tauf- und Sterberegister des Kornwestheimer Kirchspiels<sup>6</sup>, das die Gemeinden Kornwestheim und Zazenhausen umfaßte,

<sup>4</sup> A 4, Büschel 5, HStA Stuttgart.

<sup>5</sup> Steuerbücher, StA Kornwestheim

<sup>6</sup> Evang. Kirchenregisteramt Kornwestheim.

bestätigen den Rückgang der Sterblichkeit zugunsten der Geburtlichkeit, obwohl andererseits in einigen Jahren etwa die Hälfte der Verstorbenen Kinder waren, die bereits im Kindbett der frühe Tod ereilt hatte. Trotzdem überwog zwischen 1570 und 1592 die Zahl der Geburten erheblich die der Sterbefälle; zwischen 1582 und 1592 vollzog der Kornwestheimer Pfarrer 279 Taufen, hielt aber nur 212 Leichenpredigten. Im Dezennium von 1592 bis 1602 sank die Geburtlichkeit, der Überschuß an Geburten belief sich nur noch auf 25, so daß bereits – nicht zuletzt infolge stärkerer Abwanderung – die Einwohnerzahl wiederum schrumpfte. Wohl lediglich dem beachtlichen Geburtenüberschuß im ersten Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges verdankte es Kornwestheim, daß der alte Einwohnerstand wieder erreicht, wenn nicht überschritten wurde. Aber schon mit dem Jahre 1626 setzte der Rückfall ein und reduzierte die Bevölkerung seitdem beinahe von Jahr zu Jahr in solchem Ausmaß, daß es fast eines Jahrhunderts bedurfte, um die Lücken, die Krieg und Seuchen rissen, wieder aufzufüllen.

Der Dreißigjährige Krieg forderte nicht nur unzählige Menschenopfer, sondern zerstörte unermeßliche Vermögenswerte. Der bäuerliche Wohlstand, wie er namentlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Kornwestheim anzutreffen war, wurde mit einem Schläge vernichtet. Am Beispiel des Kornwestheimer „Bauern-Millionärs“ Jerg Minner sei dargestellt, welches namhafte Vermögen sich zu damaliger Zeit zuweilen in bäuerlichen Händen befand. Zugleich sei damit ein Bild vom Kornwestheim des ausgehenden 16. Jahrhunderts gezeichnet.

Als der Bauer und nebenberufliche Fuhrmann Jerg (Georg) Minner (gen. Kienzle) am 21. Sept. 1599 in Kornwestheim verstarb, wußte bis dahin nicht einmal seine Frau von der Höhe des Vermögens, das der Verstorbene ihr und den Kindern hinterlassen hatte. Am 24. Oktober begann die Aufnahme und Verzeichnung der Hinterlassenschaft, und noch die folgenden Tage wurden dafür in Anspruch genommen. Am 15. November 1599 wurde schließlich den Erbberechtigten vom zuständigen Vogt zu Cannstatt und in Gegenwart des Schultheißen sowie von fünf „Gerichtsmännern“, die gleichzeitig „alß theyl und weysen richter“ fungierten, eröffnet, „wie und welcher gestalt die bevorstehende abthayllung geschehen und fürgenommen werden“ solle<sup>7</sup>. Die gerichtliche Taxation berechnete das hinterlassene Vermögen auf 69 182 Gulden (fl) 44 Kreuzer (x). Da sie nicht von den marktgängigen Wiederbeschaffungspreisen ausging, sondern sich offenbar an einen niedrig bemessenen Taxwert hielt, wird das Vermögen, legt man den Wiederbeschaffungswert zugrunde, auf über 80 000 fl zu veranschlagen sein, die in heutiger Währung mehr als einer Million DM entsprechen würden.

<sup>7</sup> Inventur und Teilung des Georg Minner, 1599, StA. Kornwestheim.

Das Verdienst, auf diesen vermögenden Bauern erstmals hingewiesen zu haben, gebührt G. Heß, der in einem Zeitungsartikel, „Der reiche Minner von Kornwestheim“, in: Hie gut Württemberg, Heimatbeilage der „Ludwigsburger Kreiszeitung“, 1951, 3. Jg., S. 10, über ihn schrieb.

Ausführlicher und weitere Belege: W. A. Boelcke, Bäuerlicher Wohlstand in Württemberg Ende des 16. Jhs., in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 176, 1964, S. 241–280 u. W. A. Boelcke, Zur Entwicklung des bäuerlichen Kreditwesens in Württemberg vom späten Mittelalter bis Anfang des 17. Jhs., in: ebd., S. 319–358.



Daß das Vermögen redlich und ehrlich erworben wurde, darüber bestand kein Zweifel. Bekannt war ebenfalls, „das Georg Minner seelig in seinen sachen mehrenteils für sich selbß gehandelt, weder weyb, kinder noch ander nichtß seiner hantierung halben wißen laßen“. Wer in seinen Truhen so viel Bargeld und Rentenbriefe verborgen hielt wie er, hatte gewiß guten Grund – gerade zu damaliger Zeit – sich seines Reichtums nicht zu rühmen. Aber Jerg Minner war schon seiner ganzen Natur nach ein schweigsamer, zurückhaltender, sehr bedächtiger und kaum aufbrausender Mensch. Vielleicht unterschied er sich darin von dem größten Teil seiner Dorfgenossen, denn es gab im 16. Jahrhundert kaum einen Dorfbewohner, der sich nicht irgendwann einmal oder auch mehrmals wegen Schlaghändeln oder Schmähreden vor Gericht zu verantworten hatte. Minner zählte nicht zu ihnen<sup>8</sup>. Wahrscheinlich nur dreimal in seinem Leben stand er vor Gericht, als Verbalinjurien verhandelt wurden, aber nicht als Beklagter, sondern jedesmal als Kläger. Seine Magd hatte ihn – im Jahre 1570 – beschimpft und mußte dafür gerichtlich Abbitte leisten, „dargegen sol er die magt Appolonia nach anzol ihres densts bezallen“. 1596 beschuldigte ihn eine Nachbarin, er habe sich ihren Brüdern gegenüber ungebührlich verhalten, sie gefangensetzen und um Leib und Leben bringen lassen. Vielleicht waren sie auf Minners Veranlassung – ganz gegen seine sonstigen Gepflogenheiten – für einige Zeit in den Schuldturm geworfen worden. Vor Gericht stellte die Beklagte nichts in Abrede, auch nicht ihre sonstigen „gotteslästerlichen“ Reden, zeigte sich aber reuevoll und beteuerte, daß sie „der zorn dazu gepracht und sollch alles ir in arge hütz entfarn“ sei. Und sie erklärte, wie zu erwarten war, sie „wisse anders nichts von ime (dem Kläger) denn redlichkeit, ehre, liabs und gutt“, was man eben „von einem bidermann zu halten“ habe. Und zu guter Letzt hat sie „dem Jerg Minner nach allem die handt gepotten und mit weinenden augen umb verzeihung gepetten“. Kurze Zeit darauf, im August 1596, verurteilte das Gericht ihren Bruder, der sich in „etlichen ungebührlichen Reden“ Minner gegenüber Luft gemacht zu haben schien, zu einer Geldstrafe und damit sollten „beedethail widerumben gericht und geschlicht sein“. Das waren die einzigen Fälle, wegen der Minner, in seiner Ehre verletzt, vor dem Schultheißengericht in Kornwestheim Klage führte. In die damals häufigen Raufereien war er offenbar niemals verwickelt.

Minner war ein überaus sparsamer Mensch, ja man kann wohl sagen, daß ihm jene zuweilen übertriebene schwäbische Sparsamkeit anhaftete, die ihm nicht etwa nur verbot, sich anderen gegenüber freigiebig zu zeigen, sondern die vor allem dazu führte, daß er sich selbst und seiner Familie wenig gönnte. Seinetwegen brauchte der Landesherr keine Kleiderordnungen zu erlassen, da ihm jeder Luxus fremd war. Er, der wie ein wohlhabender Bürger leben konnte, begnügte sich mit einer Haushaltung, die sich von der anderer Bauern kaum abhob. Sein Wohnhaus bestand aus fünf Schlafkammern und nur einer „guten Stube“. Aber wie bescheiden war diese eingerichtet! Als wichtigstes Möbel der „Stube“ nannte das Inventarverzeichnis lediglich ein sog. „Lotterbett“, mit vier „Küßen“ und einen halben „Deppich“

<sup>8</sup> Das älteste überlieferte Kornwestheimer Gerichts- oder Urteilsbuch setzt im Jahre 1556 ein. StA. Kornwestheim. Erhalten sind ebenfalls Gerichtsbücher des Obergerichts Cannstatt. StA. Stuttgart.

belegt. Hier schlief der alte Minner und von hier aus machte er sicherlich seine meisten Geldgeschäfte. Tagein und tagaus aßen er und seine Familie von Holztellern (50 waren vorhanden), obwohl er sich Besseres leisten konnte. Nur wenn besonderer Besuch kam, etwa seine hochgestellten Schuldner ihre Aufwartung machten, legte er etwas Silber auf und setzte Wein aus silbernen Bechern vor, doch durften nicht mehr als drei Besucher auf einmal erscheinen, denn nur vier silberne Becher standen ihm zur Bewirtung zur Verfügung<sup>9</sup>.

Minner war von Hause aus nicht unbemittelt. Nach dem Steueranschlag von 1525 zählte sein Vater, ebenfalls ein Jerg Minner, zu den 20 von insgesamt 58 Kornwestheimer Hausbesitzern, die mit über 100 Gulden veranlagt waren. Der reichste Bauer, der Besitzer des Schafhofes, stand im Kataster mit 300 Gulden, der Vater Minners mit 140. Noch wohlhabender aber war der Schwiegervater Minners. In erster Ehe war Minner mit Barbara Stahel, der Tochter des Hans Stahel verheiratet, dessen Sohn Johann, einer der Hofherben, 1541 an der Universität Tübingen immatrikuliert wurde. Hans Stahel besaß um 1525 außer Eigen- und Teiläckern den Widumshof des Klosters Bebenhausen mit 85 Morgen Land und das sog. „Peter-Brodbecken-Lehn“, zu dem knapp 21 Morgen gehörten. Steuerlich war er zwar 1525 nur mit 100 Gulden veranlagt, obwohl er gewiß mehr Land als Minners Vater besaß. Deshalb war der Steueranschlag nicht falsch. Unberücksichtigt ließ er den Widumshof, weil eben dieser noch bis ins 17. Jahrhundert steuerfrei war.

Die über Jahrhunderte hinweg zu beobachtende Heirat der alteingesessenen, vermögenden bäuerlichen Oberschichten untereinander hatte, vor allem in Freiteilbarkeitsgebieten, ihre sinnvolle soziale Funktion. Wo, wie in Kornwestheim, seit alters her bis zur Gegenwart die Realteilung herrschende bäuerliche Erbsitte war, wo also alle hinterlassenen Erben gleichmäßig mit den Realitäten der Erbschaft abzufinden waren, kam es sehr rasch zur Zersplitterung des bäuerlichen Besitzes; leistungsstarke Mittel- und Großbetriebe zerfielen in kaum noch lebensfähige Klein- und Zwergwirtschaften. Die Heirat der bäuerlichen Oberschichten untereinander wirkte dieser Tendenz teilweise entgegen, indem mit der Heirat wiederum ansehnliche Vermögen zu einem größeren Ganzen verschmolzen. Hinzu kam, daß in Mittelalter und Neuzeit der Bauer wegen der hohen Müttersterblichkeit infolge des grassierenden Kindbettfiebers häufig sich zweimal, nicht selten auch mehrmals verheiratete und jede weitere Eheschließung das Vermögen mehrte. So wurde die Heirat letztlich zu einem wesentlichen Faktor bäuerlicher Vermögensbildung. Der Kornwestheimer Bauer Jerg Minner schritt, wie viele vor und nach ihm, zweimal in seinem Leben vor den Traualtar.

Als Minner 1599 starb, gehörten ihm folgende Kornwestheimer Höfe, Lehen und sonstige Ländereien:

<sup>9</sup> Das Mobiliar des Hauses bestand aus 16 Truhen, 12 Bettladen teils mit „halben himmeln etliche mit und etliche ohne seyler“, 2 Lotterbetten, 4 Kästen, 3 Tischen mit Schubladen, einem „Schreinlin“ in der Stube usw. An Kleidungsgegenständen hinterließ der Verstorbene ein wollenes Hemd, einen Wams, eine Hose, einen „Beltz oder Rock“, einen Nachtpelz, eine Joppe, drei Hemden u. a. Sein Waffenbesitz beschränkte sich auf eine Hellebarde und ein altes „Wehr“.

Bezeichnung des Besitzes	Gültherrschaft	Umfang der Acker	Taxe
1. Widumshof	Kl. Bebenhaus. Pflege	rd. 81 Mo.	4415 fl 30 x
2. Peter-Brodbecken-Lehn	Herrsch. Württ.	20 <sup>3</sup> / <sub>4</sub> Mo.	640 fl 30 x
3. Wohlfahrts-Lehn	Herrsch. Württ.	36 Mo.	797 fl — x
4. Peter-Ottingers-Lehn	Herrsch. Württ.	40 <sup>3</sup> / <sub>4</sub> Mo.	2052 fl 30 x
5. Jos-Knollen-Lehn (seit 1589)	Herrsch. Württ.	11 Mo.	440 fl —
6. Anteil am Knollenhof	Herrsch. Württ.	18 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> Mo.	797 fl 30 x
7. Claus-Schäffers-Lehn (teilw. seit 1596)	Geistl. Pfründe	27 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> Mo.	780 fl —
Höfe und Lehen insgesamt		235 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> Mo.	9923 fl —
Landacht-, Zins- u. Teiläcker		47 Mo.	
Freieigenes Land		141 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> Mo.	
		424 Morgen	

Der Ackerbesitz bestand demnach aus rund 55<sup>0</sup>/<sub>100</sub> Hof- und Lehenland, aus 11<sup>0</sup>/<sub>100</sub> Landacht-, Zins- und Teiläckern und zu 34<sup>0</sup>/<sub>100</sub> aus von grundherrlichen Abgaben freiem Eigenland. Zu seinem Besitz gehörten ferner knapp 10 Morgen Weingärten, etwa 9 Morgen Wiese und einige Baum- und Krautgärten. Der Waldbesitz beschränkte sich auf einen unbedeutenden Anteil an einem Gemeindewald.

Der Kornwestheimer Wald, im wesentlichen aus dem „Lorcher“<sup>10</sup>, später Lerchenholz bestehend, war schon im Mittelalter bis auf bescheidene Reste der rodenden Axt gewichen. Bau- und Brennholz mußte daher größtenteils zugekauft werden. Als sich um 1575 ein Neubau der Schafhofscheuer notwendig machte, drang man 1579 nach jahrelangen Auseinandersetzungen darauf, sie aus „Steinwerk“ zu errichten, da „Bauholz in jetziger Zeit nur teuer und beschwerlich zu bekommen“ sei. Die ärmeren Dorfbewohner benutzten häufig Stroh als Brennmaterial. Soweit der Wald nicht bereits der hochmittelalterlichen Rodung zum Opfer gefallen war, drohte er Ende des 16. Jahrhunderts vollends zu verschwinden. Um der rasch angewachsenen ärmeren Bevölkerung ein bescheidenes Auskommen zu gewährleisten, wurden damals durch die Gemeinde von dem nur noch 32 württ. Morgen umfassenden Wald ungefähr 17 Morgen zur Rodung und zur Anlage von Krautäckern freigegeben. Jedoch die 12 Besitzer dieser Äcker erfreuten sich nur wenige Jahre ihres Landbesitzes. Die württembergische Herrschaft erhob Einspruch und befahl, die Gemeinde solle die Äcker „widerumb zu dem Wald ziehen und reuniren, daß sie künftig mit Holz anwachsen mögen“. Letztlich aber kam der Dreißigjährige Krieg dem Waldwuchs zugute, da wohl für Jahrzehnte wenig ertragreiche Äcker seitdem un bebaut blieben und sehr bald von Busch- und Strauchwerk sowie von Bäumen überwuchert wurden. Nach dem Kieserschen Forstlagerbuch von 1699 maß das Lerchenholz schließlich 117<sup>3</sup>/<sub>4</sub> württ. Morgen und erreichte damit eine Ausdehnung, die es weder im 16. noch im 18. Jahrhundert und späterhin besaß. 1699 nahm der Wald

<sup>10</sup> So benannt nach dem am frühesten nachweisbaren Besitzer, dem Kloster Lorch im Remstal.

etwa 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub>% der Kornwestheimer Markung ein. Im 16. Jahrhundert war der Waldanteil geringer, Mitte des 19. Jahrhunderts belief er sich auf etwas über 1%.

Nach diesem knappen Exkurs in die Geschichte des Kornwestheimer Waldes, der gewissermaßen dem „Landhunger“ der sich mehrenden Bevölkerung weichen mußte und wohl niemals die Jagdleidenschaft entzündet hatte, sei wiederum zur Schilderung der Lebensverhältnisse des Bauern Minner zurückgekehrt. Er hinterließ seinen Erben an Gebäuden: 5 Wohnhäuser, 6 Scheuern und 4 Stallungen, teilweise unterkellert. Ein Haus mit Scheuer und Stallung sei erst „von neuem erbauet“ worden. Sein gesamter Gebäude- und Grundbesitz wurde verhältnismäßig niedrig und nicht nach dem Wiederbeschaffungswert auf rund 19 439 fl taxiert.

Die fahrende Habe einschließlich des Viehes ist nur teilweise im einzelnen erfaßt worden. Noch ungedroschen lag die Ernte des Jahres 1599 in den Scheuern. Im Weinkeller speicherten 59<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Eimer (= 17 440,64 Liter) Rot- und Weißwein der Jahrgänge 1597–1599. Unerwartet gering mutet der Viehbesatz an. Lediglich zwei Milchkühe (rotbunt) standen im Stall und deckten wohl gerade den Eigenbedarf der Familie wie des Gesindes. Gezählt wurden ferner 14 Schweine: 9 Futterschweine, zwei Eber und drei Mastschweine („1 ist gemetzt“). Da jeder Besitzer des Widumshofes verpflichtet war, das Faselvieh für das Dorf zu halten, fütterte Minner zusätzlich drei Farren (Bullen) und zwei Eber, war doch sein Hof schatzungs- und zehentfrei und zusätzlich mit zwei Morgen Wiese ausgestattet. Pferde waren 9 vorhanden, deren Wert man auf insgesamt 233 fl bezifferte<sup>11</sup>. Sicherlich gab es auch einiges Geflügel auf dem Hof, doch kam dessen Anzahl nicht ins Inventar. Wachs und Honig lieferten 10 „Körbe Immen“.

Die Schweinehaltung hielt sich allerdings über dem Rahmen einer spätmittelalterlichen Bauernwirtschaft, die keine Waldweide (Eichelmast) nutzen konnte und daher außer den Drusch- und Küchenabgängen meist Rüben verfütterte. Mit jährlich 12 gemästeten Schweinen war eine ausreichende Selbstversorgung des Hofes gesichert und konnten darüber hinaus im Höchstfall 10 Mastschweine verkauft werden. Aus dem Inventar geht hervor, daß Minner jährlich einige Schweine an Metzger abgab, andererseits aber wohl meist von ihnen die Ferkel zur Aufzucht bezog. Für den Ferkelhandel der Kornwestheimer Metzger bietet bereits das älteste Kornwestheimer Gerichtsbuch des 16. Jahrhunderts einige Belege.

Ausgesprochen gering war der Rindviehbesatz, was größtenteils am Mangel an Wiesenflächen lag. In Kornwestheim fehlte es bereits im hohen Mittelalter an Wiesenland, das zugunsten des sich ausdehnenden Getreidebaus umgebrochen worden war. Kornwestheimer Herrenhöfe besaßen um 1350 nur noch einen Wiesenanteil von 3% der landwirtschaftlichen Nutzfläche. Kaum größer war er bezogen auf die Gesamtflur. Auch die folgenden Jahrhunderte führten zu keiner wesentlichen Verschiebung zwischen Grün- und Ackerland. Die Markung des Dorfes umfaßte 4600 Morgen, an denen das Wiesenland seit 1700 nur mit 130 Morgen beteiligt

<sup>11</sup> Das Inventar gibt sogar die Namen der Pferde an. Eins hieß übrigens „Schiller“. Außerdem fanden sich drei Schimmel, ein Rappe und ein Brauner.

war. Die etwa 9 Morgen Wiese, die Minner besaß, machten sogar nur 2% seiner gesamten Wirtschaftsfläche aus. Das unzulängliche Wiesenland gab Jahrhunderte hindurch zu Klagen Anlaß und führte teilweise zu verschiedenen Notlösungen. Als sich der Landesherr nicht einverstanden erklärte, daß Äcker in Wiesen verwandelt würden, hielt man ihm erneut in einem Bericht vom November 1632 entgegen, daß die Kornwestheimer „ohne das großen Mangel an Wiesen haben“.

Durch sorgsamste Wiesenpflege, nicht zuletzt durch Bewässerung, wurde immerhin erreicht, daß die Wiesen schon seit dem Hochmittelalter meist zweimal jährlich gemäht werden konnten und außer Heu das im zweiten Schnitt gewonnene Öhmd (Grummet) anfiel. Doch die geschrumpften Wiesenründe boten einer ausgedehnten Rinderhaltung nicht den nötigen Nahrungsraum, zumal auch das Pferd am Heu partizipierte. Der herrschende Flurzwang, der Zwang, jährlich rund ein Drittel der Ackerfläche der Brache zu überlassen und die restlichen zwei Drittel mit den vorgeschriebenen Winter- und Sommerfrüchten zu bebauen, machte es unmöglich, das Grünland wesentlich zu erweitern oder andererseits den schon im 14. Jahrhundert in Kornwestheim bezeugten Wickenbau auszudehnen. Ein Drosseln des Rinderbestandes war die unausbleibliche Folge. Um zu verhindern, daß ein Einwohner seinen Viehbestand auf Kosten der anderen vermehrte, setzten viele Gemeinden im 16. Jahrhundert und vielfach schon früher den Umfang der Rinderhaltung fest und bestimmten, wie viele Kühe jeder Hofbesitzer füttern dürfe. In Kornwestheim beschränkte die Gemeinde im 16. Jahrhundert die Rinderhaltung auf insgesamt 160 Stück Vieh, so daß keinem der großen Hofbauern eine seiner Nutzfläche adäquate Rinderhaltung gestattet war. Ein dem Landesherrn erstatteter Bericht über den Weidgang von 1557 brachte zum Ausdruck, daß mehr Rinder „mit nütz und arbeit“ nicht aufzubringen seien<sup>12</sup>. Die Brache und teilweise die Stoppeln seien die einzige Sommerweide, reichen aber nicht aus, um das ganze Sommerhalbjahr hindurch beweidet zu werden. Die Bauern seien daher genötigt, ihr Vieh auch im Sommer in den Ställen oder in den Baumgärten innerhalb des umzäunten Eitters durchzubringen. Wenn sie nicht den Dung zur Besserung ihrer Güter so dringend brauchen würden, „so wolten sie lieber minder dann mehrer (Vieh) haben“. In allen Dörfern des Amtes Cannstatt lagen die Verhältnisse nicht anders. Der Viehweide geschah außerdem dadurch Abbruch, daß eine Anzahl von Einwohnern außerhalb des umzäunten „Eitters“ Äcker in Wiesen und Gärten verwandelten, diese umzäunten und dem Weidevieh den Zutritt versperrten. 1566 wurde daraufhin von dem Kornwestheimer Schultheißengericht eine „Weidgangs-Entscheidung“ getroffen, die bestimmte, daß in der Umzäunung derartiger Grundstücke zwei Türen anzubringen seien, damit das Vieh zwischen Michaelis und Georgi auch diese Grundstücke beweiden könne. Im übrigen sei es das Recht von Schultheiß und Gericht, Wiesen und andere Grundstücke zu „verbannen“, d. h. zu bestimmen, zu welcher Zeit die Viehhütung verboten sei.

Wie begehrt der Dünger war und wie sehr selbst die Grundherren darauf achteten, daß die Felder in regelmäßigen Abständen gedüngt wurden, beweisen schon die den Bauern im 14. Jahrhundert ausgestellten Maier- und

<sup>12</sup> A 335, Cannstatt, Büschel 3, HStA Stuttgart.

Lehnbriefe mit ihren sehr detaillierten D ü n g u n g s v o r s c h r i f t e n<sup>13</sup>. Neben die Naturdunggaben trat das Mergeln, von dem man sich lange Zeit großen Nutzen versprach. Die Größe der Dungstätte wurde sehr bald zu einer Art Visitenkarte des Ackerbauern, dem es am zweckmäßigsten schien, die Dungstätte unmittelbar vor seinem Hause, direkt an der Straße zu errichten. Mit ästhetischen Bedenken durfte man ihm nicht kommen. Wiederholt unternommene Versuche, die Dungstätten an einen weniger auffälligen Platz zu verweisen, scheiterten. Dem 1836 ergangenen Erlaß, die Dungstätten – man zählte damals 202<sup>14</sup> – aus dem Ort zu schaffen, wurde ebensowenig restlos Folge geleistet wie vorangegangenen und späteren diesbezüglichen Verfügungen. Der Bauer beharrte auf Herkommen und Recht.

Während sich die Rinderzucht seit dem Mittelalter rückläufig entwickelte, ließ der Bauer Abstriche an seiner P f e r d e h a l t u n g nicht zu. Der Wunsch des Landesherrn, die Bauern zur Haltung von Zugochsen zu bewegen und die kostspieligen Pferde wieder abzuschaffen, in Verordnungen von 1536, 1554, 1567 und 1621 zum Ausdruck gebracht, war mehr ein wohlgemeinter Rat, gegeben in der Hoffnung, daß dadurch der zunehmenden bäuerlichen Verschuldung Einhalt geboten werden könne. Doch die wenigsten Bauern haben ihn befolgt. Der schon erwähnte Weidgang-Bericht von 1557 nannte die von den Bauern des Neckargaus geltend gemachten Gründe, weshalb sie das Pferd dem Ochsen vorzogen. Fünf Gesichtspunkte wurden vorgebracht: 1. Man besitze keine Weiden, um Zugochsen zu füttern. 2. Zum Straßen- und Wegebau müsse man Pferde und nicht Zugochsen haben. 3. Nur mit dem Pferde könne man im Herbst „Mist und Erden“ auf die Weingärten führen. 4. Bei Holzfuhrn müßten sie 2–2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Meilen fahren. Mit dem Pferdegespann würden sie morgens um 2 Uhr den Hof verlassen und seien spät abends zurück, Zugochsengespanne bräuchten aber zwei Tage. 5. Mit Zugochsen ließen sich die landesherrlichen Frondienste nicht bewältigen. – Sicher spielten noch einige andere Gründe eine Rolle.

Trotzdem läßt sich nicht behaupten, daß die Kornwestheimer insgesamt übermäßig viel Pferde hielten. Der Bauer Minner bewirtschaftete mit 9 Pferden immerhin rund 150 ha und betrieb wie viele größere Kornwestheimer Bauern nebenbei ein ertragreiches Fuhrgeschäft. Vom ausgehenden 15. bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden in Kornwestheim selten mehr als 90 Pferde gezählt.

Die Höhe der vom Landesherrn geforderten V o r s p a n n d i e n s t e scheint allerdings Ende des 15. Jahrhunderts gering gewesen zu sein. Für das 16. Jahrhundert fehlt die Übersicht, doch um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren sie für die Pferdehalter zu einer empfindlichen Last geworden, obwohl für den Vorspann im Rahmen des Land- und Amtsschadens seit dem Mittel-

<sup>13</sup> Sämtliches Stroh, was auf den Äckern geerntet wurde, sollte wieder als Mist auf die Acker gebracht werden. In der Regel wurden im Brachjahr auf jeden Morgen 10–12 zweirössige „karchvoll“ (Karren) Mist geführt. Zur Kontrolle mußten die Bauern einen ehrbaren Zeugen beibringen, der bestätigte, daß sie auch die festgesetzte Anzahl Mistfuder auf den Acker gefahren haben. Vielfach wurde auch in den Dörfern festgelegt, von wann ab Mist gebreitet werden durfte, um der Herrschaft die Kontrolle zu erleichtern.

<sup>14</sup> StA. Kornwestheim.

alter eine Entschädigung gezahlt wurde. In einem Jahre, von Weihnachten 1656 bis Weihnachten 1657, stellten die Kornwestheimer dem Landesherrn 729 Pferde als Vorspann<sup>15</sup>, was so viel bedeutete, daß das Dorf an jedem Wochentag des Jahres mit zwei und etwa ein Vierteljahr lang mit drei Pferden landesherrliche Fuhrdienste zu leisten hatte. Die von den Bauern darüber geführte Klage beweist, daß eine derartige Beanspruchung von alters her nicht üblich war.

Über die Einkünfte der Kornwestheimer Bauern im 16./17. Jahrhundert und die Höhe der damaligen Hektarerträge sind wir verhältnismäßig gut unterrichtet. Die Hektarerträge dürften im 16. Jahrhundert kaum höher gewesen sein als im Verlaufe des Mittelalters und lagen auf jeden Fall niedriger als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, nachdem die Besömmerung der Brache mehr und mehr Eingang gefunden hatte. Zu berücksichtigen ist aber auch, daß sich von Jahr zu Jahr mitunter erhebliche Ertragsschwankungen einstellten, die der Bauer in Kauf nehmen mußte. In Kornwestheim erntete man um 1600 im Durchschnitt je Morgen: Roggen 2 Scheffel, Dinkel 4 Scheffel und Hafer 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Scheffel. Der Höchstertag lag für Roggen bei 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Scheffeln, für Dinkel bei 8 Scheffeln und für Hafer bei 5 Scheffeln<sup>16</sup> – in modernen Maßeinheiten ausgedrückt:

	Minstdurchschnitt	Höchstertag je ha
Roggen	7 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> dz	13,12 dz
Dinkel	9,3 dz	16,6 dz
Hafer	6 dz	12 dz

Wenn man jedoch nach dem Reinertrag je Morgen fragt, so sind von den genannten Bruttofeldererträgen noch erhebliche Abstriche zu machen. Nach 1560 ließ das nunmehr säkularisierte Klosteramt Bebenhausen die jährlichen Einnahmen der dem Kloster inkorporierten Pfarrei Kornwestheim berechnen<sup>17</sup>. Dabei war der Reinertrag von 13<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Morgen Pfarrland festzustellen, das allerdings weder mit Gülten noch mit Zehnten belastet war. Die Taxatoren brauchten sicherlich nicht erst komplizierte Berechnungen anzustellen, vom Bruttoertrag der Pfarräcker die evtl. Ausgaben für Saatgut, Dünger, Ackerarbeiten, Erntelohn, Drescherdienst usw. abzuziehen, um auf diese Weise zum Reinertrag zu kommen. Sie gingen gewiß von zeitüblichen Erfahrungssätzen aus, nach denen ein Morgen gült- und zehntfreier Acker mittlerer Qualität mindestens einen Scheffel guter Frucht Reinertrag abwerfen sollte, wenn die Bewirtschaftung ausschließlich auf der Basis von Lohnarbeit geschah. Da der Kornwestheimer Pfarrer jährlich nur 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub>–9<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Morgen bebaute, lautete das fachmännische Gutachten: „... Mögen zu gemeinen jaren ertragen leichter frucht X Scheffel“.

Es wäre nun nicht allzu schwierig, die Überschüsse der Wirtschaft des Bauern-Millionärs Minner zu berechnen, um zu beweisen, daß sein Ver-

<sup>15</sup> Fronen. StA. Kornwestheim.

<sup>16</sup> Nach der landesherrlichen Maßordnung von 1557 galten für Württemberg folgende Getreidemaße: 1 Scheffel (m) = 8 Simri (si), 1 si = Vierlinge (vi), 1 vi / 2 Achtel (a).

<sup>17</sup> A 461–467, Bü. 417, HStA. Stuttgart.

mögen und sein Einkommen wesentlich aus der Landwirtschaft stammten. Allein sein hinterlassenes Barvermögen, in einer der zahlreichen Truhen verschlossen, belief sich auf 4 479 fl 12 x. Vertreten war nicht bloß württembergische Landeswährung. Die Truhe barg über 23 verschiedene Münzsorten, die bekanntesten Währungen des europäischen Kontinents<sup>18</sup>. Ein so eifriger Sammler ließ sich sicher einem Geldfetschisten gleich vom Gelde betören. Aber man täte Minner wohl Unrecht, wollte man ihm unterstellen, sein Motiv, Geld und Reichtum zu akkumulieren, entsprang einem fast krankhaft zu nennenden Hange zum Geld. Auch war Minner, als Bauer unter Bauern lebend, nicht mit einem geldraffenden Wucherer auf eine Stufe zu stellen, obwohl eine seiner Truhen ferner zahlreiche Gültbriefe und Schuldverschreibungen, pergamentene Urkunden und papierne Quittungen enthielt. Es waren insgesamt 183 Gültbriefe, ein Kapital von 38 388 fl 24 x repräsentierend, das sich mit jährlich 5% verzinst. Überdies hinterließ er nicht wenige Außenstände, sog. verbrieft und unverbrieft Schulden, Beträge, um die er angeborgt worden war oder von seinen Geschäftspartnern noch nicht beglichene Rechnungen. Im Gerichtsinventar fehlten auch nicht die Namen der erstaunlich wenigen Schuldner, die mit ihren Zinszahlungen rückständig geblieben waren. Der Zinsfuß von jährlich 5% war generell während des 16. Jahrhunderts in den württembergischen Landesordnungen vorgeschrieben. Der jährliche Zins wurde grundsätzlich in Geld, nur in Ausnahmen in Naturalien entrichtet.

Der Bauer Minner hatte etwa die Hälfte des von ihm ausgeliehenen Gültkapitals zwischen 1542 und 1588 angelegt, für die andere Hälfte waren Gültbriefe vorhanden, die aus seinem letzten Lebensjahrzehnt datierten. Unter seinen Schuldnern befanden sich allein sieben Adlige der näheren Umgebung. Junker Philipp v. Gemmingen hatte den reichen Bauern um 400 fl angeborgt, zahlte aber nie Zins, und als er starb, war von ihm erst recht nichts mehr zu erben. Die Familie Minner strengte daraufhin einen Prozeß an, der bis vor das Reichskammergericht kam, um den Bürgen, einen Herrn v. Kaltental, zur Rückzahlung der Schuld seines verstorbenen Freundes zu zwingen. Zehn Jahre zog sich der Prozeß hin, bis das Reichskammergericht im Jahre 1616 die Ansprüche der Minnerschen Erben gegen den Bürgen rechtskräftig abwies. Günstiger verlief ein Verfahren gegen „Junker Martin v. Nippenburg zu Rieth“, dessen Schuld sich auf 1500 fl belief. Zwei Gültbriefe in Höhe von 1500 fl und eine Bürgschaftsleistung über 6000 fl waren als Sicherheit hinterlegt. Als jedoch v. Nippenburg mit den Zinszahlungen mehr und mehr in Rückstand geriet und auch nicht an eine Ablösung der Schuld dachte, erreichten schließlich die Minnerschen Erben in einem Prozeß, daß der adlige Schuldner ihnen den ihm gehörigen Zehnten zu Rieth überlassen mußte. Nur gegen entsprechende Unterpfänder ließ Minner ebenfalls Geld den württembergischen Herzögen, nachdem sie zuvor die Billigung der Landstände eingeholt hatten. Im Jahre 1546 lieh sich Herzog Ulrich v. Württemberg für Kriegsausrüstungen 650 fl, die später die

<sup>18</sup> U. a. spanische Doppeldukaten, doppelte Salzburger Dukaten, „Baptistische doppelte“ Dukaten, ungarische und Salzburger Dukaten, vierfache kaiserliche Kronen, gemeine doppelte Kronen, französische Kronen, gemeine Kronen, ein doppelter Carolus, Goldgulden, „Königische“ Taler, Reichstaler, Guldentaler.



Stadt Heidenheim als Schuld übernahm. 1591 nahm Herzog Ludwig v. Württemberg einen Kredit von 1000 fl in Anspruch und setzte als Unterpfand alle herzoglichen Einkünfte aus Stadt und Amt Markgröningen. Als Herzog Friedrich v. Württemberg im Jahre 1595 den reichen Kornwestheimer Bauern um weitere 1000 fl anging, traten Stadt und Amt Besigheim als „Mitverkäufer“ der Gült in Erscheinung.

Minner war vor allem einer der damals übrigens zahlreichen Kreditgeber des württembergischen Bauern neben nur einigen Handwerkern, die ebenfalls bei ihm in der Kreide standen. Und wer bei ihm schon stark verschuldet war, dem eröffnete er trotzdem weiteren Kredit. Er besaß Gültbriefe von etwa 90 Einzelschuldnern. Für 68 Gültbriefe zeichnete eine Art „Schuldnerkonsortium“ verantwortlich, das sich jeweils in den Kredit beanspruchenden Dörfern zusammengefunden hatte und dem Gläubiger gewiß größere Sicherheit verbürgte. Hinzu kamen noch 13 Gültbriefe, welche von Dorfgemeinden oder -gerichten stammten. Auf rund 60 Ortschaften – alle im Umkreis von 25 km um Kornwestheim gelegen – verteilte sich sein ausgeliehenes Kapital, wobei auffällt, daß er in seinem Heimatdorf Kornwestheim wie in dem zuständigen Amtsbezirk Cannstatt verhältnismäßig wenig Geld vergeben hatte. Einige Adelsdörfer waren bei ihm stark verschuldet. Mit knapp 4800 fl stand Offingen, einem Reinhard v. Neuhausen gehörend, von allen Ortschaften, die bei Minner Geld ausgeliehen hatten, in der weitaus höchsten Schuld. Aber die Adelsdörfer, die zum Aufnehmen von Gülten stets der Genehmigung ihres grundherrlichen Dorfherrn bedurften, waren nicht höher verschuldet als manche württembergischen Amtsdörfer. Hier wie dort bestand außerdem durchaus Aussicht, daß die Zinsen bezahlt und eines Tages die gesamten Schulden abgetragen wurden.

Dem Geldgeschäft, wie es Minner und zahlreiche andere Bauern und Bürger damals betrieben, haftete keineswegs ein schwerwiegendes Risiko an. Die Agrarpreiskonjunktur des 16. Jahrhunderts hatte das Geld billiger gemacht, da die Preise, kaum die Löhne inflationäre Tendenzen aufwiesen. Man konnte es damals gewissermaßen durch „Schuldenmachen“ zu einem Vermögen bringen. Jedenfalls wurden Kredite aufgenommen und zur Anschaffung von Grundvermögen verwendet. Die Rückzahlung erfolgte nach Jahrzehnten in billigerem Gelde und fiel häufig nicht allzu schwer. Durch Verkauf von überschuldetem Besitz konnte man außerdem der drohenden Zwangsvollstreckung entgehen.

Wie sehr der Kauf, Verkauf und Tausch von Grundbesitz im ausgehenden 16. Jahrhundert florierte, veranschaulicht das älteste erhaltene Kornwestheimer Gerichtsbuch. Vor 1580 wurden selten mehr als 20 gerichtspflichtige Handlungen im Rahmen der freiwilligen Gerichtsbarkeit vorgenommen und ins Gerichtsbuch eingetragen, nach 1580 bildeten weniger als 20 gerichtliche bestätigte Kaufgeschäfte trotz gewaltig gestiegener Bodenpreise die Ausnahme.

Als 1574 Schultheiß Philipp Hannemann (1572-78) die erstmals 1559 bezeugte Kornwestheimer „Gastherberg“ des Karlin Stahel am Stillhart schuldenhalber kaufte, übernahm er zugleich die Schulden, die sich auf über 400 Gulden beliefen und übrigens auf 20 Gläubiger verteilten. Schon 1579 veräußerte er sie an Paulin Stahel, der jedoch den Vertrag nicht einhielt, so daß sie noch

im gleichen Jahr in andere Hände übergang. Auch in der Folgezeit wechselten die beiden Kornwestheimer Gastherbergen häufig ihre Besitzer. Das Steuerbuch von 1605 nennt sogar vier Herbergswirte, im Steuerbuch erscheint nur noch ein Georg Scheffer als Herbergsbesitzer. Das Grundvermögen zeichnete sich durch große Mobilität aus.

Daß es im ausgehenden 16. Jahrhundert nicht an Geld mangelte, läßt sich ebenfalls an der trotz mancher Schwierigkeiten fast reibungslos geschehenen Rückzahlung der Minnerschen Geldforderungen ablesen. Sie erfolgte in verhältnismäßig kurzer Zeit, was gewiß nicht ohne Drängen der Erben geschah. Schon zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges besaßen sie nur etwa ein Drittel des an sie gelangten Gültkapitals<sup>19</sup>. Sicherlich wäre es schon fast vollständig abgelöst gewesen, hätte nicht die Witwe des Verstorbenen aus dem Zinsbezug überwiegend ihren Lebensunterhalt bestritten. Das Minnersche Gültkapital schrumpfte somit nach Minners Tode rasch zusammen, obwohl er gewiß der württembergische Bauer war, der um 1600 über das größte Gültkapital verfügte. Aber er konnte andererseits von sich keineswegs behaupten, daß er der einzige Kornwestheimer Bauer war, der vor 1600 den Geldverleih betrieben hatte<sup>20</sup>. Um 1606 waren außer den Minnerschen Erben noch drei weitere Bauern neben dem Pfarrer im Besitz von Gülden. Insgesamt wurde ein Gültkapital von 19 320 fl steuerlich erfaßt. Nach dem Kataster von 1628 gab es hingegen nur einen Bauern – es war nicht einmal der reichste – der 1300 fl gegen Zins ausgeliehen hatte.

Nun wird man allerdings das Kornwestheim um 1600 nicht bloß als ein Zentrum dörflichen Kapitalverleihs sehen dürfen, da andererseits in allen Jahrhunderten so mancher Bewohner nicht umhin konnte, Schulden aufzunehmen. Die *Verschuldung* war jedoch, gemessen am Vermögen der Bewohner, Ende des 16. Jahrhunderts *gering*. Als im Jahr 1591 Herzog Ludwig von Württemberg zahlenmäßige Zusammenstellungen über die Verschuldung aller Ortschaften und Ämter seines Landes anforderte, wurde dem zuständigen Amt Cannstatt mitgeteilt, daß Kornwestheimer Bürger lediglich in Höhe von 2197 fl verschuldet seien<sup>21</sup>. Je Besitzstelle ergab sich eine durchschnittliche Verschuldung von nur 22 fl, übrigens die unterste Verschuldungsgrenze im gesamten Amt Cannstatt. Bezogen auf das gesamte Steuervermögen der Einwohnerschaft belief sich die Verschuldung auf 2,2 v. H. 1525 betrug das gesamte Steuervermögen des Dorfes nur 4372, die Kreditschuld aber 360 fl, so daß die bäuerlichen Vermögen damals zu 8<sup>0</sup>/<sub>0</sub> ihres Steuerwertes verschuldet waren. Die Verschuldung, bezogen auf die vorhandenen Vermögenswerte, war demnach von 1525 bis 1591 gesunken, während sie sich je Besitzstelle von 6 auf 22 fl erhöhte und absolut gesehen um das Sechsfache gestiegen war. Zu Besorgnissen gab ein solcher Verschuldungsgrad kaum Anlaß. Auch muß man wissen, daß von den 103 Bürgern 1591

<sup>19</sup> Die Witwe besaß 1619 Gülden im Wert von 10 600 fl, ihr ältester Sohn Conrad Mi. 1607 nur noch in Höhe von 600 fl, ihr zweiter Sohn Hans Mi. versteuerte 1615 1300 fl Gülden und ihr Schwiegersohn Georg Koch im Jahre 1606 2100 fl Gülden.

<sup>20</sup> Bäuerliche Waisengelder wurden häufig zinsbringend angelegt. Selbst Kornwestheimer Seldnerkindern gehörte 1591 ein wenn auch geringfügiges Gültkapital.

<sup>21</sup> Amt Cannstatt Bü. 9, HStA Stuttgart.

außer der Gemeinde nur 14 Einwohner fremde Kredithilfe beansprucht hatten, also nur 14‰ der Bewohnerschaft waren mit einer Schuld belastet.

Die 14 Kreditschuldner Kornwestheims waren allesamt Hausbesitzer, betrieben eine kleinere oder mittlere Landwirtschaft und besaßen teilweise sonstige Erwerbsquellen. Für wohl jeden von ihnen bestand daher, seine potentielle Liquidität ausnutzend, die Möglichkeit, sich durch den Verkauf von einem oder zwei Morgen Eigenland von heute auf morgen zu entschulden. Nur dem Bauern Simon Rohleder wäre die sofortige Ablösung der Schuld sicherlich schmerzlich gefallen. Erst 1589 hatte er über 500 fl aufgenommen, um sich ein Besitztum zu schaffen. Der Steuerkataster von 1606 taxierte sein Haus- und Grundvermögen auf nur 611 Pfund, d. h. 865 fl 33 x, wobei allerdings nicht ersichtlich ist, ob die Schulden bereits abgesetzt worden waren. Nach dem Kataster von 1628 besaß jedoch derselbe Simon Rohleder bereits ein Steuervermögen von 2705 fl 22 x. Die hohe Verschuldung im Jahre 1591 hatte demnach nicht zu seinem wirtschaftlichen Untergang beigetragen, sondern ihm vielmehr geholfen, sein Besitztum zu vergrößern.

Das Beispiel des Simon Rohleder stellte sicher keinen Einzelfall dar, sondern veranschaulicht stellvertretend für andere Schicksale das Vermögenswachstum während der Konjunkturwelle des 16./17. Jahrhunderts. Wenn kleinste Vermögen mitunter rascher wuchsen als die der Mittelbauern, so hat man es hier meist mit Nebenerwerbsbetrieben zu tun, die sich vor allem aus Handwerk und Gewerbe zusätzliche Einnahmen erschlossen hatten. Die wirtschaftliche Dynamik des 16. Jahrhunderts, nicht zuletzt aus der starken Bevölkerungsvermehrung resultierend, ließ überhaupt die einst breite bäuerliche Mittelschicht mehr und mehr verschwinden und führte zu einem zahlenmäßigen Übergewicht des Zwerg- und Kleinbetriebes. 1628 waren in Kornwestheim 51‰ aller Besitzstellen Kleinbetriebe bis zu 20 Morgen<sup>22</sup>. Mit Anschwellen des Kleinbesitzes wurde zugleich der landwirtschaftliche Nebenerwerbsbetrieb geboren, der erst im größeren Maße Handwerk und Gewerbe im Dorfe selbsthaft machte. Von den 74 Kornwestheimer Kleinbetrieben bis zu 20 Morgen wurde 1628 etwa die Hälfte von dörflichen Handwerkerkern, Gewerbetreibenden oder Landhändlern bewirtschaftet. Handwerkerlöhne oder Unternehmergewinne besserten die landwirtschaftlichen Einkommen auf. Wer aber von den Landarmen nicht das Glück hatte, in Handwerk oder Gewerbe Fuß zu fassen, dem war das Los des Landarbeiters beschieden, in das sich etwa die Hälfte der Besitzärmeren fügen mußte.

Um 1606 versteuerte in Kornwestheim noch die Witwe des Jerg Minner trotz erfolgter Erbteilung das größte Vermögen. Sie war mit annähernd 16000 Gulden veranlagt – einem Witwenvermögen, von dem eine einfache Bäuerin, die noch die Zeit nach dem Bauernkrieg als Kind miterlebt hatte, im allgemeinen kaum zu träumen wagte. Nach dem Kornwestheimer Kataster von 1628, der erstmals den gesamten bäuerlichen Grundbesitz erfaßte, besaßen 30,6‰ (45) aller Steuerzahler ein Vermögen von über 1000 fl. Vier Bauern versteuerten mehr als 5000 fl, unter ihnen einer mit 13432 fl, weitaus die Spitze haltend, der Besitzer des herrschaftlichen Schafhofes.

Im einzelnen zeigte die Vermögensverteilung folgendes Bild:

<sup>22</sup> Nach dem Steuerbuch, StA. Kornwestheim.

Wert:	bis 50 fl	50–100 fl	100–250 fl	250–500 fl	500–1000 fl
Zahl:	13	19	23	20	27
% (abgerundet)	8,8	12,9	15,7	13,6	18,4

Wert:	1000 bis 2000 fl	2000 bis 3000 fl	3000 bis 4000 fl
Zahl:	30	7	2
%	20,4	4,8	1,4

Wert:	4000 bis 5000 fl	5000 bis 6000 fl	6000 bis 7000 fl	13 500
Zahl:	2	1	2	1
%	1,4	0,7	1,4	0,7

Die im Vergleich zu anderen Dörfern weit fortgeschrittene soziale Differenzierung in Kornwestheim wird noch deutlicher, wenn ergänzend hinzugefügt wird, daß die 45 Steuerzahler mit über 1000 fl Vermögen insgesamt 76,5 % des gesamten steuerbaren Vermögens des Dorfes innehatten. Die restlichen 23 % verteilten sich auf die übrigen 69 % der Bevölkerung. Dennoch lag das Durchschnittsvermögen nur etwas unter 1000 Gulden.

Vermögensexpansion, Bevölkerungswachstum, soziale Differenzierung wandelten das Gesicht Kornwestheims im 16./17. Jahrhundert und gaben ihm fast den Charakter eines städtischen Gemeinwesens oder doch den eines bedeutenden Marktfleckens. Es ist bedauerlich, daß nicht bereits für die Zeit bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges eine genaue berufsständische Zählung, eine Art Gewerbestatistik, vorliegt, die die sich inzwischen vollzogene Verlagerung von der Landwirtschaft zu Gewerbe, Handwerk und Handel greifbarer in Erscheinung treten ließe. Die ergänzenden Angaben in den ältesten Steuerbüchern dürfen keine Vollständigkeit beanspruchen. Dennoch sei wenigstens der Versuch unternommen, mit Hilfe der Steuer- und der Gerichtsbücher eine ungefähre Kornwestheimer Gewerbestatistik für die Zeit um 1620 zu erstellen. 1569 ist in den Quellen von den „beiden Hufschmiden“ die Rede. Für zwei Schmiede bot sich auch in den folgenden Jahrhunderten genügend Arbeit und Brot. Als der Kornwestheimer Schmied und Leibeigene Kappler im Pestjahr 1635 starb, hinterließ er ein für damalige Zeiten beachtliches Vermögen von 1478 fl. Daß es eine Sattlerei gab, ist aus der 1607 erfolgten Erwähnung eines Sattlergesellen zu schließen. Gesichert ist ebenfalls die Existenz von vier Bäckern, die sich sowohl des öffentlichen Backhauses bedienten als auch die Hausbäckerei betrieben. Seit dem 15. Jahrhundert genügte jedoch Kornwestheim lediglich eine Mühle, die untere Mühle am Klingenbrunnen, 1522 und 1630 aus nur einem Mahl- und einem Gerbgang bestehend. 1628 repräsentierte sie einen Steuerwert von 1704 Gulden. Im Gegensatz zur von Anbeginn selbständigen Berufsgruppe der Bäcker und Müller ist das Kornwestheimer Gastwirts- und Metzgergewerbe aus bäuerlichem Nebenerwerb hervorgegangen. Ihm schien für lange Zeit die Landwirtschaft als Haupteinnahmequelle gedient zu haben, so daß es nicht als notwendig erachtet wurde, den Nebenerwerb gesondert zu besteuern und im Steuerbuch zu vermerken. Doch die Metzger machten vor Gericht mehrfach von sich reden. Hier erfahren wir auch, daß

um 1605 den Landwirten Michel und Leonhardt Geissel nicht nur eine der beiden Kornwestheimer Gastherbergen gehörte, sondern sie außerdem vom Metzgerhandwerk lebten. Die enge Verbindung zwischen Metzgerei und Gastwirtschaft reicht somit bis ins 16. Jahrhundert zurück und ist vielleicht – auch in Kornwestheim – noch älteren Ursprungs. Zwei Gastherbergen und zwei Metzger sind zu Beginn des 17. Jahrhunderts mit Sicherheit zu belegen, doch ist nicht auszuschließen, daß weitere Kornwestheimer Bauern damals am Fleischverkauf, Viehhandel und am Getränkeausschank verdienten.

Zum Ausschank gelangte in der Hauptsache Wein, die Branntweinbrennerei kam erst auf, der Biervertrieb war in den Dörfern Altwürttembergs noch nicht heimisch. Etwa die Hälfte der Kornwestheimer Bürger versorgte sich um 1600 freilich noch selbst mit den Erzeugnissen ihres Weinbaus. Die rund 40 Morgen Weingärten auf der Kornwestheimer Markung verteilten sich um 1605 auf 72 Bürger, 42 bebauten weniger als einen halben Morgen. Kornwestheim mit seinen lößbedeckten Feldmarken zählte zwar niemals zu den bedeutenden Weinbaugebieten Württembergs, was aber die Bewohner nicht hinderte, Wein anzubauen. Die Weingärten bedeckten andererseits Mitte des 16. Jahrhunderts kaum 1% der Nutzfläche. Als nach 1600 einige Morgen Acker zu Weinland gemacht wurden, erreichte der Kornwestheimer Weinbau eine Ausdehnung, die er zuvor niemals besaß und nach dem 30jährigen Kriege nie mehr erlangen sollte.

Auch der reiche Minner dürfte sich im Weinbau ausgekannt haben, denn seine 10 Morgen Rebkulturen trugen gewiß nicht schlecht. Wie es scheint, erzielte er im Jahre 1599, das übrigens ein überaus gutes und reiches Weinjahr war, sogar einen überdurchschnittlichen Ertrag. Nach Abzug des Zehnten, der sogleich beim Keltern erhoben wurde, wie sonstiger Abgaben blieben ihm immer noch an 30 Eimer Wein<sup>24</sup>. In seinem Keller lagerten zwar an 17700 Liter, doch außer der Ernte des Jahres 1599, die schätzungsweise 10 000 Liter ausmachte<sup>25</sup>, waren die Jahrgänge 1597 und 1598 vertreten. Da er inzwischen „Most“ der Neulese verkauft hatte, ist nicht anzunehmen, eher wäre denkbar, daß vielleicht mancher Schuldner seine Schuld in Wein beglichen hatte. Der von Minner möglicherweise erzielte Bruttoertrag von knapp 4 Eimern je Morgen lag jedenfalls so hoch, daß er kaum glaubwürdig erscheint.

Die Kornwestheimer Kelter, einst vor dem Dorf gelegen, stammte nachweislich aus dem Mittelalter, das Küfergewerbe, zunächst auch lediglich Nebenerwerb, dürfte hingegen neueren Datums sein. Erstmals im 17. Jahrhundert erfahren wir von einem Küfer. Es heißt, daß der Kornwestheimer Bauer und Bürgermeister Lorenz Jehle (1606–1686) zugleich Küfer war<sup>26</sup>.

Mit vier Schuhmachern und ebensovielen Schneidern war das Bekleidungs Handwerk vor dem 30jährigen Krieg recht ansehnlich ver-

<sup>24</sup> Als Weinmaße galten: 1 Eimer = 16 Imi = 160 Maß; 1 Maß = 1,837 Liter. Vgl. F. Lutz, Altwürttembergische Hohlmaße, Stuttgart 1938, S. 104.

<sup>25</sup> Die genaue Menge des Jahrgangs 1599 läßt sich nicht ermitteln, weil dieser teilweise mit älteren Jahrgängen vermischt war („Mischling“).

<sup>26</sup> Vgl. A. Jehle, Stammbuch der Kornwestheimer und Bietigheimer Jehle (1924).

treten. Erheblich größer war die Zahl der *Hausweber*, nur hatten sie sich inzwischen zu Ackerbürgern gewandelt, die sich nur noch in den Wintermonaten der Weberei auf Bestellung widmeten. Das Steuerbuch von 1628 weist lediglich einen hauptberuflichen Weber nach. Auch das Kornwestheimer Bauhandwerk ist aus nebenberuflicher Tätigkeit erwachsen. 1610 begegnet uns ein Maurer (Jacob Gabler), 1625 ein Schreiner (Bastian Stahel); auch fehlte sicher nicht der Zimmermann.

Mit dem Zeitalter des Barock und des Rokoko war die große Zeit der mittelalterlichen Baderei, soweit sie zur Stätte eines geselligen Badekults geworden war, endgültig vorüber. Im Steuerbuch von 1628 erscheint ein letztes Mal die Kornwestheimer Baderei, die seit über zwei Jahrhunderten in der Familie Huß erblich war. Heute erinnert lediglich noch die Badstraße an das mittelalterliche dörfliche Bad. Die Sittlichkeit des ausgehenden 17. und 18. Jahrhunderts verpönte das gemeinsame Bad in hölzernem Bottich. Seit Ende des 17. Jahrhunderts sorgten *zwei Barbier* für das Stutzen von männlichem Bart- und Haupthaar und betätigten sich ferner ihrer Art gemäß auf dem Gebiet der Quacksalberei. Derber männlicher Geselligkeit diente fortan das Wirtshaus.



Abb. 2. Kornwestheim: Badstraße. Der Platz des ehem. Badhauses. Rest des Brunnens ist in der Mitte des Bildes noch sichtbar

Nach dem 30jährigen Krieg verschwand ebenfalls eine weitere Berufssparte, nämlich der zu den mannigfaltigsten Feierlichkeiten aufspielende „*Sackpfeiffer*“, noch 1619 erwähnt. Andere Formen des Dorfmusikantentums lösten den Dudelsackvirtuosen ab.

Mit dem wohl erst unmittelbar vor 1600 nach Kornwestheim übergesiedelten Kessler Dürr hatte sich ein neues Handwerk in Kornwestheim seßhaft gemacht, das allerdings mit dem großen Kriege ebenfalls aus dem Ort für immer verschwand, wemgleich die Dürre in Kornwestheim wohnen blieben. Der Kessler Dürr hatte 1628 ein Haus mit kleinem Garten in der „Vorstatt“ bezogen. Ob auch er, wie die meisten anderen erwähnten Handwerker, Gesellen hielt und Lehrjungen ausbildete, wissen wir nicht. Bekannt ist nicht einmal, inwieweit sich die Handwerker Kornwestheims zu Zünften oder Innungen zusammengeschlossen hatten oder anderen Zünften angehörten und welches Zunftrecht für sie galt. Ohne Zweifel unterlag jedoch der Ausbildungsweg des Handwerkers, beginnend mit den Lehrjahren über das „Gesellenstück“ bis hin zum Meisterbrief bereits einer allgemein verbindlichen Regelung, die zugleich das zu zahlende Lehrgeld, die Höhe des Gesellenlohns wie den Umfang des Meistertrunks mit einschloß.

Die fast stete Bevölkerungsvermehrung bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges, das Seßhaftwerden von neuen Handwerker- und Tagelöhnerfamilien, die häufige Teilung größerer Gehöfte unter mehreren Miterben v e r -



Abb. 3. Seldnerhäuser, ein- und zweistöckig

wandelten auch merklich das Ortsbild Kornwestheims. In dem Jahrhundert zwischen 1525 bis 1625 hat sich allein die Zahl der vorhandenen Wohnhäuser etwa verdoppelt. 1628 wurden 108 steuerpflichtige Wohngebäude erfaßt und darüber hinaus über 60 Scheunen. In der Altsiedlung rückten daher die Häuser immer näher. Neben den großen

Wohngebäuden der alten Gehöfte wurden kleinere schmale Seldnerhäuser aufgeführt, in der Fachsprache ausgedrückt: „gestelzte Einhaustypen“. Im Untergeschoß befanden sich kleinere Stallungen, das Obergeschoß diente als Wohnung, unter dem Dach wurden Vorräte aufbewahrt. Die Unterkellerung bildete eine Ausnahme. Da – um nicht zuletzt zwangsläufigen Familienstreitigkeiten zu entgehen – eine jede Familie nach eigenem Hausbesitz strebte, Bauland aber knapp und teuer sowie das Bauen nicht billig war, entstanden zahlreiche Zwerghäuser, verschachtelt zwischen anderen Gebäuden. Winklige Gassen wurden bebaut und ließen den Ortsgrundriß immer unübersichtlicher werden.

Das Näherrücken der Häuser beschwor andererseits mancherlei Streit unter den Nachbarn herauf, die schließlich ihr Recht vor dem Schultheißengericht suchten. Ohne grundsätzliche baupolizeiliche Bestimmungen kam man im 16. Jahrhundert nicht mehr aus, zumal bauherrlicher Eigensinn so weit führte, daß man bedenkenlos dem Nachbarn den Zugang zu seinen Gebäuden buchstäblich verbaute. Die diesbezüglichen Lokaltermine des Schultheißengerichts schienen sich fast zu überstürzen. Das wohl seit der Mitte des 16. Jahrhunderts voll ausgebildete „Winkel- und Tachtraufrecht“ (1582) gebot bauherrlicher Willkür allmählich Einhalt.

Kornwestheim entwickelte sich letztlich zu einem **H a u f e n d o r f v o n k l e i n s t ä d t i s c h e r E n g e**. Außerdem gab man am westlichen Ortsausgang von allem das Gemeindeland zur Bebauung frei, so daß sich hier schon nach wenigen Jahrzehnten ein neuer Ortsteil, überwiegend aus strohbedeckten Seldnerhäusern im Fachwerkstil bestehend, anschloß. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird immer häufiger in den Quellen von der Kornwestheimer „**V o r s t a t t**“ gesprochen. Die Vorstadt, ursprünglich außerhalb der alten Dorfumzäunung gelegen, wurde zu einem festen Begriff, bis sie schließlich in neuerer Zeit mit der Altsiedlung untrennbar verschmolz.

Das sich ausdehnende Kornwestheim wurde jedoch in seiner Entwicklung und wirtschaftlichen Blüte durch die **E r e i g n i s s e d e s 3 0 j ä h r i g e n K r i e g e s**, durch Zerstörungen, Einquartierungen, Kontributionen, durch Pest- und andere Seuchenumzüge jäh überrollt und um Jahrzehnte, wenn nicht nicht um ein Jahrhundert in seinem Wachstum **z u r ü c k g e w o r f e n**. Noch bevor Kornwestheim unmittelbar in den Strudel der Kriegereignisse hineingezogen wurde, begann das große Sterben. Im Sommer 1626 wurde wahrscheinlich die **P e s t** eingeschleppt, vom 4. September bis 31. Dezember forderte sie im Kirchspiel Kornwestheim (einschließlich Zazenhausen) 166 Todesopfer, erst im Frühjahr 1627 verließ sie den Ort, nachdem sie noch bis zum 28. April 31 Menschen hinweggerafft hatte. Der alte Friedhof an der Martins-Kirche war infolge der großen Zahl der Toten überbelegt. 1628 mußte daraufhin der Maier des Schafhofes einen Morgen Ackerland in der Nähe des Dorfes zur Anlage eines neuen Friedhofes zur Verfügung stellen. Die Landabgabe wurde im Mai 1628 rechtskräftig bestätigt, wobei zum Ausdruck gebracht wurde, daß durch „vorgangnes Sterben der bißher gebrauchte Gottesacker und Kirchhoff dermaßen belegt und vergraben worden“, daß ein neuer Kirchhof nötig wurde<sup>27</sup>.

<sup>27</sup> Württ. Reg.Nr. 71.



Zwischen 1627 und 1633 hielt sich die Zahl der Geburten und der Sterbefälle ungefähr die Waage. Außerdem riß offenbar die Zuwanderung nicht ab, denn 1632 zählte Kornwestheim immerhin noch 112 Steuerzahler und 485 Einwohner. Durch den Seuchentod von 1626/27 hatte es demnach knapp ein Viertel seiner Einwohnerschaft verloren. Aber schon 1630 erfolgten die ersten *Truppen* durchzüge. Die steigende Zahl der unehelichen Geburten war nur eine Begleiterscheinung, mit der man sich doch letztlich abfand. Den Anfang machten zwei Kompanien berittener kaiserlicher Truppen, die 14 Tage in Kornwestheim *Quartier* bezogen, bei ihrem Abzug 27 Pferde als Vorspann forderten, die Pferde aber nicht mehr herausgaben. Als Bundesgenosse der nach Bayern vorrückenden Schweden und Herzog Friedrichs von Württemberg nahm 1632 das kurfürstlich-sächsische Regiment zu Roß unter Obristleutnant von Hatzfeld im Amt Cannstatt *Quartier*, um vor allem *Kriegskontribution* zu fordern. Per Quittung bestätigte der sächsische Obristleutnant, daß er in den Dörfern Fellbach, Kornwestheim, Zufienhausen und Rommelshausen an Silbergeschirr 85 Pfund 20 Lot, das Lot zu einem halben Reichstaler, und an Geld 3625 Gulden als Kontribution erhoben habe<sup>28</sup>. Auf Kornwestheim entfiel wahrscheinlich ein Betrag, der die jährliche Steuerleistung des Dorfes von 255 fl um das Vierfache überstieg und sicher den Bewohnern ihre gesamte Barschaft kostete. Doch schien noch alles in geordneten Bahnen zu verlaufen, ernstere Übergriffe unterblieben, die Verwaltung funktionierte. Bis auf nicht viel mehr als 100 Morgen waren alle Äcker bestellt und trugen Frucht. Wegen inzwischen eingetretener Kulturveränderungen durch Anlage von Wiesen, Baum- und Krautgärten, in denen außer Kraut auch Rüben, Flachs, Hanf und Bohnen gebaut wurden, erfolgte auf herzoglichen Befehl hin im Oktober 1632 eine Neuvermessung der Ländereien<sup>29</sup>.

Wenn man demgegenüber die Geburtlichkeits- und Sterblichkeitskurve ins Auge faßt, so trat schon mit dem Jahre 1632 die Wende ein. Zwischen 1632 und 1640 überstiegen Jahr für Jahr die Todesfälle bei weitem die Zahl der Geburten. Ihren Höhepunkt erreichte die *Todeskurve* im Jahre 1635. Das vorangegangene Jahr ließ jedoch kaum davon ahnen, denn es versprach eine Rekordernte, wie sie seit Menschengedenken Kornwestheim nicht kannte. Der Ertrag des Kornwestheimer Zehnten belief sich auf 1444 Scheffel, denen ein Bruttofeldertrag von über 15 000 Scheffeln entsprach. Es gab ebenfalls reichen Rebensegen. Den Nutzen daraus zogen freilich weniger die Kornwestheimer, als hauptsächlich die Schweden und nach ihnen die „Kaiserlichen“.

Nachdem den Schweden im August 1634 in der *Schlacht bei Nördlingen* von den kaiserlichen Truppen eine ernste Niederlage bereitet worden war, flutete das schwedische Kriegsvolk mit seinem gewaltigen Troß nach Norden und suchte das verbündete protestantische Württemberg heim. Geld und Gut, Vieh und Frucht wurden erpreßt. Kornwestheim bekam die Brutalität einer flüchtenden Soldateska zu spüren. Um ihm 170 Gulden abzugeben, stießen Soldaten dem Kornwestheimer Bürgermeister Jehle einen Hammerstiel in den Rachen und gossen ihm bis zu seiner Bewußtlosigkeit

<sup>28</sup> A 335 Canstatt, Bü. 11/1, HStA Stuttgart.

<sup>29</sup> A 474 Kl. Bebenhausen, Bü. 140.

Wasser in den gewaltsam geöffneten Mund. Den Schweden folgten im September spanische Truppen unter kaiserlichem Befehl. Sie kamen als Eroberer von Feindesland, forderten von den Kornwestheimern 2000 Taler Kontribution und verliehen durch die Festnahme von Geiseln ihrem Verlangen noch Nachdruck. Der 73jährige Pfarrer Kuch wurde von ihnen verschleppt und starb im Elend in Franken. Der hochbetagte Kornwestheimer Schultheiß Joseph Tritschler (1604–34) wurde von den Spaniern nach Marbach mitgeführt, wo er wenige Tage darauf an den Folgen grausamer Marterprozeduren verstarb.

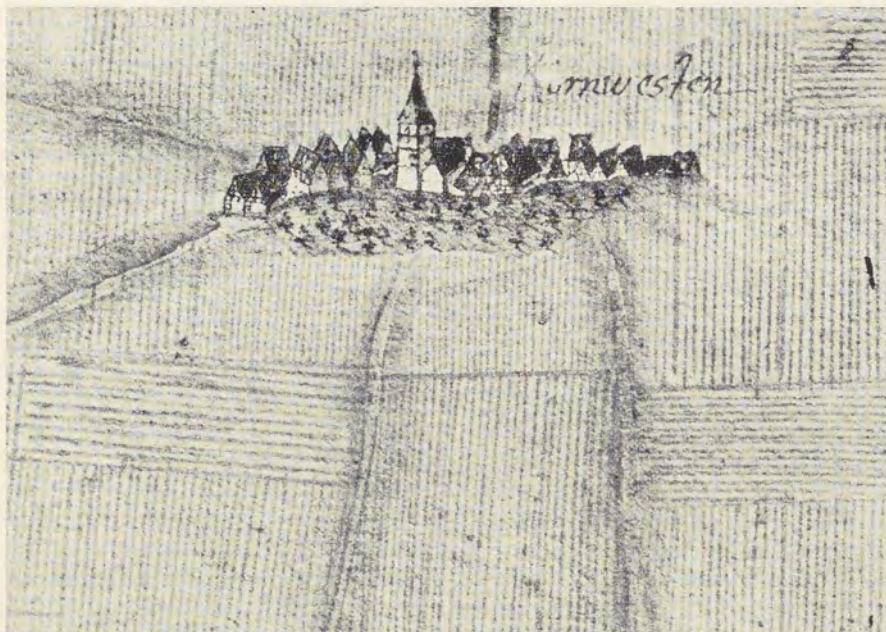


Abb. 4. Kornwestheim nach dem Dreißigjährigen Kriege (Kiesersche Forstkarte)

Die bayerischen Besatzungstruppen ernannten einen neuen, einen katholischen Schultheißen namens Matthias Renner (1634–36). Das Brandschatzen, das Plündern und die Grausamkeiten durchziehender Kriegsscharen nahmen indes kein Ende. Ein großer Teil der Kornwestheimer verließ Haus und Hof, suchte in der Umgebung sicheren Unterschlupf, ohne ihn freilich zu finden. Die Absicht der Besatzungsmacht, Kornwestheim mit dem Amt Markgröningenzu vereinen, wurde nach einem „Fußfall“ vor dem Grafen Gallas nicht Wirklichkeit. Die Kriegslasten blieben. Vom Winter 1634 bis in den Sommer 1635 quartierte eine Kompanie Reiter in Kornwestheim, die den Bewohnern mehr als 3500 fl kosteten. Noch schwerer lastete auf dem Ort und seinen Bewohnern die Pest. Im Herbst 1634 stellten sich erste Anzeichen einer grassierenden Seuche ein. Im Sterberegister wurden als Todesursache „das Kopfweh“ und hin und wieder „die hitzige Krankheit“ vermerkt. Erst seit

August 1635 wird von der „Pestis“ gesprochen. Der September wurde mit 100 Todesfällen der opferreichste Monat des Jahres, in dem allein 335 Menschen in Kornwestheim verstarben. Obwohl seit Mai die Toten der Filiale Zazenhausen nicht mehr im Totenbuch aufgezeichnet wurden, waren die Verstorbenen nicht alle Kornwestheimer, denn viel fahrendes Volk hatte sich eingenistet und wurde nun ein Opfer der Pest. Unter den Toten befanden sich laut Sterberegister viele Soldaten und „Soldatenweiber“, die sich nach der Schlacht bei Nördlingen in Kornwestheim vorübergehend seßhaft gemacht hatten. Wären die zwischen 1633 und 1640 vom Pfarrer Bestatteten alle Kornwestheimer gewesen, so hätte kein einziger Kornwestheimer Einwohner den Dreißigjährigen Krieg überlebt. 1632 besaß Kornwestheim 485 Einwohner, deren Zahl sich noch durch 143 Geburten zwischen 1633 und 1640 rein rechnerisch auf 628 vermehrt hätte. Zu Grabe getragen wurden hingegen im gleichen Zeitraum 722 Menschen. Kornwestheim aber überlebte, obwohl es für Jahre nur noch einigen Dutzend Menschen Obdach gewährte, vor allem den Ärmsten der Armen, Flüchtlingen sogar aus der ferneren Umgebung, die teilweise von der Alb kamen, um dem Hungertode zu entrinnen und dennoch im einst reichen Kornwestheim zwischen 1636 und 1640 am Hunger zugrunde gingen.

So unsagbar schwere Opfer der große Krieg mit seinen Folgen gefordert hatte, für viele Überlebende gab es wieder seit 1642 einen *N e u b e g i n n*. Der Bevölkerungsverlust wog freilich schwer; wohl jede Familie war betroffen, nicht wenige sind vollends verschwunden und verschollen. Als man nach 1648, nach Ertönen der Friedensglocken, zunächst zaghaft mit dem Wiederaufbau begann oder sich vorerst in den Trümmern der verbliebenen Habe neu einrichtete, zählte Kornwestheim kaum 200 Einwohner. Über zwei Drittel der Bewohnerschaft waren durch Krieg und Seuchen hinweggerafft. Doch *Z u w a n d e r u n g* und *h o h e G e b u r t l i c h k e i t* halfen, daß Kornwestheim zwei Jahrzehnte nach Kriegsende immerhin eine Zahl von rund 250 Einwohnern erreichte. Trotzdem bot der „Flecken“ um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein trostloses Bild. Die Narben, die der Krieg geschlagen hatte, waren Jahrzehnte nicht zu übersehen. Als der Landesherr 1668 auf baldiges Abtragen der immens aufgelaufenen Steuerschuld drängte, schilderten Bürgermeister, Gericht und Rat von Kornwestheim mit nüchternen, aber eindringlichen Worten in einer Beschwerdeschrift vom 25. November 1668 die Not in ihrer Gemeinde<sup>30</sup>. Krieg, Hunger und Pestilenz hätten die Gemeinde dezimiert, noch an 70 Gebäuden lägen verwüstet am „Boden“, Schule, Armenhaus und das „Gemeine Bad“ müßten noch wiederaufgerichtet werden. Auch die Mühle läge „in Asche“. Von den einst 145 Bürgern seien nur noch 60 vorhanden und von diesen können 15 aus Alters- oder Krankheitsgründen nicht mehr arbeiten oder sich nicht ernähren. Wegen der geringen Einwohnerschaft lägen „viel Güter ganz öd und wüst“. Es fehle an Holz, so daß man mit Stroh koche und brenne. Der Futtermangel verwehre es den Einwohnern, Vieh zu halten.

Auf die *S t e u e r s c h u l d* eingehend, die inzwischen zu einer Summe von 4000 fl aufgelaufen war, gab man mit Recht zu bedenken, daß vor dem Kriege bei zahlreicher Einwohnerschaft und greifbarem Wohlstand der Mor-

<sup>30</sup> A 335 Cannstatt, Bü. 25, HStA Stuttgart.

gen Ackerland 50–80 fl kostete und für den Scheffel Dinkel 2–3 fl gezahlt wurden, damals aber nur eine Jahressteuer von rund 255 fl zu entrichten war, jetzt hingegen seien jährlich 720 fl abzuführen, obwohl der Morgen Acker nur noch 10–12 fl kostete und der Scheffel Dinkel höchstens 48 Kreuzer bringe. In der Tat, die wirtschaftliche Hochkonjunktur war nach dem Kriege einer lähmenden Depression gewichen, die den Wiederaufbau unendlich verzögerte. Die Kornwestheimer fanden beim Landesherrn trotzdem kein Gehör. Die Steuerschuld der Gemeinde wuchs. Nach dem „Empfangsbuch“ der Stadt Cannstatt stieg sie im Jahre 1671 zusammen mit Zins und Zinseszins auf knapp 6100 Gulden.

Zu dieser Überschuldung trug nicht zuletzt die totale Mißernte von 1669 bei. Der Fleiß der Kornwestheimer hatte es zuwege gebracht, daß im Jahr 1669 bis auf einige hundert Morgen die Äcker bestellt waren. Ihren Fleiß machte jedoch ein einziges Unwetter zunichte. Am Sonntag, dem 4. Juli 1669, zog gegen 14 Uhr ein Hagelwetter auf, das binnen einer halben Stunde über 2000 Morgen Winter- und Sommerfrucht auf dem Halm zerschlug. Nach einer Schadensspezifikation von 1669 wurden im Winterfeld 120<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Morgen Roggen, 12 Morgen Weizen, 964<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Morgen Dinkel und im Sommerfeld 945<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Morgen Hafer, 133 Morgen Erbsen und 65 Morgen Linsen Opfer eines kurzen, aber heftigen Hagelschlags. Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, daß wir es lediglich diesem außergewöhnlichen Ereignis zuschreiben haben, daß uns aus schriftlicher Quelle eine wohl fast vollständige Übersicht über die Anbauverhältnisse in Kornwestheim um die Mitte des 17. Jahrhunderts überliefert ist. Die Hoffnungen auf eine Besserung der wirtschaftlichen Lage schwanden. Nach 1672 lagen über 70 Gebäude „in Asche“. Die Ernte der Bauern erlaubte es nicht, zusätzliche Baukosten zu bestreiten, denn sie brachte angeblich nicht einmal die Schnitter- und Drescherlöhne ein.

Der Krieg hatte fast schlagartig das einst wohlhabende Kornwestheim in Armut sinken lassen; die Nachkriegszeit trug eher dazu bei, auf jedem einzelnen eine Schuldenlast von Jahr zu Jahr aufzutürmen. Auch davon ließe sich ein eindrucksvolles Bild zeichnen. Ein Großteil von Kornwestheims Einwohnern befand sich im 16./17. Jahrhundert in der Leibeigenschaft des Herzogs von Württemberg. Als solche waren sie mit ihrem Tode dem „Hauptrecht verfallen“, d. h. von der taxierten Hinterlassenschaft eines leibeigenen Mannes mußte je 100 Pfd. Heller Vermögen ein Gulden entrichtet werden, von der leibeigenen Frau wurde <sup>1</sup>/<sub>2</sub> Gulden gefordert. Vermögende Leibeigene versprachen mit ihrem Tode hohe Hauptrechtseinnahmen, unvermögende brachten nichts ein. Gewohnt, daß aus Kornwestheim reiche Hauptrechtseinnahmen fließen, war der Landesherr um so mehr erstaunt, als plötzlich seit 1634 kaum noch etwas einkam. Eine deshalb angestellte „Hauptrechtserörterung“<sup>31</sup> konnte allen Argwohn zerstreuen: die Kornwestheimer waren tatsächlich über Nacht von Wohlstand in Armut gestürzt worden. Bis auf wenige Ausnahmen hinterließen die zwischen 1634 und 1648 verstorbenen Kornwestheimer Leibeigenen nichts oder „mehr schuld denn vermögen“. In 193 Todesfällen wäre eine Hauptrechtsabgabe fällig gewesen, doch nur 13 Tote hinterließen ein Vermögen, von dem sie erhoben werden konnte. Erst in den 50er Jahren des 17. Jahrhunderts waren die

<sup>31</sup> A 335 Cannstatt, Bü. 8a, HStA Stuttgart.

Kornwestheimer wieder zu bescheidenem Besitz gelangt, aber nach Abzug der Schulden schmolz auch dieser zusammen. Eine Erbschaft von 1000 Gulden war jedenfalls nach den Hauptrechtstaxationen zur seltenen Ausnahme geworden, Vermögen von 100–200 Gulden bildeten die Regel, wer über 500 Gulden besaß, zählte zu den begüterten Einwohnern.

Die gerichtlich vorgenommenen Erbschaftsteilungen dieser Zeit und die in diesem Zusammenhang angelegten Inventare<sup>32</sup> lassen die b ä u e r l i c h e V e r m ö g e n s l a g e allerdings in nicht ganz so ungünstigem Licht erscheinen. Freilich ist festzustellen, daß bäuerlicher Besitz von 15 bis 20 Morgen Land, vielfach von Witwen bewirtschaftet, nach Abzug der Schulden für die Erben häufig lediglich noch ein Wertobjekt von einigen hundert Gulden darstellte. Der mittelbäuerlichen Schicht erging es nicht besser. Beispielsweise besaß der Bauer Schlierbacher, offenbar ein Zuwanderer aus Bayern, an seinem Tode im Jahre 1661 fast 45 Morgen Land, 2 Pferde, 3 Rinder, 4 Schweine und einige Gänse, Hühner und Tauben. Sein gesamter Besitz wurde auf rund 1 176 fl geschätzt, die Schulden reduzierten das Erbe auf ganze 167<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Gulden. Die Erbschaft des Bauern Paul Mäule, der sogar 72 Morgen bewirtschaftet hatte, schrumpfte auf diese Weise im Jahre 1669 zu 280 fl. Andere Großbauern hinterließen Vermögen von 1000 bis 2000 Gulden.

Soweit zu sehen ist, besaß aber in den ersten Nachkriegsjahrzehnten wiederum eine Frau, die Witwe des Bauern und Gastgebers Jeser, das weit-  
a u s g r ö ß t e V e r m ö g e n in Kornwestheim. Die Taxatur von 1658 bezifferte es nach Schuldenabzug auf rund 13343 Gulden. Ihr gehörten drei Viertel des Schafhofes, der Schmautzen-Hof, das halbe Spotten-Lehn, der ganze Kelterhof, an 70 Morgen abgabefreies Eigenland, die Herberge und die eingescherte Mühle. Ihr Besitztum war kaum geringer an Umfang als das des Bauern Minner im vorangegangenen Jahrhundert. Im Wert stand es freilich niedriger, denn die Wirtschaftskonjunktur war durch eine Depression abgelöst worden, die Preise waren gefallen, die Einnahmen des Bauern deckten kaum seine Kosten. Der Viehbesatz der Wirtschaft der Witwe Jeser sollte trotzdem nicht unerwähnt bleiben. Er bestand aus 6 Pferden, 5 Kühen (eine war 12jährig), 6 Jungrindern, 145 Schafen und Lämmern, 12 Gänsen, 2 Enten und 3 Hennen, die ein „welscher Haan“ betreute. Unter den im einzelnen aufgeführten Vorräten stoßen wir u. a. auf drei „Stawden Sawer-Krautt“, das sich demnach offenbar schon seit Jahrhunderten einiger Beliebtheit erfreute. Die Truhen mit Gültbriefen und Bargeld suchten wir vergebens; statt dessen belasteten 3 763 fl S c h u l d e n die Hinterlassenschaft.

Die naheliegende Frage nach der Herkunft des verhältnismäßigen Reichtums jener Kornwestheimer Witwe ist kaum zu beantworten. Vielleicht war sie die Erbin und einzige Überlebende einer verzweigten begüterten Familie; vielleicht gehörte sie aber auch zu den wenigen, die die Ereignisse des Krieges für sich zu nutzen wußten, denn zu allen Zeiten gab es Menschen, die durch Kriege nicht ärmer, sonder reicher wurden. Wir kennen nicht des Rätsels Schlüssel, aber wir wissen, daß die Verarmung nach dem Kriege auch Ausnahmen kannte.

<sup>32</sup> StA Kornwestheim.

# Zur frühesten Geschichte des Murrtaus

von Otto Kleinknecht

## Die Grenzen des Murrtaus

Bekanntlich hat der Frankenkönig Chlodwig nach seinem Sieg über die Alemannen diesen ihre nördlichen Gebiete abgenommen, worauf die Grenze zwischen beiden Stämmen in unsere Gegend verlegt wurde. Wo die Entscheidungsschlacht stattfand, wissen wir nicht, vermutlich am Oberrhein. Aber auch die Jahreszahl dieser Schlacht – 496 – ist erst aus sehr viel späterer Zeit überliefert und nicht absolut gesichert. Jedenfalls stand seit Chlodwig, der 511 starb, das Gebiet des Murrtaus unter fränkischer Herrschaft<sup>1</sup>.

Nun liegt für lange Zeit ein undurchdringliches Dunkel über der Geschichte dieses Raums. Erst von 766 an erhalten wir wieder die ersten spärlichen schriftlichen Nachrichten über ihn, nämlich durch den Codex Laureshamensis, der einige Orte nennt, die im Murrtau gelegen haben und in denen dem Kloster Lorsch Schenkungen zugewandt wurden. Kurz darauf erwähnen auch die Traditiones Fuldenses Orte, bei denen zwar die Gauzugehörigkeit nicht angegeben wird, die aber ihrer Lage nach zum Murrtau gehört haben müssen. Die Schenkungen an Kloster Lorsch in Orten, die dem Murrtau zugewiesen werden, reichen von den 60er Jahren des 8. Jahrh. bis über die Mitte des 9. Jahrh. hinaus. Dann folgt – wenn wir von der Gründungsgeschichte des Klosters Murrhardt absehen – erst wieder die bedeutsame Urkunde vom Jahr 972, in welcher ein Diakon Wolwald Marbach und seinen Besitz in den umliegenden Orten an das Bistum Speyer veräußert. Aus dieser Urkunde erfahren wir zum erstenmal, daß sich die Gerichtsstätte des Gaus in Ingersheim befand. Aber auch in den folgenden zwei Jahrhunderten wird unser Gebiet nur selten urkundlich erwähnt. Allerdings setzen im 11. Jahrh. mit dem Codex Hirsaugeniensis die Nachrichten in größerer Zahl wieder ein, um dann vom 13. Jahrh., besonders von dessen zweiter Hälfte an, reichlich zu fließen. Damals hatte sich aber der frühere Murrtau bereits in ein Nichts aufgelöst.

Wir wissen nicht einmal sicher, was die Bezeichnung „Gau“ (das Wort ist eigentlich sächlichen Geschlechts, wie heute noch in der Mundart, und wird lateinisch mit pagus übersetzt) im Einzelfall jeweils zu bedeuten hat. Manchmal scheint es nur ein geographischer Begriff zu sein. Aus dem Codex Laureshamensis und aus anderen zeitgenössischen Quellen gewinnt man aber doch den Eindruck, daß man es bei den Gauen im allgemeinen mit Verwaltungseinheiten zu tun hat. Das große Frankenreich muß ja in irgend-

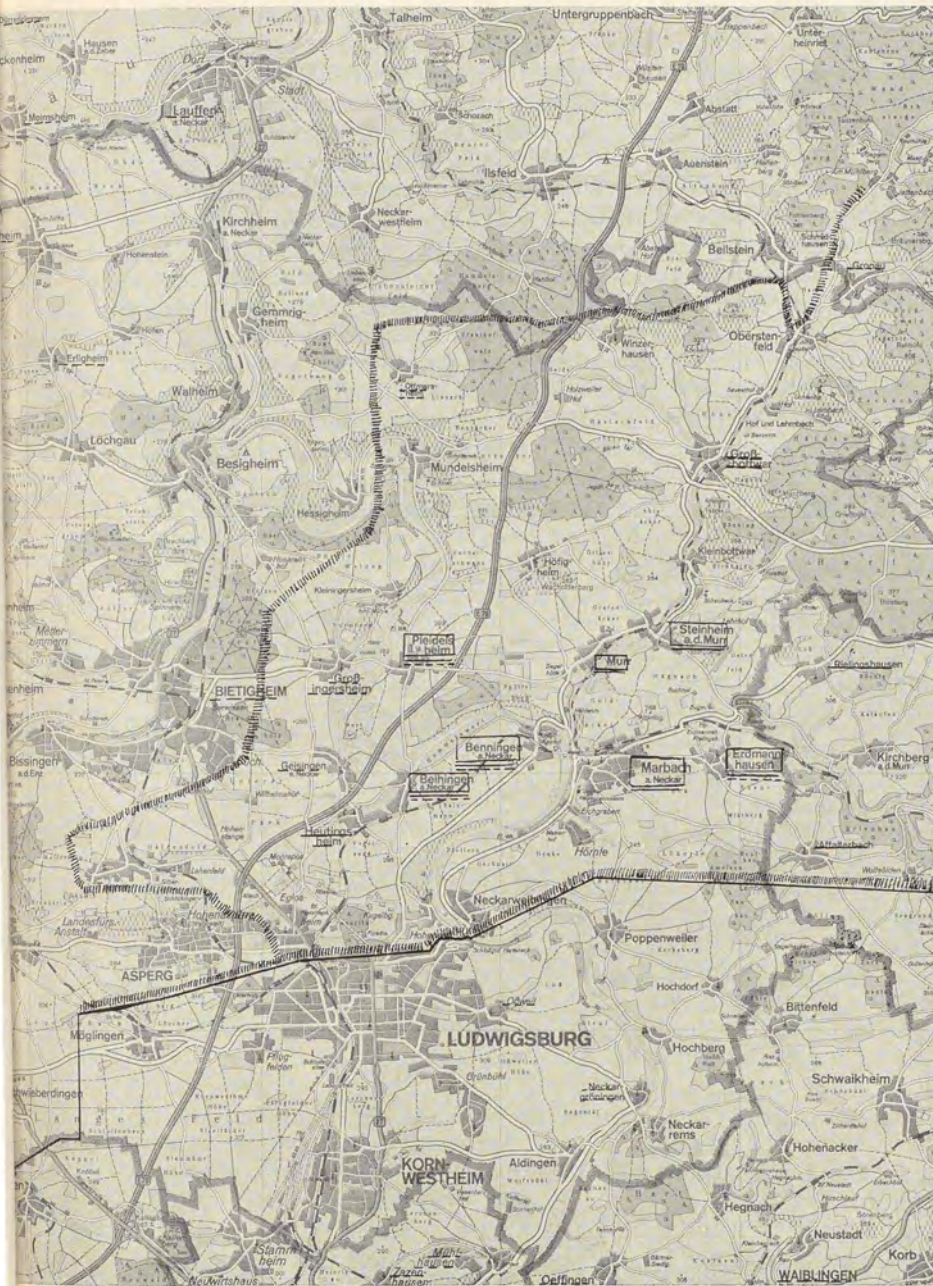


Abb. 1.  
Die Grenzen  
des Murrgaus

— Stammesgrenze  
 ||||| Grenze des Murrgaus

□ Die 7 Hartorte  
 Weitere Orte, die in  
 der Urkunde von 972  
 genannt werden  
 - - - - - Orte, die schon im  
 8. und 9. Jahrh. urkund-  
 lich sind

Unter-  
 streich.

welche Verwaltungsbezirke eingeteilt gewesen sein. Bisweilen wurden anscheinend auch die späteren Centen mit einem Gaunamen bedacht. Im Cod. Laur. tritt uns die Gaueinteilung im nördlichen Württemberg als eine so feststehende Einrichtung entgegen, daß wir daraus schließen müssen, daß sie hier schon vor der Mitte des 8. Jahrh. geschaffen wurde, also vor der Beseitigung des alemannischen Herzogtums und dem Untergang der alemannischen Autonomie im Jahr 746. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir ihre Einrichtungen in den Gebieten, die um 500 den Alemannen von den Franken abgenommen wurden, bis ins 6. Jahrh. zurückdatieren. Strittig ist auch noch das Verhältnis zwischen Gau und Grafschaft (Comitat). Sicher ist, daß im früheren Mittelalter oft ein Graf mehreren Gauen vorgesetzt war. Dafür, daß die Grafschaft Ingersheim mit dem Murr gau zusammenfiel, dürfte ein Beweis sein, daß noch um 1134 die Backnanger Gegend als in der Grafschaft Adalberts gelegen bezeichnet wird<sup>2</sup>. Der Gau umfaßte somit das ganze Murrtal. Im frühen und auch noch im hohen Mittelalter treffen wir im Neckarland bis weit nach Osten sehr viel Reichsgut an. Dies deutet darauf hin, daß ursprünglich das ganze Gebiet, das hier von den Franken den Schwaben abgenommen wurde, als Königsland angesehen worden ist.

Auf jeden Fall steht die Südgrenze des Murr gau einwandfrei fest, denn sie fiel mit der fränkisch-alemannischen Stammesgrenze zusammen. Die Grafen von Ingersheim waren bis 746 eine Art Markgrafen, wenn sie auch nicht diesen Titel führten. Ihnen war die Grenzhut gegen die immer wieder zu Aufständen neigenden Alemannen anvertraut, was sicher die Bedeutung dieser Grafen erhöhte und dazu führte, daß sie mit entsprechenden Machtmitteln ausgestattet wurden. Dieser Umstand mag vielleicht den glänzenden Aufstieg der Grafen von Ingersheim, welche sich seit 1037 nach ihrer Burg Calw nannten, zu einem der mächtigsten Hochadelsgeschlechter Südwestdeutschlands erklären. In dem Barbarossaprivileg vom Jahr 1155 für das Bistum Konstanz wird vermerkt, daß die Nordgrenze des Bistums Konstanz mit der schwäbisch-fränkischen Stammesgrenze zusammenfalle, und um 1275 wird mitgeteilt, welche einzelnen Orte unserer Gegend zur Zuständigkeit des Bistums Konstanz gehören. Wir haben also volle Klarheit über den Verlauf dieser wichtigen Stammesgrenze, welche zugleich die Südgrenze des Murr gau war. Sie folgte von Osten her kommend im wesentlichen der Wasserscheide zwischen Murr und Rems, lief dann über den Lemberg bei Affalterbach und führte von dort aus dem Hohenasperg zu, jedoch so, daß diese Bergfeste noch den siegreichen Franken zugeteilt wurde. Als Markpunkt wurde hier das vor dem Südfuß des Hohenaspergs liegende Kleinaspergle bestimmt, jener berühmte Grabhügel, in welchem ein Jahrtausend zuvor ein Keltenfürst bestattet worden war, der auf dem Hohenasperg seinen Sitz hatte. Die Grenze lief von Westen nach Osten so, daß Münchingen, Möglingen, Pflugfelden, Geisnang (an der Stelle des heutigen Ludwigsburg), Oßweil, Neckargröningen, Poppenweiler, Siegelhausen am Südfuß des Lembergs, Weiler zum Stein und Nellmersbach noch konstanztisch waren. Es scheint, daß man zunächst den Grenzverlauf durch Berggipfel markierte, denn östlich vom Neckar verlief die Grenze durch damals noch kaum besiedeltes Land.

Vor der Aufhebung der Selbständigkeit der Alemannen lag um Cannstatt herum ein Komplex des alemannischen Herzogtums, das sich nach Norden



zu sicher bis zur Stammesgrenze erstreckte. Wir haben Kenntnis von diesem Herzogsgut aus der Vergabung des vicus Biberburgus durch den Alemannenherrzog Gotefried kurz vor 708/709 an das Kloster St. Gallen, der frühesten bekannten Urkunde, welche sich auf den Raum des heutigen Württemberg bezieht. Der Feuerbach hieß einst Biberbach, und Biberburgus wurde mit Mühlhausen bei Stuttgart identifiziert. Nach der Einrichtung der fränkischen Grafschaftsverfassung in Alemannien wurde hier im Süden des Murrtaus der schwäbische Neckargau gebildet. Die Dingstätte der Neckargaugrafen befand sich in Cannstatt „auf dem Stein“. Jedoch war der Neckargau stark mit Königsgut durchsetzt, das aus der Konfiskation des ehemaligen alemannischen Herzogsguts stammte. Dieses Königsgut wurde von der Königspfalz Waiblingen aus verwaltet<sup>3</sup>. Östlich vom Neckargau zog sich der Südgrenze des Murrtaus entlang der schwäbische Remsgau, der erst um die Mitte des 11. Jahrh. urkundlich faßbar wird. Wahrscheinlich wurde er erst später eingerichtet, nachdem die Besiedelung des Remstals weiter fortgeschritten war. In der Gegend von Rommelshausen mag der Remsgau an den Neckargau bzw. an das dort liegende Königsgut gestoßen haben<sup>4</sup>. Um 1080 werden dann auch Winterbach und Waiblingen zum Remsgau gerechnet<sup>5</sup>.

Sehr viel schwieriger ist die Westgrenze des Murrtaus festzustellen. Dereselbe grenzte im SW an den Glemsgau, jenes eigentümliche Gebilde, das auf die Stammesgrenze keine Rücksicht nahm, sondern sich quer über dieselbe erstreckte. Diese Tatsache kann nur verstanden werden, wenn man davon ausgeht, daß der Glemsgau erst in einer Zeit eingerichtet wurde, als die Franken ihrer Herrschaft über Alemannien nachdrücklicher Geltung verschafften, spätestens nach der Beseitigung des alemannischen Herzogtums und der verwaltungsmäßigen Eingliederung Schwabens in das Frankenreich nach 746. Schon um 819 hatte der Glemsgaugraf Gozbert auf dem Hohenaspberg seinen Sitz und machte dort eine umfangreiche Schenkung an das elsässische Kloster Weissenburg<sup>6</sup>. Mit der Bildung der Glemsgaugrafschaft wurde der Hohenasperg dem Glemsgau zugeschlagen. Mit der verwaltungsmäßigen Eingliederung Alemanniens in das Frankenreich um 746 verminderte sich die militärische Bedeutung dieser Feste und fiel die militärische Bedeutung der Stammesgrenze ganz weg. In früherer Zeit wird sich der Murrtau über den Asperg hinaus bis zum Leudelsbach, vielleicht sogar unter Einschluß Markgrönings bis zur Glems nach Westen erstreckt haben. Nun aber schob sich hier der Glemsgau vor. Der Hohenasperg war sein am weitesten nach N vorgeschobener Punkt. Wiederum war der Berg eine Grenzfeste, aber deren Front hatte sich von S nach N gedreht. Die Grenzen des Murrtaus gegenüber dem Glems- und dem Enzgau haben sich immer mehr verwischt, nachdem die Grafen von Ingersheim das Grafenamt auch in diesen Gauen erhalten hatten (im Glemsgau 1057). Jedenfalls aber gehörten nach dem Cod. Laur. Eglosheim, Beihingen und Geisingen nach wie vor zum Murrtau<sup>7</sup>; auch die Beziehungen Tamms gehen später vorwiegend in diese Richtung.

Der Glemsgau kam um die Mitte des 12. Jahrh. von den Grafen von Calw wahrscheinlich über Welf VI. an die Pfalzgrafen von Tübingen. Als sich dieses Geschlecht in verschiedene Linien aufgliederte, wurde der Glemsgau dem Grafen Wilhelm, der 1252 verstorben ist, zugeteilt, von

welchem sich die Linie der Grafen von Asperg abzweigte<sup>8</sup>. Wie alle Linien des einst so mächtigen Pfalzgrafenhauses verarmten auch die Grafen von Asperg gegen das Ende des 13. Jahrh., so daß Graf Ulrich II. von Asperg im März 1308 genötigt war, die Rechte, die ihm im Glemsgau zustanden, an die aufsteigenden Grafen von Württemberg zu verkaufen<sup>9</sup>. Nur Münchingen behielt er als Witwensitz seiner Mutter zurück; 1336 wurde aber auch Münchingen württembergisch<sup>10</sup>.

Zu dem 1308 an Württemberg veräußerten Besitz der Grafen von Asperg gehörten auch  $\frac{2}{5}$  des Dorfes Beihingen. Dieses Dorf war bis ins 19. Jahrh. hinein unter zwei Herrschaften geteilt. Den größeren Teil mit dem Kirchensatz besaßen die Grafen von Löwenstein, den Rest die Herrschaft Württemberg. Beide Herrschaften hatten ihre Anteile an Geschlechter des niederen Adels verliehen. Die Teilung von Beihingen muß in sehr alte Zeit zurückgehen. Der später Löwensteinische Teil war ohne Zweifel derjenige den etwa um 844 ein Diakon Adellodus zusammen mit der damals schon bestehenden Kirche dem Kloster Lorsch geschenkt hat<sup>11</sup>. Dann aber muß der später württembergische Teil derjenige gewesen sein, welchen 972 der Diakon Wolwald mit der Marbacher Grundherrschaft an das Bistum Speyer veräußerte. Beide Teile sind später wieder in die Hand der Grafen von Calw gelangt. Von dem Löwensteinischen Teil ist dies deshalb anzunehmen, weil die älteren Grafen von Löwenstein ja ein Zweig der Calwer Grafenfamilie waren, von welchen sie offenbar ihren Anteil an Beihingen geerbt haben, von dem Speyerer Teil deshalb, weil dieser Teil von den Grafen von Calw über die Pfalzgrafen von Tübingen auf die Grafen von Asperg übergegangen sein muß, von denen ihn die Württemberger um 1308 gekauft haben. Es ist davon auszugehen, daß die Grafen von Calw den Teil Beihingens, der 844 an Lorsch gelangt ist, an sich gebracht haben, nachdem ihnen Abt Udalrich von Lorsch im 11. Jahrh. die Schutzvogtei über dieses Kloster übertragen hatte<sup>12</sup>. Wo wir in unserer Gegend die Grafen von Calw in früherem Lorsch Besitz finden, ist diese Art des Erwerbs zu vermuten. Die Schutzvögte der Abteien haben diese oft mehr ausgeplündert als geschützt. Dafür, wie die Calwer den Anteil an Beihingen, der früher Speyer gehörte, an sich gebracht haben, fehlen uns nähere Anhaltspunkte. Wir können uns aber auch diesen Vorgang leicht vorstellen. „Da die geistlichen Fürsten das von ihrem Bischofssitz oder ihrer Abtei entfernte Eigentum nicht zu schirmen vermochten, waren sie genötigt, es als Lehen an die Großen des Reiches zu vergeben, welche auf diese Weise umfangreiche Ländereien an sich brachten und auf ihre männlichen Nachkommen vererbten<sup>13</sup>“. In der Hauptsache auf solche Art dürfte Speyer seinen großen Besitz um Marbach verloren haben. Die beiden Teile Beihingens haben sich in der Hand der Calwer wahrscheinlich deshalb nicht mehr zu einer Einheit verbunden, weil der von Speyer erworbene Teil bereits an Welf VI. gefallen war, als die Calwer den Lorsch Teil ihrem Haus zuwandten. Adellodus, welcher den Beihinger Dorfteil mit der Kirche im 9. Jahrh. dem Kloster Lorsch schenkte, war ohne Zweifel ein Verwandter des Ingersheimer Grafengeschlechts, was aus der Lage seiner Güter hervorgeht; er schenkte gleichzeitig mit Beihingen Güter in Ingersheim, Geisingen und Pleidelsheim. Beihingen war somit schon vor der Mitte des 9. Jahrh. ein geteiltes Dorf. Es stand teils im Besitz der Grafen von Ingersheim, teils im Besitz des Inhabers der Marbacher Grundherrschaft.

Aus dem Umstand, daß ein Teil von Beihingen um 1308 den Grafen von Asperg gehörte und daß beim Verkauf an Württemberg erwähnt wird, daß der Graf von Asperg seine Rechte im Glemsgau verkaufe, kann nicht ohne weiteres geschlossen werden, daß Beihingen von jeher ein Glemsgauort war. Zum Glemsgau wurde damals eben alles gerechnet, was der Glemsgaugraf zu jener Zeit in unserer Gegend in seinem Besitz hatte. Bei der Schenkung des Adelloldus um 844 wird vielmehr ausdrücklich angegeben, daß Beihingen „in pago Murrachgau“ liege; das gleiche wird auch von den mitverschenkten Orten Eglosheim, Geisingen und Pleidelsheim festgestellt (Geisingen war kirchlich Filial von Ingersheim)<sup>14</sup>. Dann muß aber auch Heutingsheim seiner Lage nach im 9. Jahrh. zum Murrgau gehört haben.

972 gehörte Heutingsheim zur Marbacher Grundherrschaft. Im 13. Jahrh. hatten die Herren von Lichtenberg die Vogtei über das Dorf<sup>15</sup>.

Dagegen scheinen durch den Besitz, den die Grafen von Asperg zu Anfang des 14. Jahrh. auf der heutigen Markung von Hoheneck hatten, noch sehr alte Rechtsverhältnisse hindurchzuschimmern. In dieser Gegend müssen der Glemsgau, zu welchem das Dorf Geisnang gehörte, und der Murrgau aufeinander gestoßen haben. Auf der Hohenecker Markung stand den Grafen von Asperg die hohe Jagd zu; ihnen gehörte auch das „Egelser Holz“, dessen Rest der heutige Ludwigsburger Favorite-Park ist. Den angrenzenden Mönchswald werden die Bebenhäuser Mönche von den Tübinger Pfalzgrafen, den Vorgängern der Grafen von Asperg, erhalten haben, als diese Herren des Glemsgaus waren. Schließlich ist noch zu bemerken, daß eine Zelg der Hohenecker Markung der „Asperger Zehnten“ genannt wurde<sup>16</sup>. Andererseits erbauten die Markgrafen von Baden die Burg Hoheneck ohne Zweifel auf ihrem Grund. Der Besitz der Markgrafen im westlichen Murrgau rührte als zähringisches Erbe fast durchweg von den Grafen von Calw-Ingersheim her. Das Tal des Tälebachs dürfte hier die Gaugrenze gebildet haben. Aus der rechten Seite des Neckars, in Neckarweihingen, finden wir keine Spur von Asperger, um so mehr aber von badischem Besitz<sup>17</sup>. Neckarweihingen gehörte zur Speyerer Diözese und lag somit nördlich der Stammesgrenze, jedoch hart an derselben und damit auch an der Südgrenze des Murrgaus.

Nach dem Lorscher Codex werden Pleidelsheim und Ottmarsheim im 8. Jahrh. in den Murrgau gesetzt. Dies gilt natürlich auch von Ingersheim, der Gerichtsstätte des Gaus<sup>18</sup>, das bereits links vom Neckar, dessen Tal sich hier verbreitert, gegenüber von Pleidelsheim liegt. Kleiningersheim ist ein spät entstandener Burgflecken. Ganz nahe bei Großingersheim muß sich auf der Höhe zwischen dem Neckar und der unteren Enz die Westgrenze des Murrgaus hingezogen haben, da Bietigheim schon dem Enzgau zuzuzählen ist<sup>19</sup>. Der Bietigheimer Forst hat hier die Gauen voneinander geschieden. Vom Neckarknie bei Mundelsheim an scheint die Gaugrenze geradlinig nach N geführt und den Neckar nicht mehr berührt zu haben. Jedenfalls wird im Cod. Laur. Hessigheim in den Enzgau gesetzt<sup>20</sup>, obwohl es auf der rechten Seite des Neckars liegt. Wenn auch die Gauzuweisung des Lorscher Codex nicht durchweg exakt sind, so liegt doch kein Grund vor, seinen Angaben, soweit der Murrgau in Frage kommt, zu mißtrauen.

Im NW grenzt der Murr gau an das Gebiet, welches in mittelalterlichen Urkunden der *Sch oz a ch g a u* genannt wird<sup>21</sup>. Daß es zur Merowinger- und zur Karolingerzeit ein selbständiger Gau gewesen ist, muß bezweifelt werden. Vielmehr war der Schozachgau ein Bestandteil des umfangreichen fränkischen Fiskalguts, das sich südlich von Heilbronn ausdehnte und auch noch links vom Neckar die Räume um Lauffen, Kirchheim und Besigheim umfaßte. Hier müssen die Franken schon zur Merowingerzeit von Heilbronn und Lauffen aus eine eifrige und planmäßige Kolonisation betrieben haben. Dies zeigen schon die Ortsnamen: Sontheim (= Südheim) südlich von Heilbronn, Flein und Talheim weiter im Süden, Nordheim nördlich von Lauffen, weiter Horkheim (976 Horegeheim, wohl von hor = Sumpf)<sup>22</sup> und Kirchheim auf Reichsgut an wichtigen Neckarübergängen. Nirgends findet man den Namen eines Grund- oder Ortsherren im Bestimmungswort der Ortsnamen. Zu diesem Königsgut nördlich vom Murr gau sind noch Neckarwestheim, Ilsfeld und Auenstein zu rechnen. Die spätere Grenze zwischen den Bistümern Speyer und Würzburg, die über den Wunnenstein und nördlich von Oberstenfeld dem Sölbach entlang lief, scheint sich dort an die Gaugrenze gehalten zu haben.

Das am weitesten im N gelegene Dorf, das der Cod. Laur. noch zum Murr gau rechnet, ist das um 868 erstmals genannte *G r o n a u* im obersten Bottwartal am Fuß der Löwensteiner Berge<sup>23</sup>. Es muß also auch das ganze Bottwartal zum Murr gau gehört haben.

Überblicken wird die so gezogenen Grenzen des Murr gaus, so fällt die periphere Lage seiner Gerichtsstätte unmittelbar an seiner Westgrenze auf. Es ist jedoch nicht gesagt, daß sie sich von Anfang an dort befand. Manches spricht dafür, daß der Murr gau graf anfangs seinen Sitz in der Nähe des römischen Kastells von Benningen und seine Gerichtsstätte in Murr hatte. Die Sondergruppen des höchsten Adels sind in merowingischer Zeit auch sonst in unserem Land mehrfach an ehemaligen römischen Kastellplätzen nachzuweisen<sup>24</sup>. Vielleicht haben die Murr gau grafen erst später ihren Sitz nach Ingersheim verlegt. Auf jeden Fall muß man in Betracht ziehen, daß damals, als in der Merowingerzeit die fränkische Gauverfassung in unserem Raum eingeführt wurde, eigentlich nur die Lehm- und Lößflächen des Neckarlandes und des untersten Murr tals besiedelt waren. Das Keuperbergland war noch so gut wie unbesiedelt, von Urwäldern bedeckt und abseits der Römerstraße, welche die Kastelle Benningen und Murrhardt verband, noch kaum erforscht. Der Murr gau verlor sich also nach Osten hin ins Unbekannte.

## 2. Die Alemannenzeit

Von der Landnahme der Alemannen und den inneren Zuständen dieses Stammes vor 500 wissen wir heute eigentlich weniger, als man noch vor 30–40 Jahren zu wissen glaubte. Die Alemannen haben nicht, wie man damals annahm, als eine organisierte Einheit unser Land besetzt. Die alemannischen Hundertschaften haben sich als eine gelehrte Fabel erwiesen<sup>1</sup>. Die Haufendörfer in den altbesiedelten Landschaften mit ihren heutigen Markungen

gehen in dieser Form nicht bis in die Landnahmezeit zurück. Es ist auch nicht richtig, daß die Alemannen grundsätzlich die ehemaligen römischen Wohnplätze als Siedlungsstätten gescheut hätten. Fest steht aber nach wie vor, daß die Orte, deren Namen auf -ingen endigen, im allgemeinen der ältesten Siedlungsschicht in unserem Land zuzurechnen sind.

Aus der Beobachtung, daß es in unserer Gegend westlich vom Neckar, aber auch in einem schmalen Saum östlich des Flusses viele ursprüngliche -ingen-Orte gibt, deren Namen mit dem Buchstaben B (oder P) beginnen, wurde der Schluß gezogen, daß sich zwischen dem Asperg und dem Michaelsberg eine alemannische Großsippe niedergelassen habe<sup>2</sup>. Nun ist es zwar richtig, daß bei den Germanen bei der Namensgebung der Stabreim eine große Rolle gespielt hat (vgl. die benachbarten alten Orte Merklingen, Möttlingen, Münklingen und Malmshelm im Kreis Leonberg). Es scheint aber doch etwas bedenklich, zur Begründung der Annahme, daß eine bestimmte Großsippe sich in dem erwähnten Raum angesiedelt habe, auch sog. Ausbauorte, deren Namen mit B oder P beginnen, heranzuziehen. Poppenweiler gehört jedenfalls nicht hierher. Bei ihm handelt es sich um eine späte Gründung. Poppenweiler war im 12. Jahrh. Besitz der Grafen von Lauffen, die hier dem von ihnen gestifteten Hauskloster, dem Kloster Odenheim, reiche Schenkungen zuwandten. Wenn man nun in Betracht zieht, daß im Geschlecht der Grafen von Lauffen der Name Poppo üblich war, so kann man nicht daran zweifeln, daß dieses Dorf eine Gründung der Grafen von Lauffen ist. Sie wird in die Zeit fallen, in der einer dieses Geschlechts mit Namen Poppo als unmittelbarer Vorgänger der Württemberger das Grafenamt im Remsgau innehatte. Dies war um die Mitte des 11. Jahrh.; 1122 wird Poppenweiler dann erstmals urkundlich erwähnt<sup>3</sup>. Immerhin bleibt der These von jener Großsippe zwischen dem Asperg und dem Michaelsberg der Wert einer Vermutung, die durchaus zu beachten ist.

Näher liegt freilich die Vermutung, daß ein alemannischer Häuptling namens Giso das Gebiet zwischen der Enz und dem Neckar in Besitz genommen hat, denn dieser Personennamen steckt in den Ortsnamen: Geisingen (844 Gisingheim) Riexingen (793 Rutgisingen), Munigisilingen (abgegangenes Dorf auf den heutigen Markungen Hochdorf und Riet, Kreis Vaihingen) und Geisnang an der Stelle des heutigen Ludwigsburg, das als Ausbauort von Geisingen aufzufassen sein wird<sup>4</sup>; vielleicht hat jener Giso vom Asperg aus, der anscheinend Ascis genannt wurde<sup>5</sup>, die Umgebung beherrscht.

Die spätere fränkische Verwaltungsorganisation hat die politische Struktur der Alemannen in unserem Land selbst in den Teilen, in denen die alemannische Autonomie erst 746 aufgehoben wurde, so gründlich verwischt, daß sie nur in seltenen Fällen noch ermittelt werden kann<sup>6</sup>. Erst recht gilt dies natürlich in den Gebieten, die wie der Murr gau schon um 500 fränkisch geworden sind. Für die Beantwortung der Frage, welche Orte unseres Gaus schon vor 500 bestanden haben und also von den Alemannen gegründet worden sind, stehen uns nur die Ortsnamen und die archäologischen Befunde, nämlich die Reihengräber, zur Verfügung.

Als zweifellos älteste, heute noch bestehende Siedlung schält sich dabei Murr heraus, am Ende der sog. Steinheimer Bucht gelegen, einer Erweiterung des unteren Murrtals mit günstigen Bodenverhältnissen, berühmt durch

die Funde aus der Eiszeit, die dort gemacht wurden (*Homo Steinheimiensis*). Die römischen Siedlungen im untersten Murrthal, die sich in aufgelockerter Bauweise bis Steinheim hinauf erstreckten, gehörten offenbar zu dem Kastellort, das beim Benninger Kastell entstanden war, dem vicus Murrensis. Am Nordende von Murr, links der Straße nach Steinheim, wurde seit 1905 bis in die jüngste Zeit immer wieder ein ausgedehntes Reihengräberfeld angeschnitten. In ihm fanden sich – außer zwei Franziskas (Streitäxten), vielen Resten von Spathas (Langschwertern) und wenigen Saxen (kurze Hiebschwerter – eine plumpe, grobkörnige Keramik, wie sie nur in den frühesten Alemannengräbern vorkommt. Die Franziska kam schon um die Mitte des 6. Jahrh. aus dem Gebrauch, während das Langschwert mehr und mehr durch das Hiebschwert verdrängt wurde, weshalb die Spatha kürzer und der Sax länger gemacht wurde. Im Lauf des 6. Jahrh. ist dann die Spatha allmählich abgekommen. Außerdem wurde in Murr eine sog. Porzellan- oder Tigerschnecke geborgen, die aus dem Indischen Ozean stammt; sie muß auf langen Handelswegen hierher gekommen sein und galt sicher als ein wertvolles Schmuckstück. Auch bei Walheim und Geisingen wurden solche Schnecken als Grabbeigaben gefunden. Nach alledem muß als erwiesen gelten, daß das Grabfeld von Murr noch in vorfränkischer Zeit zurückgeht. Besonders bemerkenswert ist aber, daß das Murrer Grabfeld auch eine typisch spätrömische Keramik ergab. Eine ähnliche Keramik fand sich in den Reihengräbern von Walheim und Heilbronn-Böckingen. Man kann daraus wohl nur den Schluß ziehen, daß in diesen Kastellörfen nach der alemannischen Landnahme vorgermanische Bevölkerungsreste sitzen geblieben sind, die diese Waren herstellten<sup>7</sup>. In diesem Zusammenhang ist es von Interesse, daß auf Steinheimer Markung, jedoch nahe der Markungsgrenze gegen Murr und nahe bei dem Murrer Grabfeld rechts der Straße Murr–Steinheim der Flurname „Wahlwiesen“ auftaucht<sup>8</sup>. Diese Flur ist nur durch die Bottwar von der südlich angrenzenden Flur „Brühl“ getrennt. Vermutlich ist der genannte Flurname von Walen-Welschen herzuleiten. Danach dürfte in Murr eine Siedlungskontinuität von der Römerzeit bis zur Gegenwart gesichert sein. Dann muß aber angenommen werden, daß der Name des vicus Murrensis in dem Ortsnamen von Murr fortlebt.

Aber auch am Südrand des Dorfes Benningen ganz in der Nähe des Kastells stieß man seit 1876 fortlaufend auf ein ansehnliches Reihengräberfeld, das unter anderem eine Spatha von 70 cm Länge und eine Sax von 34 cm Länge enthielt<sup>9</sup>. Wenn auch die Zeitbestimmung dieses Grabfeldes nicht so sicher wie in Murr getroffen werden kann, so ist es doch ohne Zweifel zu den älteren zu rechnen. Dabei ist zu erwähnen, daß im oder unmittelbar beim Kastell eine Münze des Konstantius II. (350–361) gefunden wurde<sup>10</sup>. Da die Römer um 260 aus dem Land vertrieben wurden, kann sie wohl nur im Wege des Handelsverkehrs hierher gekommen sein. Da die einfachen Bauern zu der Zeit, als diese Münzen umliefen, noch durchaus im Stadium der Naturalwirtschaft verharrten, deutet dieser Fund darauf hin, daß damals ein mächtiger Adelsherr seinen Sitz im oder beim Kastell hatte. Nach dem allem müssen wir uns vorstellen, daß schon bald nach der Landnahme ein Alemann dort seinen Hof besaß und daß seine Hinterlassen vorzugsweise in Murr wohnten. Sehr zu dieser Vorstellung paßt, daß

die am weitesten nach SW vorspringende und damit Benningen zugekehrte Zunge der Vorberge der Löwensteiner Berge und des Hartwalds der „Bönning“ genannt wird. Als Parallele hierzu vergleiche man den Pfullen-berg bei Pfullingen und das Tuttental bei Tuttlingen!<sup>11</sup>

Nachdem die alemannischen Gefolgschaftshaufen die Römer um 260 aus Dekumatland vertrieben hatten, kann ihre Seßhaftigkeit noch lange nicht groß gewesen sein. Sie wollten ja zunächst gar nicht hierbleiben, sondern nach Italien und Gallien weiterziehen, wo reichere Beute lockte. Auch als sie merkten, daß dies nicht so leicht ging, weil das nocheinmal erstarkende Römerreich ihnen erfolgreichen Widerstand entgegensetzte, müssen sie durch die Rückstöße der Römer immer wieder aus ihren Wohnsitzen in unserer Heimat aufgescheucht worden sein, so durch den Zug Julians, dessen Heer um 359 quer durch Nordwürttemberg zog, desgleichen durch den Einmarsch des Kaisers Valentinian 368, der tief ins Innere Württembergs vordrang. In der 1. Hälfte des 5. Jahrh. wälzten sich als Vorboten des Hunnensturms vandalische, swebische und alanische Völkerschaften sowie die Burgunder durch unser Land, denen um die Mitte des Jahrh. die gewaltigen Heerscharen Attilas folgten. Nach dem bald darauf erfolgten Zusammenbruch des Hunnenreichs breiteten sich aber die Alemannen, die – auch wenn sie aus ihrer niederdeutschen Heimat Nachschub erhalten hatten, zahlenmäßig immerhin verhältnismäßig schwach waren – bis um 500 über ein riesiges Gebiet aus, das von den Ardennen bis ins heutige Österreich hinein sich ausdehnte. Unter diesen Umständen können die Landstriche, welche die Franken den Alemannen um 500 abnahmen, von den letzteren nur recht dünn besiedelt gewesen sein. Dies ist der Hauptgrund, weshalb ihre Anwesenheit im heutigen Württemberg vor 500 archäologisch nur selten sicher festgestellt werden kann.

Die Alemannen waren also zur der Zeit, da Chlodwig sie besiegte, in unserem Land nur schwach verwurzelt. Ihre Ansiedlungen, bei denen sie neben einer wilden Feld-Gras-Wirtschaft überwiegend Viehzucht betrieben, trugen einen mehr oder weniger provisorischen Charakter. Aus dieser Situation wird verständlich, daß ihre Wohnplätze, in einer meist noch unbepflanzten Landschaft erstellt, den Namen der Personengruppe erhielten, die sich an der betreffenden Stelle niederließ. So entstanden die ältesten -ingen-Orte. Auch die Seltenheit von Reihengräberfunden bei diesen Orten, sofern sich dieselben sicher in vorfränkische Zeit datieren lassen, erklärt sich daraus, daß fast alle diese Orte um 500 noch recht jung waren. Ganz anders lagen die Verhältnisse bei den fortgeschritteneren und staatl. geeinten Franken, als sie nach 500 in den neueroberten Gebieten eine planmäßige Kolonisation betrieben. Sie wählten für ihre neu gegründeten Siedlungen das Grundwort -heim. Darin kommt zum Ausdruck, daß sie ein schon viel seßhafteres Volk als die Alemannen geworden waren und daß ihnen von vornherein der Gedanke fern lag, die Stelle, wo sie sich niedergelassen hatten, unter Umständen wieder zu verlassen.

Trotz der an sich dünnen Besiedlung des Landes ist jedoch nicht daran zu zweifeln, daß sich die Alemannen gerade im Neckarland und in den Gäulandschaften, die infolge der Gunst der Bodenverhältnisse und des Klimas dem Ackerbau besonders günstig waren und wo schon die Römer den Boden

gerodet hatten, vor der fränkischen Eroberung in nicht unbedeutender Zahl niedergelassen haben. Dabei handelte es sich freilich regelmäßig, wenn nicht um *E i n z e l h ö f e*, so doch nur um *k l e i n e W e i l e r* mit wenigen Familien. Jedenfalls ist der Ortsname mit der Endung *-ingen* in unserer Gegend ein Hinweis darauf, daß der betreffende Ort eine Gründung der Alemannen ist und ein solcher Hinweis wird zu einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, wenn dazu kommt, daß sich in der Nähe eines derartigen Orts ein älteres *R e i h e n g r ä b e r f e l d* befindet, das dieser Siedlung zuzuordnen ist. Letzteres ist z. B. der Fall in Beihingen. Das 1956 in einer Entfernung von 60 m von der Kirche aufgedeckte Männergrab, das offenbar zu einem Reihengräberfeld gehört, enthielt eine 82 cm lange Spatha neben einem Sax mit einer 48 cm langen Klinge. In die gleiche Kategorie gehören – abgesehen von dem schon behandelten Benningen – Geisingen, Bissingen/Enz, das zwischen Bissingen und Tamm gelegene, abgegangene Böllingen sowie Markgröningen<sup>12</sup>. Dagegen wurden bei Neckarweihingen bis jetzt keine Reihengräber entdeckt.

Eine Besonderheit unserer Gegend sind die zahlreichen Orte mit der Endung *-igheim*. Innerhalb des Murrtaus ist hier zwar nur Höpfigheim zu nennen. Dagegen häufen sich diese Orte im östlichen Enzgau wie sonst nirgendwo. Es handelt sich um *-ingen-Orte*, denen in fränkischer Zeit die bei den Franken übliche Endung *-heim* angehängt wurde. In Heutingsheim zum Murrtau gehörig, ist die ursprüngliche Namensbildung noch klar zu erkennen. Im übrigen sind zu nennen: Bietigheim (789 Budinheim), Besigheim (1153 Basinheim), Bönningheim (793 Bunninheim), Erligheim (793 Erninheim), Gemmrigheim (1100 Kamerinheim), Höpfigheim (996 Heppinkeim), Hessigheim (774 Esinheim), Remmingheim, abgegangen bei Untermberg, Krs. Vaihingen (1314 Remmenkeim). Auch Orte, denen man es heute nicht mehr ansieht, trugen diese Namensendung, z. B. Löchgau (1156 Lochenheim). Sie alle liegen auf den schon in der Jungsteinzeit von den Bandkeramikern in Anbau genommenen und in der Römerzeit dicht besiedelten Lehm- und Lößböden. Auf den heutigen Markungen von Hessigheim, Besigheim, Bietigheim, Gemmrigheim, Bönningheim und Erligheim, sowie bei dem abgegangenen Remmingheim, 2 km südwestlich von Untermberg, befinden sich Reihengräber, auf manchen sogar mehrere Grabfelder, so z. B. in Bietigheim 4, in Gemmrigheim 3, in Bönningheim 2. In Gräbern bei Heutingsheim, Hessigheim und Bietigheim wurden Langschwerter gefunden.

Dabei ist freilich zu beachten, daß die heutigen Markungen in sehr vielen Fällen die Wirtschaftsbereiche von Siedlungen, die später wieder abgegangen sind, in sich aufgenommen haben („Wüstungen“). Es bedarf im einzelnen einer genauen lokalgeschichtlichen Forschung, ob Reihengräber auf der heutigen Markung eines Ortes mit der Endung *-ingen* oder *-igheim* diesem Ort oder einer Wüstung zuzuordnen sind. So dürfte z. B. ein Reihengräberfeld, das an der Straße Bönningheim-Erligheim gefunden wurde, weder zu dem einen noch dem andern Ort, sondern zu dem zwischen ihnen gelegenen, abgegangenen Bierlingen gehört haben, wobei jedoch zu bemerken ist, daß auch bei Bönningheim und Erligheim Reihengräberfelder angeschnitten wurden. Reihengräber, die 1,8 km östlich von Besigheim auf dessen Markung aufgedeckt wurden, gehören zweifellos nicht zu Besigheim, sondern zu einer



abgegangenen Siedlung, deren Lage durch die dort in der Nähe gelegene Flur Einet = Einöd gekennzeichnet wird<sup>13</sup>.

Die Auffindung von Reihengräbern hängt fast immer von einem Zufall ab. Der Umstand, daß bei Neckarweihingen und Höpfigheim bis jetzt noch keine Reihengräber gefunden wurden, ist natürlich kein Beweis dafür, daß diese Orte nicht alemannischen Ursprungs sind. Mancherorts können Reihengräber schon in der Vergangenheit beseitigt worden sein, ohne daß wir davon Kenntnis erhalten. Es ist auch daran zu denken, daß hier oder dort eine Kirche bei einem bestehenden Reihengräberfeld errichtet wurde und daß dann die Fortbelegung des Friedhofs bei der Kirche zu einem Verschwinden der Spuren der älteren Gräber, die Beigaben enthielten, geführt hat. Gerade die Ortsnamen mit der Endung -igheim beweisen aber, daß in unserer Gegend die -ingen-Orte zu einer älteren Siedlungsschicht als die -heim-Orte gehören und daß sie somit in den meisten Fällen alemannischen Ursprungs sind. Bei manchen Orten, wie z. B. Geisingen ist später die Endung -heim wieder weggefallen.

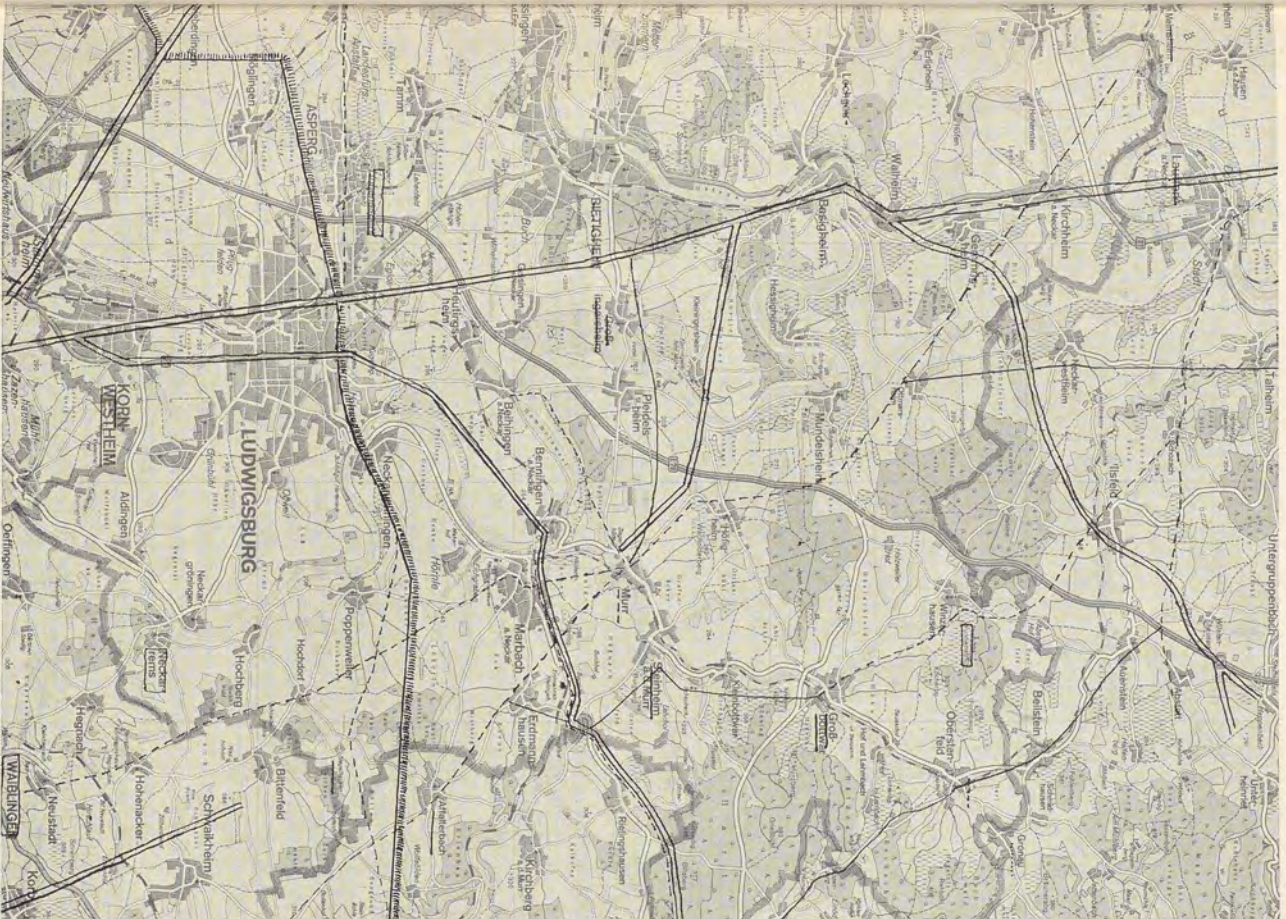
Bei aller gebotenen Vorsicht ergibt sich doch ein Gesamtbild, aus dem hervorgeht, daß gerade in unserer Gegend in einem breiten Saum nördlich der bekannten Stammesgrenze besonders viele Alemannen unter fränkischer Herrschaft sitzen geblieben sind. Dies gilt auch im Raum westlich und südwestlich vom Murr- und Enzgau: Riexingen, Enzweihingen, Vaihingen, Illingen, Schwieberdingen mit dem abgegangenen Ort Vödingen zwischen Schwieberdingen und Möglingen<sup>14</sup>, Hemmingen, Heimerdingen, Eberdingen, Iptingen, Schötzingen, Ditzingen und Höfingen. Auffallend ist dabei, daß den Namen der Orte weiter westlich im Glems- und Enzgau die Endung -heim nicht angehängt wurde, wie dies im Neckarland geschah. Dies hängt wohl damit zusammen, daß dort die Beeinflussung durch fränkische Sitte nicht so stark gewesen ist, wie hier. Zuweilen wirkte dieser fränkische Einfluß sogar über die Stammesgrenze hinüber, was sich jedenfalls in einem Fall feststellen läßt: 853 wird Schwaikheim als Sueininheim urkundlich erwähnt. Auch im Raum nördlich und östlich von Heilbronn, auf der Hohenloher Ebene und im Tauberggrund fehlen Ortsnamen auf -ingen nicht. Die -ingen-Orte und die -igheim-Orte häufen sich aber in den um 500 fränkisch gewordenen Gebieten unseres Landes doch nirgends so wie zwischen Heilbronn und der Stammes-Grenze, wo sie ohne Zäsur in den klassischen Raum der schwäbischen -ingen-Orte übergehen. Diese Erscheinung drängt dazu, die Frage zur Diskussion zu stellen, ob nicht etwa die fränkisch-alemannische Grenze anfangs südlich von Heilbronn gezogen worden war und erst später, nicht auf kriegerische Weise, sondern infolge einer diplomatischen Abmachung, weiter nach Süden vorgeschoben wurde, so daß vor allem der wichtige Hohenasperg noch dem fränkischen Reich zufiel. Man könnte dabei an die Zeit nach dem Tode des Ostgotenkönigs Theoderich denken. Auf jeden Fall würde ein solcher Vorgang erklären, daß aus den Gebieten, welche die Franken in dem sicher erbittert geführten Krieg mit den Alemannen eroberten, viele Alemannen zu ihren freigebliebenen Stammesgenossen im Süden flüchteten oder vertrieben wurden, während in dem später auf friedlichem Weg einverleibten Raum die dort schon sesshaft gewordenen Alemannen in viel größerer Zahl sitzen geblieben wären. In dem freigebliebenen Alemannenland läßt sich nach 500

eine erhebliche Verdichtung der Bevölkerung nachweisen, was sicher hauptsächlich auf den Zustrom von Flüchtlingen und Vertriebenen zurückzuführen ist.

### 3. Vor- und frühgeschichtliche Fernwege im Murrgau

Ein großes Reich wie das Frankenreich konnte nur mittels eines entsprechenden Straßennetzes, das militärisch gesichert war, beherrscht werden. Die Alemannen trafen bei ihrer Landnahme die vorzüglich gebauten Militärstraßen der Römer an. Im SW ging nahe am Murrgau die Römerstraße vorbei, die von Speyer ausgehend über Illingen, Vaihingen, Enzweihingen und Schwieberdingen nach Cannstatt führte. Seiner Westgrenze entlang zog die Römerstraße, welche die am Neckarlimes liegenden Kastelle Cannstatt und Walheim miteinander verband. Sie führte geradlinig von S nach N durch die heutige Weststadt von Ludwigsburg, östlich an Eglosheim und nordöstlich am Monrepos vorbei, ließ Geisingen und Ingersheim rechts liegen, um bei Besigheim die Enz zu überqueren und dann das Kastell Walheim zu erreichen. Zwischen Bietigheim und Ingersheim mag diese Straße die Grenze zwischen dem Murrgau und dem Enzgau gebildet haben. Von dieser Straße zweigte in Kornwestheim eine Römerstraße in nordöstlicher Richtung zum Kastell Benningen ab. Im Favorite-Park in Ludwigsburg ist sie nördlich vom Schlöbchen als ein Damm noch erhalten. Vom Kugelberg führte sie auf der Höhe über der großen Neckarschlinge genau im Zug der heutigen Straße zum Südtor des Kastells Benningen. Am wichtigsten für unseren Gau war aber die Römerstraße, welche – das ganze Murrtal durchziehend – das Kastell Benningen mit dem Kastell Murrhardt am äußeren Limes verband. Sie scheint bei der heutigen Eisenbahnbrücke zwischen Benningen und Marbach den Neckar auf einer Brücke überschritten zu haben. Dort wurde 4,5 m unter der Flußsohle ein eiserner Pfahlschuh gefunden. Der weitere Verlauf der Straße ist in der Strenzelbachsenke nördlich vom Strenzelbach etwa entlang der heutigen Bahnlinie nach Backnang zu suchen; in der Nähe der Schweißbrücke muß sie die Murr überschritten haben. Nördlich der Kelter von Rielingshausen und im südlichen Hartwald wurde sie festgestellt, auch unterhalb der Walterichskirche von Murrhardt<sup>1</sup>.

Daß die römischen Militärstraßen auf die Ansiedlung der Alemannen nicht ohne Einfluß waren, zeigt die Aneinanderreihung alter -ingen-Orte entlang der Straße Speyer-Cannstatt. In den langen Wirren der Völkerwanderungszeit müssen aber diese Kunststraßen, da sie nicht mehr instand gehalten wurden, unbenutzbar geworden sein. Wichtiger jedoch war, daß sie einst von den Römern vorwiegend unter militärischen Gesichtspunkten und zu militärischen Zwecken angelegt worden waren. Mit der vollständigen Umwälzung der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände verlor dieses Straßennetz im wesentlichen seine Bedeutung. Der Verkehr schuf sich neue Wege, welche den Bedürfnissen der neuen Verhältnisse entsprachen. Nicht selten kehrte er zu den vorgeschichtlichen Fernwegen zurück. Freilich auch manche Römerstraße wurde weiter benützt, so diejenige, welche vom Kugelberg her zum Südtor des Benninger Kastells führte. Sie











-  Stammesgrenze
  -  Römerstrassen
  -  Vorgeschichtliche Wege
  -  aus fränkischer Zeit
  -  stammende Wege
- 
-  Orte mit Michelskirchen
  -  Orte mit Martinskirchen
  -  Orte mit Peterskirchen
- } Unterstreicha.

Abb. 2.  
Alte Straßen  
in unserer Heimat

wurde bis in die neueste Zeit vom Volk der „Hai-weg = Höhenweg“ genannt.

Die Wege des frühen Mittelalters waren freilich keine Kunstbauten wie die Straßen der Römer und sie können deshalb auch nicht mit dem Spaten des Ausgräbers festgestellt werden. Trotzdem läßt sich ihre Führung nicht selten gut ermitteln, weil sie sich in Flurnamen niedergeschlagen haben und weil sie oft sehr lange fortbestanden, vielfach bis zur Gegenwart, jedenfalls bis in die Zeiten hinein, aus denen wir schriftliche Nachrichten über sie erhalten.

Der westliche Teil der Römerstraße Benningen-Murrhardt lehnte sich bis etwa Oppenweiler hinauf an einen vorgeschichtlichen Fernweg an, der in der Folgezeit seine alte Bedeutung zurückgewann; bis ins 19. Jahrh. wurde er der „Salzweg“ genannt, weil auf ihm das begehrte Mineral von Hall her eingeführt wurde<sup>2</sup>.

Vom Remstal her führte ein uralter Weg in nordwestlicher Richtung in die Marbacher Gegend. Zwischen Hohenacker und Hochdorf heißt er noch heute die „Hohe Staße“. Anscheinend haben von ihm die Orte Hohenacker, Hochdorf und Hochberg ihre Namen erhalten. Von Hochdorf aus lief er, ohne auf Poppenweiler Rücksicht zu nehmen, direkt auf Marbach zu. In diesem Umstand bekundet sich u. a. sowohl das hohe Alter dieser Straße als auch die späte Gründung Poppenweilers. Die Strecke zwischen Hochdorf und Marbach ist den alten Marbacher Bauern als der „Pilgerweg“ noch in Erinnerung; er wurde erst 1906 durch die Feldbereinigung beseitigt; seine einstige Einmündung in die Poppenweiler Straße war bis vor kurzem noch gut zu erkennen (1380: „Der Zehnderin Acker im bilgerintal“). Man nannte ihn ohne Zweifel den „Pilgerweg“, weil auf ihm Pilger und Kreuzfahrer ins Heilige Land zogen. Er ist wohl gleichzusetzen mit dem im Mittelalter auf Poppenweiler Markung genannten „Heerweg“ und dem auf Marbacher Markung genannten „Aichweg“ (1319, 1327, 1368). In diesem Zusammenhang muß der Name der hier gelegenen Marbacher Zelg „Aich“ gesehen werden. Nahe der heutigen Markungsgrenze zwischen Poppenweiler und Marbach führte er an dem römischen Gutshof auf der Flur „Bürg“ vorbei. Nach der Durchquerung des heutigen Marbacher Altstadtgebiets überschritt er beim Cotta-Platz den Strenzelbach, um die Anhöhe zwischen der Strenzelbachsenke und dem Murrthal zu übersteigen. Dort, wo er am Turm der Alexanderkirche vorbeiführt und wo er einst von der Römerstraße Benningen-Murrhardt gekreuzt wurde, trägt er noch jetzt den Namen „Alter Markt“. Am Westrand des Dorfes Murr überquerte er das Flüßchen Murr. Bei den häufigen Veränderungen des Murrbetts mag die Stelle des Übergangs mehrfach gewechselt haben. Hier bog der Weg in nordwestlicher Richtung ab und verlief etwa im Zug der heutigen Straße nach Höpfigheim. Auf dieser Strecke trug er und trägt er noch heute den Namen „Heerstraße“. In mittelalterlichen Urkunden ist auch von der „keyserlichen Straße vorm fallenden Bronnen bei Höpfigheim“ die Rede. Von der Abzweigung nach Höpfigheim an schlug der Weg eine mehr nördliche Richtung ein. Zur Linken, dem Mundelsheimer Kilianskirchlein zugerichtet, finden wir den Flurnamen „Sträble“. An der Stelle, wo der Weg zur Römerzeit das Seebachtälchen überquert haben muß, wurden im Dezember 1937 beim Bau der Autobahn auf den „Schlößlesäckern“ die Fundamente eines sehr

stattlichen römischen Gutshofes ausgegraben. Auch in seiner weiteren Führung hielt sich der Fernweg immer auf der Höhe. Südlich von Ottmarsheim, das in früheren Jahrhunderten eine wichtige Poststation war, muß er sich gegabelt haben. Der eine Zweig führte zur Neckarfurt bei Kirchheim und weiter durchs Zabergäu an den Rhein. Bei Kirchheim hieß er im Mittelalter der „Speyrer Weg“. Der andere Zweig führte über Liebenstein nach Norden in die Heilbronner und Wimpfener Gegend<sup>3</sup>.

Dieser vorgeschichtliche Fernweg muß mindestens streckenweise von den Römern ausgebaut worden sein im Zug einer Militärstraße, welche bei Großheppach von der Römerstraße Cannstatt-Lorch in nordwestlicher Richtung zum Kastell Walheim abzweigte. Daß diese Römerstraße nicht überall exakt mit der mittelalterlichen Straße zusammenfiel, ist ohne Bedeutung, da wir ja fast nie die genaue Führung eines vorgeschichtlichen Fernwegs, sondern nur seine allgemeine Richtung feststellen können und diese unbefestigten, nur durch den Verkehr entstandenen Fernwege ihren Verlauf im einzelnen naturgemäß oft veränderten. Wenn irgendwo der Weg versumpft oder durch ein Hindernis gesperrt war, so beseitigte man dieses Hindernis im allgemeinen nicht, sondern umging es eben. Das gleiche gilt auch für die frühmittelalterlichen Straßen. Jedenfalls wurde auf Markung Murr in der Flur „Steinernes Sträßle“ die erwähnte Römerstraße festgestellt; sie läuft etwa 500 Meter südlich der heutigen Straße nach Höpfigheim parallel und bildet die Grenze der Markungen Murr und Pleidelsheim<sup>4</sup>.

In diesen Fernweg, welcher in der allgemeinen Richtung SO-NW verlief, muß eine von Bietigheim und Ingersheim herkommende W-O-Verbindung eingemündet haben. Da sich in früherer Zeit der Neckarübergang bei Großingersheim weiter nördlich als heute befunden hat<sup>5</sup>, dürfte letztgenannte Verbindung die damals versumpfte Riedbachsenke vermieden und über den Nordteil der Pleidelsheimer Markung, wo sich mehrere Reihengräberfelder befinden, sowie über die Höhe des Wacholderbergs auf die von Murr herkommende Heerstraße gestoßen sein.

Ein anderer, wohl noch älterer Weg, dürfte bei Beihingen den Neckar überschritten und auf dem Hochufer im Norden des Flusses über den sog. „Sölahup“ (die Höhe rechts über der Murrmündung in der Flußrichtung der Murr gesehen) an der Murrer Kelter vorbei zum Murrübergang bei Murr geführt haben. An diesem Weg zeigten sich zahlreiche Spuren aus der La-Tène- und aus der römischen Zeit. Auf dem „Sölahup“ betrieben die Römer Steinbrüche<sup>6</sup>.

Ein anderer Urweg kam aus der Gegend von Winnenden her und lief auf der Anhöhe zwischen Erdmannhausen und Affalterbach zur Strenzelbachsenke östlich Marbach herunter, wo er an der Wasserscheide zwischen dem Strenzelbach und den der Bugmühle zufließenden Wasserläufen die Salzstraße kreuzte. Von hier aus führte er ziemlich geradlinig nach Nordwesten an der ehemaligen Erdmannhäuser Kelter, die während des ersten Weltkriegs abgerissen wurde, vorbei und im Zug des Marbacher Viehwegs über die Höhe zwischen Strenzelbach und Murr zu der Furt über dieses Flübchen am Westrand von Murr<sup>7</sup>.

Ein weiterer vorgeschichtlicher Fernweg lief von Markgröningen und Asperg her, südlich am Hohenasperg vorbei, durch Eglosheim und den Favoritepark, dann in der Richtung des „Täles“ zur Neckar-

furt bei Neckarweihingen. Von hier aus zog er rechts vom Neckar zur Höhe hinauf und setzte sich über die Flur Schwertäcker nach O fort. Weiter östlich ist er in Hohlwegen, welche die Grenze zwischen den Markungen Marbach und Poppenweiler bilden, heute noch faßbar. Dort kreuzte er nahe bei dem römischen Gutshof auf der Flur „Bürg“ den Pilgerweg. Vermutlich umging er dann den Lemberg im Süden. Östlich von Affalterbach hat er sich bei Steinächle und dem unteren Kirschenhardthof in Hohlwegen abgezeichnet. Weiter führte er über die Fluren des Kirschenhardthofs und des Heidenhofs am Rand des Brandwalds vorbei, in welchem sich Hügelgräber und die Ruinen eines römischen Gutshofs befinden, über Waldrems nach Heiningen, südlich von Backnang. Nach den zahlreichen vorgeschichtlichen Spuren, welche sich an diesem Weg aneinanderreihen, dürfte er älter als die Stammesgrenze sein und teilweise zur Markierung derselben gedient haben<sup>8</sup>.

#### 4. Die fränkische Kolonisation

Daß sich schon vor der fränkischen Eroberung Alemannen im Bottwartal angesiedelt haben, ist nicht sicher nachweisbar. Die Bodenfunde in Großbottwar können auch erst aus der frühen Frankenzeit stammen<sup>1</sup>. Die Reihengräberfunde in Steinheim, an der Einmündung der Bottwar in die Murr gelegen, sind nicht gesichert<sup>2</sup>. Auf jeden Fall ist unwahrscheinlich, daß sie noch aus vorfränkischer Zeit stammen. Die beiden Orte Großbottwar und Steinheim müssen als fränkische Neugründungen angesehen werden, selbst wenn in der Nähe von Großbottwar schon zuvor Alemannen gesiedelt haben sollten. Dabei ist Bottwar, das den Ausgangspunkt für die Besiedlung des Bottwartals darstellte, noch in frührmerowingische Zeit zu setzen. Die Straße, welche von Ilsfeld über den sog. „Stich“ am W-Fuß des Wunnensteins nach Großbottwar führte, ist als ein vorgeschichtlicher Weg anzusehen. Das Bottwartalgebiet hat seit der Jungsteinzeit immer wieder Siedler angelockt, besonders auch zur Zeit der Römer. Auf dem Gipfel des Wunnensteins, an dessen Fuß der Weg vorbeiführte, löste später ein Michaeliskirchlein eine uralte vorchristliche Kultstätte ab. Nach den Funden, die man hier machte, wurde an dieser Stelle sicher schon in vorgermanischer Zeit den Göttern geopfert, in ähnlicher Weise wie auf dem Michaelsberg drüben im Zabergäu und wahrscheinlich auch auf dem Hohenasperg. Diese Rolle muß der Wunnenstein auch noch bei den Alemannen gespielt haben, denn das Michaeliskirchlein, eines der ältesten christlichen Gotteshäuser weit und breit, hatte ohne Zweifel die Bestimmung, einen heidnischen Kult, der hier getrieben wurde, zu verdrängen. Der erwähnte Weg sollte offenbar durch die Gründung Bottwars gesichert werden, und er gewann durch diese Gründung in der fränkischen Zeit eine neue Bedeutung. Dagegen ist anzunehmen, daß die Straße Heilbronn–Flein–Landturm–Auenstein–Oberstenfeld–Lichtenberg–Kleinaspach–Großaspach–Backnang, die im Mittelalter eine wichtige Verbindung darstellte und noch heute eine solche darstellt, erst in fränkischer Zeit eröffnet wurde. Von Auenstein an führte sie durch eine zur Alemannenzeit sicher noch unbesiedelte Gegend.

Von der planmäßigen Kolonisation in dem fränkischen Fiskalland südlich von Heilbronn haben wir bereits gehört. Zu diesem umfangreichen Königsgut gehörte der im N an den Murr gau angrenzende Schozachgau, dessen Zentrum I l s f e l d ist. Letzteres hat eine große Markung mit guter Bodenbeschaffenheit. Auf dieser Markung wurden nicht weniger als fünf Wüstungen aus den Zelgen und Flurnamen erschlossen. Zwei von ihnen sind auch urkundlich bezeugt: Bustatt im NO (950–965 Buodestatt, 1276 Boestatt) und Gendach oder Jendan im SW (1102 villa Jendan). Merkwürdig ist, daß keine dieser Siedlungen einen – ingen – Namen trug und daß auch bei keiner Reihengräber gefunden wurden<sup>3</sup>. Im W von I l s f e l d liegt Neckarwestheim, das früher Kaltenwesten hieß, bis es 1884 seinen heutigen Namen erhielt, und zwar auf Betreiben seiner Weingärtner, welche der Ansicht waren, daß der frostige Name des Dorfes dem Absatz ihrer Erzeugnisse nicht vorteilhaft sei. Im O von I l s f e l d liegt A u e n s t e i n, das ehemals Ostheim genannt wurde, welcher Name schon 1524 infolge eines Mißverständnisses württembergischer Schreiber in Auenstein verballhornt war<sup>4</sup>. Südwestlich von Neckarwestheim und 600 m südöstlich von Auenstein wurden Reihengräber angeschnitten (Auenstein: Spatha mit 85 cm und Sax mit 36 cm)<sup>5</sup>. Die Gräber von Auenstein können wegen ihrer Entfernung vom Ortskern wohl nicht dem heutigen Dorf zugeordnet werden, dürften aber ein Beweis dafür sein, daß auf dieser Flur schon vor der fränkischen Eroberung Alemannen sich angesiedelt hatten. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sowohl Neckarwestheim als auch Auenstein im Zug der fränkischen Kolonisation von I l s f e l d aus auf Königsgut gegründet wurden. Auenstein galt noch im Mittelalter als Reichsdorf. I l s f e l d wurde offenbar schon vorher von Lauffen aus als Ausgangspunkt für die fränkische Kolonisation des Schozachgaus angelegt.

Daß von L a u f f e n u n d I l s f e l d a u s die fränkische Kolonisation und die christliche Mission planvoll nach S und ins Bottwartal vorgetrieben wurde, zeichnet sich in den geschichtlichen Vorgängen mit besonderer Klarheit ab. Noch um 1220 war Lauffen Reichsgut. I l s f e l d wurde um 1102 von Kaiser Heinrich IV. dem Bistum Speyer geschenkt<sup>6</sup>. Die Michelskirche auf dem Wunnenstein galt noch um 1300 als Zubehör des Fronhofs I l s f e l d<sup>7</sup>. Neckarwestheim war in älterer Zeit Besitz der Grafen von Lauffen, die zur Verwaltung der umliegenden königlichen Kammergüter auf der Burg Lauffen eingesetzt waren. Weiter neckaraufwärts wurden dann als fränkische Stützpunkte angelegt: K i r c h h e i m, das früher einen anderen Namen getragen haben muß, G e m m r i g h e i m und B e s i g h e i m. Kirchheim war im Mittelalter ein Reichsdorf. Das Reichsgut Besigheim verschenkte die Kaiserin Agnes (gest. 1077) an das elsässische Kloster Erstein<sup>8</sup>. In der Nähe aller dieser neuen fränkischen Stützpunkte saßen offenbar noch Alemannen, wie nicht nur aus den Ortsnamen, sondern auch aus den Reihengräberfunden, von denen vor allem diejenigen von Kirchheim berühmt sind, zu schließen ist.

Es erscheint sicher, daß im Zusammenhang mit dieser von Lauffen ausgehenden Erschließung des Gebiets östlich vom Neckar durch die Franken G r o ß b o t t w a r gegründet wurde und zwar schon recht früh, wahrscheinlich schon vor I l s f e l d. Es tritt 779 als Boteburon und 873 als Bodibura (Haus eines Bodo) urkundlich auf<sup>9</sup>. Seine Kirche ist dem hl. Martin geweiht<sup>10</sup>. Es gibt Anhaltspunkte dafür, daß auch hier anfänglich Königsgut vorhanden

war. Dafür, daß dort einmal eine Gerichtsstätte bestand, spricht die Tatsache, daß nach dem Nekrologium des Klosters Oberstenfeld der Vogt Albert von Lichtenberg dem Kloster einen Hof in Großbottwar „auf dem Stein“ geschenkt hat<sup>11</sup>. Freilich könnte dies auch nur das Hofgericht eines Grundherrn gewesen sein.

Der Fronhof von Großbottwar muß schon in der Karolingerzeit oder noch früher in den Besitz eines fränkischen Hochadelsgeschlechtes gelangt sein. Dies beweist die vom Jahr 873 datierte Urkunde, nach welcher ein Ado und seine Frau Detda diesen Fronhof und eine Reihe von Gütern im Wormsgau dem Kloster Neuhausen bei Worms schenkten.

Die Gestalt der Detda hat sich dem Volk tief eingeprägt. Es wird berichtet, daß sich in der einstigen Frauenkirche in Großbottwar an der Straße nach Winzerhausen ein „herrliches“ Grabmal befunden habe, nach welchem am 6. 9. 906 Detda, eine edle Frau, eine geborene von Hohenstaufen, gestorben sei, deren Seele dort im Frieden ruhen möge. Natürlich kann die Detda keine Hohenstaufenprinzessin gewesen sein. Das Todesjahr 906 könnte aber richtig sein, zumal in der Murrhardter Chronik mitgeteilt wird, daß die nobilis matrona Detda am 19. 8. 906 dem Kloster Murrhardt ihre Güter in Bottwar geschenkt habe. Tatsächlich besaß das Kloster Murrhardt auf Bottwarer Markung großen Grundbesitz. Freilich stimmt diese Nachricht insofern nicht mit der Urkunde von 873 überein, als nach dieser damals schon der Bottwarer Fronhof an Güter des Klosters Murrhardt grenzt habe. Vielleicht hat Murrhardt schon vorher – wie in Erdmannhausen und in Oßweil – auch in Bottwar aus Reichsbesitz Güter erhalten, die es dann jahrhundertlang besaß (die „Abtsäcker“), und hat sich nachher die Sage gebildet, sie stammten von der bekannten Detda. Um 1500 wurde gefaselt, eine edle Jungfrau, die Herzogin von Schwaben gewesen sei, liege in der Frauenkirche in Großbottwar begraben, und schließlich wußte man sogar davon zu erzählen, daß Elisabeth von Blankenstein, die Stifterin des Dominikanerklosters Steinheim, in der Bottwarer Frauenkirche ihre Ruhestätte gefunden habe<sup>12</sup>.

Daß auf Bottwarer Mark Wormser Besitz vorhanden war, ergibt sich aus einer anderen Urkunde. In ihr wird beurkundet, daß ein Graf Burkhardt zwischen 951 und 976 seine Eigengüter in der Heilbronner Gegend an das Bistum Worms abtrat und dafür von demselben u. a. Güter in Bottwar und in Buodestat erhielt. Bei jenem Wormser Besitz, den Graf Burkhardt in Bottwar erwarb, kann es sich um keinen anderen gehandelt haben als um jenen, den Ado und Detda dem Kloster Neuhausen geschenkt hatten, also um den Bottwarer Fronhof. Er war von Neuhausen an das Bistum Worms gelangt, mit welchem das Kloster in engster Verbindung stand<sup>13</sup>. Decker-Hauff will in Burkhardt einen Ahnherrn sowohl der Grafen von Lauffen als auch der Grafen von Oberstenfeld und der Grafen von Ingersheim sehen<sup>14</sup>.

Der Rechtsnachfolger dieses Grafen Burkhardt in Bottwar war jenes hochfreie Geschlecht, das sich in die Herren von Henriët (seit 1100), die Herren von Lichtenberg (seit 1197) und die Haken von Hohenneck (seit 1254) aufgliederte. Sie alle führten drei Kugeln im Wappen und als Wappenzier einen weißen Vogel, der bald als Schwan, bald als Gans, bald als Storch erscheint. Von den Herren von Lichtenberg haben dann im Jahr 1357 die Grafen von Württemberg die ganze Herrschaft Lichtenberg gekauft.

Die hochadlige Familie, welche sich als Grundherrn schon vor 873 in Bottwar festgesetzt hatte, nahm nun die Erschließung dieses Gebiets in die Hand.



Zunächst war das „oberste Feld“, auf dem 1016 das Kloster Oberstenfeld gegründet wurde, das abgelegenste Gelände, das unter den Pflug genommen worden war. Im Nordteil des heutigen Dorfes Oberstenfeld, vom Ortskern nur durch den Söhlbach getrennt, steht auf einer Anhöhe das schlichte romanische Peterskirchlein, im späteren Mittelalter St. Peter de monte genannt. Einst war es die Kirche eines Dorfes K r a z h e i m , das verschwunden bzw. mit Oberstenfeld verschmolzen ist. Noch bis in neueste Zeit wurden die Oberstenfelder Toten, die jenseits vom Söhlbach wohnten, nicht im Oberstenfelder Friedhof, sondern beim Peterskirchlein bestattet. Dies deshalb, weil der Söhlbach im Mittelalter die B i s t ü m e r S p e y e r u n d W ü r z b u r g voneinander schied; in noch früherer Zeit stellte er offenbar die Nordgrenze des Murrtaus dar. Daraus ist zu ersehen, daß Krazheim, das 1247 noch bestand, auf dem fränkischen Fiskalland des Schozagaues, und zwar unmittelbar an dessen Südgrenze angelegt wurde<sup>15</sup>. Beilstein ist erst im Hochmittelalter aus einem Burgflecken entstanden.

Aber schon bald, nachdem das „oberste Feld“ in Anbau genommen worden war, muß von der Bottwarer Grundherrschaft weiter oben im Bottwartal auf der „grünen Aue“, die wohl zuvor als Viehweide gedient hatte, G r o n a u gegründet worden sein. Gronau besaß bereits im Jahr 868 eine eigene Kirche, welche dem hl. Cyriakus geweiht war<sup>16</sup>. Die Tatsache, daß die Verehrung des hl. Cyriakus im Kloster Neuhausen ihren Mittelpunkt hatte<sup>17</sup> und daß die Grundherren von Bottwar – wie aus der Urkunde von 873 hervorgeht – enge Beziehungen zu diesem Kloster unterhielten, muß als Beweis dafür gewertet werden, daß Gronau und seine Kirche von diesem Grundherrn gegründet wurden. Die von Bottwar aus in der Karolingerzeit und im frühen Mittelalter in die Löwensteiner Berge und in ihr Vorland vorgetriebene Kolonisation wird am besten umschrieben durch den U m f a n g d e r H e r r s c h a f t L i c h t e n b e r g um 1357.

Die Siedlungspolitik der Bottwarer Grundherren hatte danach zwei Stoßrichtungen. Die eine ging nach NO in die Löwensteiner Berge hinein, wo sie mit der Kolonisationstätigkeit, die in dem Fiskalland, dessen Zentrum Heilbronn war, betrieben wurde, zusammentraf. Hier waren die Grenzen zwischen diesem Königsgut und dem Murrtau besonders flüchtig. Bemerkenswert ist, daß die Herren von Wunnenstein nach ihrem Wappen mit dem Ilsfelder Ortsadel verwandt waren, daß sie Besitz in Beilstein, Auenstein und Krazheim und daß sie enge Beziehungen zur Reichsstadt Heilbronn hatten<sup>18</sup>. Wir werden in ihnen am ehesten ein ursprüngliches Geschlecht von Reichsministerialen vor uns haben. Ein anderer Zug der von Bottwar ausgehenden Kolonisationstätigkeit war nach SO gerichtet.

Im Jahr 862 tauscht ein gewisser Folcwin von dem Kloster Lorsch ein A s b a c h im Murrtau gegen ein Atunstete im gleichen Gau ein<sup>19</sup>. Es wird angenommen, daß dieser Folcwin ein Angehöriger des Bottwarer Grundherrngeschlechts war und daß das zur gleichen Zeit erwähnte Folcvinestete mit Völkleshofen zu identifizieren sei. Atunstete ist der frühere Name des Frühmeßhofs zwischen Rielingshausen und Kleinaspach (Adstetten). Im Ortsnamen von Atunstete dürfte wohl der Name des aus der Urkunde von 873 bekannten Bottwarer Grundherrn Ado stecken. Die damaligen im oberen Klöppertal verstreut liegenden Siedlungen trugen offenbar den Gesamtna-

men Asbach. Wenn unsere Hypothesen richtig sind, würde der Teil von Asbach, den 862 Lorsch besaß, durch den damaligen Tauschvertrag an die Bottwarer Grundherrn gefallen sein. Man hätte dann unter diesem Teil von Asbach das Dorf *Kleinaspach* zu verstehen, das infolge jenes Tauschvertrags eine Sonderentwicklung einschlug und in der Folgezeit nicht nach Großaspach, sondern nach Großbottwar hin orientiert war.

Wenden wir uns nun *Mundelsheim* und *Ottmarsheim* zu, so wäre es eine grobe Vereinfachung, wenn wir annehmen würden, daß nur in den Orten, deren Namen auf -ingen oder -igheim endigen, Alemannen nach der fränkischen Eroberung sitzen geblieben wären, daß aber alle Orte mit der Endung -heim fränkische Neugründungen auf wilder Wurzel seien. Dieser Annahme steht schon entgegen, daß z. B. in Walheim die Bevölkerungskontinuität seit der Römerzeit nachgewiesen ist. Die Endung -ingen oder -igheim ist nur als besonderer Hinweis zu werten. Mancherorts werden noch sitzen gebliebene Alemannen von den Franken verdrängt worden sein. Anderwärts ließen sich die fränkischen Kolonisten unmittelbar bei oder in der Nähe einer fortbestehenden Alemannensiedlung nieder. Bei der fränkischen Kolonisation haben wir wiederum zwei Formen zu unterscheiden. Manche Landstriche des eroberten Landes wurden vom König irgendeinem fränkischen Hochadeligen überlassen, der mit seinem Gesinde aus Gallien bzw. dem Rhein- oder Moselland zuzog und hier seinen Herrenhof errichtete, von dem aus dann im Lauf der Zeit weitere Vorwerke angelegt wurden. Einen solchen Vorgang haben wir uns in Bottwar vorzustellen. Sonst wurden, besonders hier in der Nähe der Grenze, fränkische Wehrbauern auf Königsländ angesiedelt. Sie waren persönlich frei, aber zum Wehrdienst verpflichtet und bildeten Genossenschaften unter einem Zentenaar oder Hunno. Diese Genossenschaften besaßen eine eigene Gerichtsbarkeit und waren in gewissem Umfang der Amtsgewalt des Grafen entzogen. Sie standen unmittelbar unter dem König und hatten diesem für das ihnen zugewiesene Land eine Abgabe zu entrichten, weshalb sie *Königszinser* genannt werden. Natürlich mußte die Aufsicht über sie einem königlichen Amtsträger, eben dem Zentenaar, übertragen werden. Wohl nicht selten dürfte dieses Amt der Graf, welcher im ordentlichen Grafengericht des betreffenden Sprengels den Vorsitz führte, in Personalunion verwaltet haben. Die Franken haben die Einrichtung der Königszinser vom spätrömischen Reich übernommen und dann solche Wehrbauern vor allem an ihren Grenzen angesiedelt<sup>20</sup>.

Mit solchen Königszinsern haben wir es auch in *Mundelsheim* und *Ottmarsheim*, desgleichen in den benachbarten Orten *Hessigheim*, *Gemrigheim* und *Kirchheim* zu tun. Dafür haben wir zahlreiche Anhaltspunkte. Der Cod. Laur. berichtet, daß in der Zeit zwischen 766 und 850, also schon wenige Jahre nach der Gründung des Kloster Lorsch, diesem Kloster in Ottmarsheim eine Anzahl von Gütern von verschiedenen Personen tradiert wurden. Diese Leute müssen Freie gewesen sein, sonst hätten sie über ihre Güter nicht verfügen können. Andererseits gehören sie offenbar nicht dem Adel an, da die Vergabungen von Adeligen sich meist auf mehrere Orte bezogen, die in einer weiteren Landschaft verstreut lagen. Die enge Verbindung der Ottmarsheimer mit Lorsch könnte vielleicht darauf deuten, daß sie aus dieser Gegend gekommen waren. Neben den Mundelsheimer,

Hessigheimer und Gemmrighheimer Königszinsern scheinen die Ottmarsheimer eine gewisse Sonderstellung eingenommen zu haben, was wohl mit ihrer Herkunft im Zusammenhang stand, für ihren Rechtsstatus aber nichts zu bedeuten hat. Ein weiterer Anhaltspunkt für die Ansiedlung der Königszinser ist darin zu erblicken, daß es in Ottmarsheim nie einen Herren- oder Fronhof gegeben hat. In Mundelsheim gab es zwar im Mittelalter einen Maierhof, bei dem es sich wohl um eine spätere, grundherrschaftliche Bildung handelt; jedenfalls vermissen wir dort die Flurnamen „Brühl“ und „Breite“, welche für die Zugehörigkeit eines Geländes zu einem Herrenhof kennzeichnend sind. Von besonderer Bedeutung ist, daß Kirchheim, wie schon ausgeführt, im Mittelalter als Reichsgut galt, und daß noch um 1150 bestätigt wird, daß die Hessigheimer nicht der gräflichen Gewalt unterliegen. Der Grund für die Ansiedlung von Königszinsern in Ottmarsheim und Kirchheim war offensichtlich die militärische Sicherung des Fernwegs, der von Waiblingen nach Speyer führte. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß auch diese Kolonisation unmittelbar von Lauffen aus gelenkt wurde und daß dort der Graf saß, welcher die Aufsicht über die Königszinser in den genannten Orten führte.

In Mundelsheim haben wir bis jetzt keine Anzeichen dafür, daß einmal Alemannen auf dieser Markung siedelten; das am Südausgang des Ortes angeschnittene Grabfeld dürfte von den Franken stammen. Dagegen scheinen bei Ottmarsheim schon Alemannen sesshaft gewesen zu sein, was aus den frühalemannischen Beigaben der Gräbern in der „Lehmgrube“ in einiger Entfernung südwestlich vom Ort und aus dem auf Ottmarsheimer Markung auftretenden Flurnamen „Huningen“ sich ergibt<sup>21</sup>. Vielleicht mußten diese Alemannen den neu angesiedelten fränkischen Königszinsern weichen. In Gemmrighheim und Hessigheim zeigen sowohl die Ortsnamen als auch die Reihengräberfunde an, daß es sich um Siedlungen handelt, die mit ihrer Wurzel noch in die alemannische Zeit zurückgehen. Mit der Ansetzung der Königszinser in dieser Gegend wurde aber der fränkische Einfluß übermächtig. Dies bekundet sich nicht nur darin, daß den Ortsnamen die Endung -heim angehängt wurde, sondern auch darin, daß die Mundart in diesen Orten, ebenso wie in Mundelsheim und Ottmarsheim, bis in die Gegenwart hinein deutliche fränkische Einschläge zeigt. Auch die Patrozinien der alten Kirchen bestätigen, daß hier die kirchliche Organisation von den Franken grundgelegt wurde: Kirchheim St. Mauritius, Walheim St. Stephanus, Hessigheim und Lauffen St. Martin, Besigheim St. Cyriakus und Ottmarsheim St. Hippolytus.

Von Mundelsheim nach Großbottwar führte die sog. „Ochsenstraße“. Nun finden wir südlich von Mundelsheim, etwas abgelegen, das Kilianskirchlein. Es war die Ortskirche eines abgegangenen Dorfes Tiefenbach, das 1247 noch bestand. Den Kirchensatz der Kilianskirche hatte das Kloster Oberstenfeld, dem auch der größte Teil des Zehnten auf Mundelsheimer Markung zustand. Es ist anzunehmen, daß das Kloster diesen Besitz seinen Stiftern, den Bottwarer Grundherrn, verdankte. Danach dürfte sich die Bottwarer Grundherrschaft südlich von Mundelsheim nach Westen bis zum Neckar erstreckt haben. Um 1100 schenkte ein Wolfram von Bottwar dem Kloster Hirsau einen Weinberg in Tiefenbach<sup>22</sup>.

## 5. Die Marbacher Königszinsler

Von grundlegender Bedeutung für die Geschichte des Murrtaus ist eine im Württembergischen Urkundenbuch abgedruckte und auf das Jahr 978 datierte Urkunde. Wie Viktor Ernst in den Vierteljahrsheften zur würt. Landesgeschichte schon um die Jahrhundertwende dargetan hat, ist diese Datierung unrichtig; die Urkunde stammt aus dem Jahr 972. In ihr schließt in Marbach (*villa quae dicitur Marbach*) namens des Bischofs Balderich von Speyer dessen Vogt Ruothard mit dem Vogt Sigebald, der im Namen eines *Diakons Wolwald* handelt, einen Vertrag. In demselben werden vom Bistum Speyer einige Orte im Rheintal an den Diakon Wolwald abgetreten. Dieser tritt dafür an das Bistum Speyer ab: Marbach und was zu diesem Fronhof gehört (*Marbach et quicquid ad eandem curtem pertinet*), nämlich Bunninga (= Benningen), Binga (= Beihingen), Hutingesheim (= Heutingsheim), Blidoluesheim (= Pleidelsheim), Murra (= Murr), Steinheim, Husa, Berckenmareshusa (= Erdmannshausen), Affalterbach, Ruodingshusa (= Rielingshausen), Asbach und Woluoldesstete. Sowohl die dem Diakon Wolwald von Speyer überlassenen Orte als auch die von ihm an Speyer tradierten Orte sollen im lebenslänglichen Besitz des Diakons bleiben. Nach seinem Tod aber soll alles an Speyer fallen bzw. zurückfallen. Zu diesem Vertrag haben Kaiser Otto und sein Sohn Otto ihre Zustimmung erteilt. Die Urkunde wurde an der Gerichtsstätte in Ingersheim übergeben<sup>1</sup>.

Bei Benningen, Beihingen, Heutingsheim und Murr handelte es sich um alte Orte der ersten Siedlungsschicht, die noch aus der Alemannenzeit stammen. Auch in Heutingsheim wurde am Südostausgang des Orts ein Reihengräberfeld angeschnitten, das u. a. eine 85 cm lange Spatha und einen 48 cm langen Sax enthielt<sup>2</sup>. Benningen wird 779 als Bunningen und Beihingen 844 als Biginga urkundlich erwähnt. Beihingen hatte bereits 844 eine dem hl. Amandus geweihte Kirche<sup>3</sup>. Aber auch auf der heutigen Markung von Pleidelsheim, obwohl es kein -ingen-Ort ist, haben sich sicher schon Alemannen angesiedelt. Ihre günstige Bodenbeschaffenheit hat seit der jüngeren Steinzeit immer wieder Siedler angelockt, welche hier aus fast jeder Epoche, besonders auch aus der Römerzeit, Spuren hinterlassen haben. An nicht weniger als an vier Stellen, vor allem im nördlichen Teil der Markung, wurden Reihengräberfelder angeschnitten<sup>4</sup>. Die früher sumpfige Riedbachmulde und der bewaldete Südteil der Markung scheinen von den Alemannen gemieden worden zu sein. Leider wurde die Markung bis jetzt noch ungenügend nach Wüstungen durchforscht. 794 wird Pleidelsheim erstmals als „Blidolfesheim in pago Murrachgowe“ anlässlich einer Schenkung der Schwestern Hilta und Truthlint an das Kloster Lorsch erwähnt<sup>5</sup>. Es hat sich also hier, wo in der Nähe offenbar noch Alemannen saßen, eine fränkische Kolonistengruppe unter einem gewissen Blidolf niedergelassen. Bei der Art der germanischen Namensgebung könnte daraus, daß das Grundwort seines Namens, *dolf* auch im Namen des Mundelsheimer Kolonistenführers Mundolf auftritt, vielleicht auf eine Verwandtschaft beider geschlossen werden. Später muß dann um das Heim des Blidolf her eine Siedlungskonzentration erfolgt sein, indem sich dort die Bewohner der umliegenden Weiler, zu denen vielleicht auch das Austrenhusen und das Stetin, die 794

gleichzeitig mit Pleidelsheim genannt werden, gehörten, zusammenschlossen.

Etwas später, aber auch noch in merowingische Zeit, sind Steinheim und Erdmannhausen anzusetzen.

Es dürfte kein Zweifel darüber bestehen, daß der Ortsname Steinheim an die Ruinen der dortigen römischen Gutshöfe, die noch lange sichtbar gewesen sein müssen, angeknüpft. Bei diesen Trümmerstätten finden wir die Flurnamen „Steinacker“, „Steinhäuser“ und „Steingärten“. Am Ostausgang des Orts auf der Flur „Hofstatt“, neben welcher die Flur „Scherbelwiesen“ liegt, sollen Reihengräber angeschnitten worden sein<sup>6</sup>. Es bestehen jedoch keine Gründe dafür, sie in vorfränkische Zeit zurückzudatieren. Urkundlich wird Steinheim spätestens im Jahr 852 genannt. Um jene Zeit machten ein Reginhero, ein Irolf, ein Gudwin und eine Trutlind hier Schenkungen an das Kloster Lorsch<sup>7</sup>. Im Mittelalter war Steinheim der Sitz des hochadligen Geschlechts der Herren von Steinheim, das mit der kinderlosen Elisabeth in der 2. Hälfte des 13. Jahrh. erloschen ist. Sie war in 1. Ehe mit Gerung von Heinriet und in 2. Ehe mit Berthold von Blankenstein verheiratet; auch die Blankenstein, die in der Gegend von Cannstatt Güter besaßen, waren hochadliger Herkunft. Die Herren von Steinheim waren mit den Grafen von Sulz verwandt<sup>8</sup>. Neben dem Herrenhof der Herren von Steinheim gab es in Steinheim aber vor 1254 auch einen Freihof der Markgrafen von Baden<sup>9</sup>. Auf ihrem Steinheimer Besitz haben die Markgrafen im 12. Jahrh. die Burg Schaubeck erbaut. Bei dieser Burg entstand ein Burgfleck, der anscheinend mit einem Ausbauort im S von Großbottwar, den wir uns als einen kleinen Weiler vorzustellen haben, verschmolz. So gelangte Kleinbottwar zur Entstehung, das erstmals 1245 als Botebor inferius von Großbottwar unterschieden wird. Der größte Grundherr in Kleinbottwar war im späteren Mittelalter das von Elisabeth und Berthold von Blankenstein in Steinheim gestiftete Dominikanerinnenkloster Mariental, dem auch die Hälfte des Gerichts und der Vogtei zustand. Kirchlich war Kleinbottwar bis 1499 ein Filial der Martinskirche von Steinheim, an welcher der Kirchensatz den Herren von Steinheim und später dem Kloster Mariental zustand. Auch das Stift Backnang war in Kleinbottwar begütert. Wie das Kloster Mariental seinen Besitz in Kleinbottwar von seinen Stiftern erhielt, so auch ohne Zweifel das Stift Backnang seinen Besitz von dessen Stiftern, den Markgrafen von Baden. Außerdem dehnten sich die Murrhardter Güter in Großbottwar, die „Abtsacker“, auch noch über den nordwestlichen Teil der Markung Kleinbottwar, die Zelg „Kälbling“, aus. Der Wehrbach, der von O nach W mitten durch die Kleinbottwarer Markung fließt, bildete noch im 18. Jahrh. in mannigfacher Beziehung eine Grenze<sup>10</sup>, woraus zu ersehen ist, daß die Markung aus zwei verschiedenen Markungsteilen zusammengewachsen ist.

Jedenfalls ist Steinheim als eine verhältnismäßig frühe Gründung der Franken anzusehen, wenn sie auch zeitlich der von Großbottwar nachfolgte.

Am Westausgang von Erdmannhausen wurden Bodenfunde gemacht, die wohl in der Hauptsache aus der fränkischen Zeit vor 700 stammen<sup>11</sup>. Urkundlich erwähnt wird es erstmals 972. Seine Markung reichte in früher Zeit viel weiter als heute nach W. in die heutige Marbacher Markung hinein. Das Kloster Murrhardt besaß auf dem südlichen Teil der Markung (Zelg „Abtsgrund“) ausgedehnten alten Besitz<sup>12</sup>. Auch der Kirchen-

satz stand dem Kloster Murrhardt zu. Die Kirche ist dem hl. Januarius geweiht, dessen besondere Verehrung Murrhardt von der Reichenau übernommen hat. Sie wurde offenbar vom Kloster Murrhardt erbaut und ausgestattet. Es ist wahrscheinlich, daß das Kloster Murrhardt seinen Besitz in Erdmannhausen, Großbottwar und Oßweil (dort ebenfalls eine Januariuskirche) schon bald nach seiner Gründung um 817 aus Reichsgut erhalten hat. Das Kloster war ja selbst in der Nähe des alten Römerkastells auf Reichsgut errichtet worden und wurde von den karolingischen Königen begünstigt, zumal sein Gründer Walterich nach den neuen Forschungen ein naher Verwandter dieser Könige gewesen zu sein scheint<sup>13</sup>. Erdmannhausen muß aber noch in merowingischer Zeit angelegt worden sein, wie sich aus den dortigen Bodenfunden ergibt. Es ist anzunehmen, daß dies von Steinheim aus geschah zur Sicherung der Straße, die von Bottwar über Steinheim und die Schweißbrücke zur Stammesgrenze führte.

Alle andern in der Urkunde von 972 als Zubehör des Marbacher Fronhofs erwähnten Orte müssen ihrem Namen und ihrer Lage nach jünger als Heutingsheim, Beihingen, Benningen, Murr, Pleidelsheim, Steinheim und Erdmannhausen sein. Reihengräber wurden bei ihnen nicht gefunden und sind auch nicht zu erwarten. Sie gehören – wohl mit Ausnahme von Affalterbach – erst der karolingischen Siedlungsperiode an. Es fällt nun auf, daß diese Orte – abgesehen von Heutingsheim – zu der *Hartgemeinschaft* gehören, welche die Eigentümerin des 2642 Morgen großen Hartwalds zwischen Steinheim und Kleinaspach ist. Außer den Bürgern der genannten Orte zählen nur die Marbacher zu den Hartgenossen.

Der Sage nach soll Elisabeth von Blankenstein den sieben Hartorten den Hartwald gestiftet haben, weil diese Gemeinden versprochen hätten, sie mit goldenen Schaufeln begraben zu lassen. Diese Sage von der Hartwaldstiftung sollte den Hartgenossen die Möglichkeit geben, sich für ihren oft angefochtenen Besitz auf einen bestimmten Rechtstitel zu berufen und es zu rechtfertigen, daß anderen Gemeinden wie z. B. den beiden Bottwar und Rielingshausen, welche dem Wald viel näher saßen als manche von jenen, keine Nutzungsrechte an der Hart zustanden, obwohl dies von ihnen immer wieder behauptet wurde. In den sieben Hartorten wurde die Legende von der Elisabeth als der Stifterin der Hartwalds eifrig gepflegt und im Rathaus jedes der Hartorte ein Bild von ihr aufgehängt, das sie in der Tracht des ausgehenden 16. Jahrh. zeigt. Auch den Ansprüchen der Herrschaft Württemberg trat man mit dieser Legende entgegen, die freilich erst gegen Ende des 15. Jahrh. auftaucht. Sie wurde aber um so mehr geglaubt, als die Elisabeth im Bewußtsein des Volkes als große Stifterin fortlebte. War sie doch die Stifterin des Klosters Mariental in Steinheim! Geschichtlich ist aber die Stiftung des Hartwalds durch Elisabeth von Blankenstein nicht. Wir sind über die Stiftung des Klosters und die Vergabungen der Elisabeth ganz außergewöhnlich gut unterrichtet; von der Hartwaldstiftung ist dabei nie die Rede, obwohl dies zu erwarten wäre<sup>14</sup>.

Der Hartwald gehörte nicht den sieben Gemeinden, sondern in gesamt-händerischer Gemeinschaft den *Hartgenossen* als einem autonomen Verband, welcher mit den Kommunen oft genug in Konflikt geriet. Dieser Verband führte ein eigenes Siegel (einen Scharboden = Pflugschar) und hatte ein eigenes Gericht, das Hartgericht, das jedenfalls seit 1580 abwechselnd in Murr, Steinheim und Marbach tagte. Die ursprüngliche Gerichtsstätte muß aber Murr gewesen sein. Dort tagten die Hartrichter am Georgi-Tag (23. April) im Freien unter einer Linde auf Steinsitzen, welche im Kreis um

den Sitz des Hartschultheissen herumstanden. Die Steinsitze sind in Murr heute noch zu sehen. Es ist aber zweifelhaft, ob die ursprüngliche Gerichtsstätte bei der heute sog. Hartlinde lag; sie ist eher in der Nähe der Murrfurt an der „Heerstraße“ zu suchen. Mit dem Hartschultheissen waren es 16 Hartrichter, die „Sechzehner“ genannt, nämlich aus jedem Hartflecken zwei und aus der Stadt Marbach drei, außerdem hatte bei jeder Sitzung der Klosterhofmeister von Steinheim anwesend zu sein. Bei der Tagung in Murr mußte jeder Hartrichter mit Untergewehr (kurzem Schwert) erscheinen. Die Wahl der Hartrichter wurde in folgender Weise vollzogen: Zunächst wählten der Klosterhofmeister und der Hartschultheiß 2, dann diese 4 wieder 2 und so fort, bis die Zahl voll war. Der Hartwald, bei dem es sich um einen mit Grenzsteinen vermarkten Bezirk handelte, stand in der Nutzung der in den Hartflecken „burgerlichen, mit eigenen Herdt- und Feuerstätten häuslich Eingesessene und ihren Nachkommen“. Unter ihnen waren aber nach altem Herkommen die zweirössigen Bauern privilegiert vor dem einrössigen und diese wiederum vor jenen, die keine Pferde besaßen<sup>15</sup>. Daß die Gerichtsstätte der Hartgenossen ursprünglich allein in Murr war, tritt auch darin in Erscheinung, daß die Hartgemeinschaft häufig die „Murrer Hart“ genannt wird, obgleich der Hartwald den Steinheimern viel näher war.

Prof. Dannenbauer stellte fest: „Was im späten Mittelalter als Waldgedinge erscheint, ist der Überrest der alten Markgenossenschaft der fränkischen Königsleute“<sup>16</sup>. Daß wir es bei der Hartgemeinschaft mit einer solchen zu tun haben, kann nicht zweifelhaft sein. Wohl selten bekommen wir einen so guten Einblick in die inneren Verhältnisse der Genossenschaften der Königszinsler wie hier. Das Waldgeding hat sich bis ins 19. Jahrh. hinein in altertümlichen Formen erhalten, weil für die Berechtigten in den waldarmen Gemeinden dieser Besitz von großer Bedeutung war. Was später als Hartgericht erscheint, war in alter Zeit nichts anderes als das Gericht der Königszinsler, welche ja der Gerichtsbarkeit der Grafen nicht unterstanden. Nun war seine Bedeutung auf die eines bloßen Waldgerichts zusammengeschrumpft. Nach der Urkunde von 972 ist anzunehmen, daß früher auch die Königszinsler, die in Heutingsheim angesetzt waren, zur Hartgemeinschaft gehörten. Wenn sie schon bald aus dieser hinausgedrängt wurden, so ist dies leicht verständlich. Die Heutingsheimer saßen ja der Hart am fernsten und mögen wohl selbst kein allzu großes Interesse an diesem abgelegenen Waldbesitz gehabt haben, zumal früher auf ihrer eigenen Markung ziemlich Wald vorhanden war.

Wie aber sind die Marbacher in die Hartgemeinschaft hineingekommen? Welche Bewandnis hat es mit dem Curtis Marbach? Er war offenbar der Ursprung und der Kern der villa, die sich bereits 972 bei ihm gebildet hatte. Das alte Dorf stand nicht an der Stelle der heutigen Altstadt. Marbach ist dort zwischen 1244 und 1282 als Stadt neu gegründet worden. Das frühere Dorf muß nördlich vom Strenzelbach bei der Alexanderkirche gestanden haben, welche, obwohl vor der Mauer gelegen, noch lange die Pfarrkirche der Stadt blieb. Dort kreuzte der alte von Speyer nach Waiblingen führende Fernweg die Römerstraße Benningen-Murrhardt. In diesem Marbach wurde um 1009 von Kaiser Heinrich II. dem Bischof von Speyer das Marktrecht, das Münzrecht und der Königsbann verliehen<sup>17</sup>. Wenn in dieser Urkunde ausdrücklich erwähnt wird, daß diese Verleihung auf Bitte

des Bischofs von Worms geschehen sei, so mag dies mit der einstigen Zugehörigkeit dieses Raums zur Diözese Worms zusammenhängen. Um 1009 waren nur wenige Orte in unserem Land mit solchen Rechten ausgestattet. Marbach hatte als Marktdorf ein besonderes Ansehen, weshalb die Stelle, wo es einst stand, heute noch der „Alte Markt“ genannt wird, nicht etwa Altenstadt oder Altdorf, wie dies sonst oft der Fall ist bei Dörfern, auf deren Markungen im Hochmittelalter eine Stadt gegründet wurde (vgl. Geislingen-Altenstadt, Weingarten-Altdorf). Der Marbacher Fronhof wurde als Mittelpunkt der Königszinsen, die in Heutingsheim, Beihingen, Benningen, Murr, Pleidelsheim, Steinheim und Erdmannhausen angesiedelt waren, angelegt. Mit diesem Gebiet kam also 972 mittelbar Königsgut an das Bistum Speyer. Er ist deshalb wohl verständlich, daß Kaiser Otto I. und sein Sohn Otto II. ihre Zustimmung dazu geben mußten.

Der Ortsname Marbach wird allgemein als Grenzbach gedeutet. Auch in der Urkunde von 1009 wird er Marbach geschrieben. Als namengebender Bach kommt hier nur das heute überdoltete Strenzelbächlein in Frage. Man denkt hier natürlich zuerst an die fränkisch-alemannische Stammesgrenze. Sie lief aber 2 km südlich von Marbach vorbei. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß der Strenzelbach irgend einmal zur Festsetzung dieser Grenze gedient hat. Munz will deshalb den Ortsnamen als „Bach in der marca“ deuten<sup>18</sup>. Dem steht jedoch entgegen, daß der auch sonst häufig vorkommende Ortsname Marbach fast durchweg von einem Bach herzuleiten ist, der eine Grenze bildete<sup>19</sup>. Es will einem nicht recht einleuchten, daß der Name Marbach, eines Ortes, welcher als Mittelpunkt einer Gemeinschaft von Königszinsern, also einer Grenztruppe, gegründet wurde, nichts mit der Vorstellung von einer Grenze zu tun haben soll.

Die Gründung des Fronhofs Marbach haben wir als eine von der königlichen Gewalt ausgehende Maßnahme zur Organisation der Königszinsler, die in den genannten Dörfern angesetzt waren und welchen der Grenzschutz gegen die Alemannen übertragen war, anzusehen. Die in diesen Dörfern oder in ihrer Nähe sitzengebliebenen Alemannen hatten ohne Zweifel als fron- und abgabepflichtige Hörige zum Unterhalt der fränkischen Wehrbauern beizutragen. Der Fronhof muß zu einer Zeit angelegt worden sein, in welcher die Stammesgrenze noch eine militärische Bedeutung hatte, also zwischen 500 und 746.

Daß wir in Steinheim und Erdmannhausen fränkische Ansiedlungen vor uns haben, die älter als der Marbacher Fronhof sind, dürfte nicht zu bezweifeln sein. Marbach hatte anfangs nur eine kleine Markung. Das Gelände auf dem der Fronhof angelegt wurde, muß vorher zur Markung Murr gehört haben, die wohl bis zum Strenzelbach reichte. Die Erdmannhäuser mußten offenbar später den westlichen Teil ihrer Markung an Marbach abtreten. Im N der heutigen Marbacher Markung sind Teile alter abgegangener Siedlungen an diese gefallen, wobei es strittig ist, ob sie zu der von Willi Müller im N von Erdmannhausen festgestellten Wüstung Weikershausen oder zu einem verödeten Gehöft namens Hegnachsiedel gehörten. Im S der heutigen Marbacher Markung an dem Fernweg Speyer-Murr-Waiblingen lag in der Nähe des römischen Gutshofs auf der „Bürg“ ebenfalls eine abgegangene Siedlung. Als sich die Leute nicht mehr ihres Namens erinnerten, wurde – wie in vielen anderen Fällen – die Stelle eben das „alte Heim“, Altheim, genannt<sup>20</sup>. Der



dort entspringende Aichgraben hieß dann eine Zeitlang der „Altheimer Bach“<sup>21</sup>. Was Steinheim anbetrifft, so weisen auch die kirchlichen Verhältnisse auf ein verhältnismäßig hohes Alter des Ortes hin. Die Kirche von Steinheim ist wie diejenigen von Lauffen und Großbottwar dem hl. Martin geweiht. Die Kirche von Steinheim hatte noch im hohen Mittelalter einen sehr großen Sprengel, welcher bis zum Klöpferbach bei Großaspach reichte<sup>22</sup>.

Freilich hat auch die Marbacher Pfarrkirche ein stattliches Alter. Bei ihrer Erneuerung in den Jahren 1928/29 wurde festgestellt, daß das heutige spätgotische Gotteshaus schon das dritte an der gleichen Stelle ist und daß das älteste in vorromanische Zeit zurückreicht. Sie ist insofern ein Unikum, als sie die einzige Kirche im Raum des heutigen Württemberg ist, welche dem hl. Alexander geweiht ist.

Wie es dazu kam, ist leicht zu durchschauen. Im Jahr 1281 übertrug der Abt Andreas und der ganze Konvent des Klosters Klingensmünster Lehen in Marbach, welche bis dahin Graf Hartmann von Grüningen inne gehabt hatte, an den Grafen Walram von Zweibrücken<sup>23</sup>. Graf Hartmann war 1280 als Gefangener auf dem Hohenasperg gestorben und in der Bartholomäus- (früher Peters-)kirche in Markgröningen beigesetzt worden, wo sein Grabmal noch heute zu sehen ist. Das Kloster Klingensmünster bei Bergzabern in der südlichen Rheinpfalz hatte von Karl dem Großen berühmte Reliquien des hl. Alexander erhalten und ist in der Folge der Ausgangspunkt der Alexanderverehrung in Deutschland geworden. Schon 853 wird der hl. Alexander als der Hauptpatron des Klosters bezeugt (vorher war es der hl. Michael). Das Kloster Klingensmünster hat wohl schon im 9. Jahrh. seinen Besitz in Marbach erhalten; von wem, ist nicht mehr auszumachen. Es besteht kein Zweifel, daß dieses Kloster die Alexanderkirche in Marbach gegründet und ausgestattet hat<sup>24</sup>. Da das Kloster Klingensmünster in engstem Zusammenhang mit dem Bistum Speyer stand, mag dies der Anlaß gewesen sein, daß Bischof Balderich am Erwerb des Wolwaldschen Besitzes in Marbach, wo das Kloster Klingensmünster schon vorher begütert gewesen ist, interessiert war. Die Bischöfe von Speyer waren dann bestrebt, sich in und um Marbach im rechtsrheinischen Teil ihrer Diözese eine mächtige Position auszubauen, wie die Urkunde von 1009 zeigt. Die Marbacher Alexanderkirche hatte stets einen kleinen Sprengel; sie war eben die Kirche des Marbacher Fronhofs. Auf jeden Fall ist sie wesentlich jünger als die Steinheimer Martinskirche.

Als erster weiterer Stützpunkt dürfte vom Marbacher Fronhof aus Affalterbach angelegt worden sein. Das Bestimmungswort Affalter = Apfel, bzw. Apfelbaum weist darauf hin, daß dort im Windschatten des Lembergs schon in einer Zeit Obstbau betrieben wurde, als dies in unserem Land noch selten war. Seinen Namen und seiner Lage nach kann Affalterbach nicht älter als Marbach sein. Da es aber offenbar als vorgeschobener fränkischer Vorposten dicht an der Stammesgrenze angelegt wurde, muß dies geschehen sein, als die Stammesgrenze noch eines militärischen Schutzes bedurfte, also vor 746. In Affalterbach wurde bis ins 19. Jahrh. hinein ein Zoll erhoben, wie früher übrigens auch an der Schweißbrücke und in Steinheim. Die ursprüngliche Feldflur von Affalterbach stellte ein Rodungsland dar, welches von großen Waldungen, die sich vom Lemberg über den Zuckmantel erstreckten, im W und S umschlossen war. Auch die Flur „Birkhau“ war von Wald bedeckt, der von den Hängen des Murrals heraufziehend noch einen Teil der Hochfläche umfaßte. Hier, wo Gebäude-reste aus der Römerzeit entdeckt wurden, hatte sich in den Wirren der Völkerwanderungszeit der Wald wieder ausgedehnt. Ähnliche Beobachtungen

machen wir auch im Reuterhau bei Rielingshausen, im Wald Bergreissach bei Kleinaspach sowie im Brandwald beim Kirschenhardthof, wo römische Gebäudereste mitten im Wald liegen<sup>25</sup>. Wenn Affalterbach keinen Anteil am Hartwald hat, so ist dies dadurch zu erklären, daß es erst kurz vor dem Zeitpunkt gegründet wurde, in welchem die Stammesgrenze ihre militärische Bedeutung verlor, womit ein tiefgreifender Wandel in der Stellung der Königszinser verbunden war. Es kann hier aber auch der gleiche Grund, den wir bei Heutingsheim anführten, vorgelegen haben. Auch die Affalterbacher saßen dem Hartwald recht fern und hatten in ihrer unmittelbaren Nähe noch viel mehr Wald als die Heutingsheimer. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Stammesgrenze an dieser Stelle nicht erst um 746 ihre militärische Bedeutung verlor, sondern schon früher.

Wir finden später in dem ihr nach S vorgelagerten Alemannenland auffallend viel Königsgut und Besitz fränkischer Hochadeliger. Zu ersterem gehörte das Reichsdorf *H o c h d o r f* und wohl auch *O ß w e i l*, wo das Kloster Murrhardt seinen Besitz aus Reichsgut erhalten haben dürfte. In *P o p p e n w e i l e r* hatten später die Grafen von Lauffen und in dem nahe bei Affalterbach liegenden *S i e g e l h a u s e n* die Herren von Bonfeld, welche aus dem fränkischen Kraichgau stammten, großen Besitz.

Von Affalterbach führte der alte „Häusemer Weg“ nach Siegelhausen, das schon südlich der Stammesgrenze lag. In Siegelhausen stand eine alte *Martinskirche*, die einen außerordentlich großen Sprengel hatte<sup>26</sup>. Auch die Kirche von Affalterbach ist dem hl. Martin geweiht; diese hatte kein Filial. Daraus muß wohl geschlossen werden, daß die Affalterbacher Martinskirche ursprünglich ein Filial der Siegelhäuser Martinskirche gewesen ist und nicht etwa umgekehrt. Die Affalterbacher Kirche wird deshalb zu einer Zeit entstanden sein müssen, in welcher die Stammesgrenze keine politische Rolle mehr gespielt hat, zu welcher aber das Bistum Konstanz noch nicht bis zur Stammesgrenze vorgerückt war. Eine Bistumsgrenze kann damals noch nicht zwischen beiden Kirchen hindurchgelaufen sein. Wahrscheinlich stammt der fränkische Besitz, der hier südlich der Stammesgrenze lag, aus Konfiskationen, welche sich an die Feldzüge, die Pipin 709–712 gegen den Alemannenherzog Gotefried führte, angeschlossen haben<sup>27</sup>. Reihengräber wurden weder bei Affalterbach noch bei Siegelhausen gefunden.

Nachdem die militärische Bedeutung der Stammesgrenze weggefallen war, wurde die hier den Königszinsern übertragene Aufgabe, den Grenzschutz wahrzunehmen, gegenstandslos. Die *Stellung des Zentenars*, der regelmäßig dem fränkischen Hochadel entnommen wurde, war wohl schon vorher, entsprechend der des Grafen, erblich geworden. Wie mit dem Amt des Grafen dürfte auch mit dem des Zentenars ein Amtsgut verbunden gewesen sein, das nicht nur aus Landbesitz, sondern auch aus Rechten auf Abgaben und Dienstleistungen bestand. Daneben haben die Zentenare in ihren Sprengeln sicher auch Eigengut erworben. Als nun seit der Zeit Karl Martells das Lehenswesen immer mehr das ganze öffentliche Recht durchdrang, wurde die Stellung des Zentenars als ein königliches Lehen aufgefaßt. Die *Königszinser* waren nun, als keine Grenze mehr zu bewachen war, keine Wehrbauern mehr, sondern *n u r n o c h B a u e r n*. Zunächst mögen sie diesen Wandel nicht unangenehm empfunden haben, zumal der Krieger Roß und Waffen selbst zu stellen hatte. Im Lauf der Zeit verloren sie aber ihren freien Stand und gingen in der Masse der grundhörigen Bauern auf. Was den

Marbachern Königszinsern verblieb, war nur das freie, gemeinschaftliche Eigentum am Hartwald und ihr eigenes Gericht, dessen Zuständigkeit aber auf die den Wald betreffenden Angelegenheiten eingeschränkt wurde. Allmählich mußten sie ihre Rechte am Hartwald mit den in Marbach und den Hartflecken bürgerlich Eingessenen, die eigene Herd- und Feuerstellen besaßen, teilen. Ihre einstige Vorrangstellung kommt nur noch in dem Herkommen zum Ausdruck, nach welchem die Roßbauern in der Nutzung des Waldes vor anderen privilegiert waren. Einzelnen Königszinsern wird es jedoch gelungen sein, im Dienst des Hochadels als ritterliche Ministerialen in den Stand des niederen Adels aufzusteigen.

Der Zentenar verwandelte sich dagegen in einen hochadeligen Grundherrn, der Königsgut zu Lehen trug. Der *D i a k o n W o l w a l d* entstammte offenbar einem solchen Zentenarsgeschlecht. Was er an das Bistum Speyer abtrat, war alles, was er in der Marbacher Grundherrschaft als Allod oder als Lehen (*hereditatis et praedii*) zu besitzen schien. Er war Geistlicher, stand aber noch auf der untersten Stufe der geistlichen Hierarchie. Vielleicht hatte er wegen eines körperlichen Gebrechens, das ihn zur ritterlichen Lebensführung unfähig machte, die geistliche Laufbahn eingeschlagen. Durch den Vertrag von 972 wollte er sich die Mittel zu einer standesgemäßen Lebenshaltung verschaffen, denn er war ohne Zweifel hochadeligen Standes. Natürlich gingen durch diesen Vertrag nicht die ganzen in ihm genannten Dörfer an das Bistum Speyer über, sondern nur das, was Wolwald in ihnen Zustand. Daneben hatten in ihnen auch noch andere Grundherrn Besitz, so z. B. in Beihingen, Benningen, Pleidelsheim und Steinheim das Kloster Lorsch, in Steinheim wohl auch die Herren von Steinheim und die Rechtsvorgänger der Markgrafen von Baden, die Grafen von Ingersheim. In den *H e r r e n v o n S t e i n h e i m* ist wahrscheinlich ein anderer Zweig des Marbacher Zentenarsgeschlechts zu erblicken. Die Rechte, welche der Klosterhofmeister von Steinheim im Hartgericht als Vertreter der Herrschaft Württemberg ausübte, war vom Kloster Mariental auf diese Herrschaft übergegangen. Das Kloster war aber dabei ohne Zweifel in die Rechte seiner Stifterin und ihrer Vorfahren, der Herren von Steinheim, eingetreten. In der hervorragenden Rolle, die sie in der Hartgemeinschaft spielten, spiegelt sich noch ihre frühere Stellung als Zentenare der Königszinsler, die in Murr ihre Gerichtsstätte hatten.

Hier darf die Frage angeschnitten werden, ob die Grafen von Ingersheim nicht anfangs ihren Sitz in Benningen und ihre Gerichtsstätte in Murr hatten. Vielleicht wurden sie durch die Organisation oder Neuorganisation der Königszinsler, welche mit der Gründung des Fronhofs Marbach in Zusammenhang stand, von dort verdrängt bzw. dazu bewogen, ihren Sitz und ihre Gerichtsstätte nach Ingersheim zu verlegen. Dafür, daß dies etwa im 7. Jahrh. geschehen sein muß – wohl eher in dessen erste Hälfte als an dessen Ende – zeugen die bedeutenden Reihengräberfunde auf Ingersheimer Markung. An der Murrfurt am Westausgang von Murr liefen mehrere wichtige vor- und frühgeschichtliche Fernwege zusammen. Das Dorf Murr ragte auch in kirchlicher Hinsicht weit über die Orte seiner Umgebung hervor, was sich noch heute darin auswirkt, daß es den Kelch im Ortswappen führt. Bis zur Gründung der Stadt Marbach um die Mitte des 13. Jahrh. war Murr der Sitz eines Speyerer Landkapitels<sup>28</sup>. Noch zur Zeit der Reformation

besaßen die Bischöfe von Speyer den Kirchensatz der St. Peterskirche von Murr, und die Murrer Pfarrei war steuerlich ebenso hoch veranschlagt wie die Pfarrei St. Alexander in Marbach. Wenn um 1350 gesagt wird, daß der Kirchensatz in Murr den Sachsenheim zustehe<sup>29</sup>, so mag er damals vorübergehend an diese verpfändet gewesen sein. Darauf, daß an der Gerichtsstätte in Murr einmal über Tod und Leben gerichtet wurde, dürfte auch die Tatsache hindeuten, daß auf dessen Markung um 1574 der Flurnamen auftaucht „bey dem alten Galen“<sup>30</sup>.

Wir gehen also davon aus, daß das Zentenargeschlecht, welches den Königszinsern, die um den Fronhof Marbach herum konzentriert waren, vorgesetzt gewesen ist, sich in zwei Linien aufgespaltet hat. Die eine dieser Linien, die wir die Marbacher Linie nennen wollen, war diejenige, welcher der Diakon Wolwald angehörte; sie starb anscheinend mit diesem aus. Die andere nahm ihren Hauptsitz in Steinheim, nämlich das Geschlecht der hochfreien Herren von Steinheim. Die letzteren, welche nach dem Ausweichen der Gaugrafen nach Ingersheim auch in Murr die Hauptrolle spielten, blieben mit dem dortigen Zentgericht, das zum Hartgericht verkümmerte, in enger Verbindung.

Nachdem die Zentenare zu Grundherrn geworden waren, verlegten sich beide Linien von ihren Hauptsitzen aus auf eine lebhaftere grundherrliche Kolonisationsstätigkeit, die sich den noch wenig besiedelten Gebieten im O zuwandte. Das ihnen gehörende Odland warf ja nur dann Erträgnisse ab, wenn es in besiedeltes und bewirtschaftetes Land verwandelt wurde.

Die Siedlungen im oberen Klöpferbachtal, die unter dem Gesamtnamen Asbach zusammengefaßt wurden, sind offenbar von Marbach aus angelegt worden, wie aus der Urkunde von 972 zu schließen ist. Da es sich dabei nicht mehr um die Ansiedelungen von Königszinsern, sondern um grundherrliche Schöpfungen handelte, hatten die Asbacher keinen Anteil an der Hartgemeinschaft. Ein Teil dieses Asbachs muß vor 862 an das Kloster Lorsch vergabt worden sein und ging dann durch den Tauschvertrag, welchen in diesem Jahr das Kloster mit Folwin abgeschlossen hat, an die Grundherrn von Bottwar über, in deren Hand er sich zu Kleinaspach entwickelte<sup>31</sup>. Über den Rest von Asbach verfügte Wolwald im Jahr 972 zugunsten des Bistum Speyer (vgl. S. 54).

Die verhältnismäßig frühe Gründung von Steinheim, das zu den Hartorten gehört, war keine grundherrliche, sondern erfolgte durch Ansetzung von Königszinsern auf Königsgut. Sie hatte erheblichen Einfluß auf das Wegenetz im unteren Bottwartal und im Murrtal. Natürlich muß eine Verbindung zwischen Bottwar und Steinheim bestanden haben. Sie stieg – wie noch bis ins 19. Jahrh. – von Kleinbottwar zur Höhe links der Bottwar auf, wo sie im Hochmittelalter von Schaubeck, der Burg der Markgrafen von Baden, beherrscht wurde. Nach der Gründung von Erdmannhausen muß dieser Weg bis dorthin weitergeführt worden sein. Derselbe überschritt die Murr auf der Schweißbrücke, in deren Nähe er die von Großaspach nach Marbach führende Salzstraße kreuzte. Die Schweißbrücke wurde einst die „Schwäbische Brücke“ genannt, weil auf ihr der Verkehr vom Fränkischen ins Schwäbische ging (1310 Swabesprugge, 1406 Schwäbschbrücke<sup>32</sup>). Überhaupt wird man in dieser Gegend immer wieder an die Nähe der Stammesgrenze und an die Stammesgesetze erinnert. Wahrscheinlich hängt

damit auch der Flurnamen „Frankenäcker“ und „beim Frankenkreuz“ auf Markung Rielingshausen zusammen<sup>33</sup>. Sodann ist auf den abgegangenen Ort Schwabstetten hinzuweisen, den Willi Müller südlich von Murr über dem Steilabfall zum Murrthal ermittelt hat<sup>34</sup>. Bei Erdmannhausen mündete der von Großbottwar und Steinheim herkommende Weg in den alten Fernweg ein, welcher aus dem Inneren Schwabens in nordwestlicher Richtung nach Murr führte. Mit dem über die Schweißbrücke führenden Weg war in der Folgezeit eine sehr wichtige Fernverbindung vom Nordwesten Deutschlands nach S und SO hergestellt. Den Marbachern war noch im 16. Jahrh. die Schweißbrücke, die sie zu unterhalten hatten, die aber den Verkehr von ihrer Stadt ablenkte, ein schwerer Dorn im Auge. Die Herren von Steinheim aber erbauten im Hochmittelalter auf der Höhe über dem Winkel zwischen dem Murrthal und dem Otterbachtal rechts vom Otterbach, die heute noch der Burgberg heißt, ihre Burg, welche diese wichtige Straße beherrschte. Noch heute sind dort kümmerliche Reste dieser Burg der Herren von Steinheim zu sehen, von der aus einst Elisabeth von Blankenstein weit ins Land hinauschaute.

In Steinheim hatte außer dem Steinheimer Grundherrngeschlecht auch Diakon Wolwald Besitz. Außerdem waren dort – wie wir gesehen haben – die Markgrafen von Baden begütert, wobei mit Sicherheit anzunehmen ist, daß diese ihren Besitz von den Grafen von Calw-Ingersheim ererbt haben. Für letztere war es leicht, in ihrer Grafschaft ursprüngliches Amtsgut an sich zu bringen oder durch Kauf oder Erbschaft Grundbesitz zu erwerben. Schließlich machten sie sich anscheinend für ihr Amt als Schutzbögte des Klosters Lorsch gut bezahlt, indem sie sich den großen Besitz, den dieses Kloster in unserer Gegend besaß, aneigneten. Jedenfalls ist dieser Besitz später spurlos verschwunden, während wir nachher die meisten Orte, in denen Lorsch begütert war, in der Hand der Grafen von Calw bzw. ihrer Erben finden.

Der Umfang der Grundherrschaft der Herren von Steinheim dürfte sich etwa mit dem Sprengel der Steinheimer Martinskirche gedeckt haben, der bekanntlich bis zum Klöpferbach bei Großaspach reichte. Rielingshausen wurde von Steinheim aus angelegt. Der Sprengel seiner Kirche wurde aus dem älteren Steinheimer Kirchensprengel herausgeschnitten. Seine westliche Zelt hieß „Osterfeld“<sup>35</sup>; sie muß von Steinheim aus so benannt worden sein. Ebenso wenig wie die Asbacher konnten die Rielingshäuser einen Anteil am Hartwald erhalten, weil es sich auch bei Rielingshausen um eine grundherrliche Gründung handelte, die erst erfolgte, nachdem sich die Umwandlung der einstigen Zent der Königszinser in eine Grundherrschaft diese Gründung vollzogen hatte. Man wird nicht vor der Mitte des 8. Jahrh. ansetzen können, besser wohl erst ins erste Drittel des 9. Jahrh., zu welcher Zeit, wie uns der Lorscher Codex berichtet, in dieser Gegend von Steinheim aus eifrig gerodet wurde.

Der Hartwald, an dem die Königszinser ihr gemeinschaftliches, freies Eigentum zu erhalten vermochten, lag nun wie ein Bollwerk zwischen der Bottwarer und der Marbacher bzw. Steinheimer Grundherrschaft. Südlich vom Hartwald aber gerieten die beiden Grundherrschaften bei der von ihnen betriebenen Kolonisationstätigkeit miteinander ins Gehege. Die Bottwarer waren hier offenbar von der Straße Oberstenfeld-Backnang aus weit nach SW vorgeprescht, wie das von ihnen gegründete Atunstete (der heutige

Frühmeßhof) beweist. Die Grenzen waren in diesem Gebiet sicher sehr flüchtig. Besonders auf der heutigen *Kirchberger Markung* muß die von Bottwar und die von Marbach ausgehende Kolonisation aufeinandergetroffen sein. Auf dieser Markung, die schon von den Römern in Anbau genommen worden war, müssen zunächst, teils drunten im Murrtal, teils droben auf der Höhe, verschiedene kleine Siedlungen entstanden sein. Die Urbare von 1350 sprechen von einer „wisen ze Waibstatt“, einem „hofe ze Eglolfshoven“, einem „hofe ze Aychinhalde“ und einer „Gewere ze Crayenvelt“<sup>36</sup>. Die Eichhalde liegt im W von Kirchberg; Crayenvelt hat Willi Müller mit „Krohfeld“ (= Krähenfeld), einem Flurnamen bei der Ziegelhütte im Murrtal unterhalb von Kirchberg, identifiziert. Im Murrtal wurden bei der Kirchberger Mühle Reihengräber angeschnitten, welche Saxe enthielten<sup>37</sup>. Zu diesen Gehöften um das heutige Kirchberg herum kommen noch das von Willi Müller ermittelte Schwabstetten und das jetzt noch bestehende Zwingelhausen. Im Lauf der Zeit muß dann auf der Höhe die Kirche erbaut worden sein, deren Patrozinium immer noch nicht eindeutig feststeht. Um diese Kirche her kam es dann in der Folge zu einer *Siedlungskonzentration*. Insbesondere wurden die von Überschwemmungen bedrohten Siedlungen im Tal dort hinaufverlegt. Die so neuentstandene größere Siedlung wurde nun *Kirchberg* benannt.

Bei keinem der Gehöfte auf der Höhe des heutigen Kirchberg wurden Reihengräber gefunden. Sie können erst im 8. oder 9. Jahrh. oder noch später entstanden sein. Man wird sie wie Atunstete auf die Bottwarer Grundherrschaft zurückführen müssen. Dagegen werden die früheren Siedlungen in Murrtal, die dann auf die Höhe hinaufverlegt worden sind, schon im 7. Jahrh. vom Marbacher Fronhof aus angelegt worden sein. Damit stimmt überein, daß wir nach der Siedlungskonzentration um die Kirche auf dem Kirchberg auf der neuen Kirchberger Markung zwei *Grundherrschaften* in Konkurrenz miteinander antreffen, nämlich um 1350 das *Kloster Oberstenfeld* und die *Herrschaft Württemberg*. Beide Herrschaften streiten damals um den Kirchensatz von Oberstenfeld. Das Kloster Oberstenfeld, das um 1350 in Kirchberg den Hof „ze Aychinhalden“ und einen weiteren Hof besitzt<sup>38</sup>, erhielt seinen Kirchberger Besitz mit ziemlicher Sicherheit von seinen Stiftern, den Grundherrn von Bottwar, als Ausstattungsgut, während auf die Württemberger die Marbacher Grundherrschaft in ihren wesentlichen Teilen über das Bistum Speyer und vielleicht die Hohenstaufen übergegangen sein dürfte.

An dieser Stelle erscheint es notwendig, noch kurz auf die älteste *Geschichte des oberen Murrtals* einzugehen. Die Murr tritt bei Oppenweiler aus dem Keupergebiet in die Muschelkalkformation ein, wo sich ihr Tal dann zur sog. Backnanger Bucht verbreitert. Hier hatten schon die Römer das Land in Anbau genommen. Die am weitesten nach O vorgeschobenen römischen Gebäudereste wurden bei Steinbach gefunden. Weiter oberhalb war auch zur Römerzeit unbesiedeltes Land. Nur beim Kastell Murrhardt entstand ein kleiner vicus. Als die Franken ins Land kamen, trafen sie nur im S der Backnanger Bucht die einsame alemannische Siedlung *Heiningen* (1134 Huningen), also gleichen Namens wie die auf Ottmarsheimer Markung gelegene Flur „Huningen“ an. Zwar wurden bei Heiningen noch keine Reihengräber entdeckt. Der Ortsname und die Tatsache, daß das

kleine Heiningen noch lange als Mittelpunkt der ganzen Backnanger Bucht erschien, beweisen jedoch, daß es in früheste Zeit zurückgeht. Bei der Gründung des Stifts Backnang wird Backnang als „in pago Huningen, in comitatu Adalberti“ gelegen bezeichnet<sup>39</sup>. Eine genaue Untersuchung hat ergeben, daß Unterweissach und von diesem abzweigend Oberweissach, Allmersbach im Tal, Horbach, Heutensbach und Cottenweiler, außerdem Waldrems und Maubach auf Heinger Urmark angelegt wurden<sup>40</sup>. Die Heinger Alemanen dürften sich aber in dieser zu ihrer Zeit ziemlich abgelegenen Gegend nicht lange, bevor die Franken erschienen, niedergelassen haben.

In der fränkischen Zeit setzte dann, beginnend schon im 7. Jahrh., die Besiedlung der nördlichen Backnanger Bucht ein, was die bei Oppenweiler und Zell entdeckten Reihengräber beweisen<sup>41</sup>. Diese beiden Orte müssen später ihre Namen geändert haben. Nun ging die fränkische Reichsgewalt dazu über, ihre Herrschaft in dieser Landschaft straffer zu organisieren. Als befestigter Herrnsitz und Verwaltungszentrum wurde B a c k n a n g bestimmt. Der von der Murr umschlungene Felsen bot sich geradezu für einen solchen Platz an. Offenbar befand sich dort schon vorher eine Kultstätte, die von einer Michaeliskirche abgelöst worden war. An dieser Stelle überschritt der vom Bottwartal herkommende und über Kleinaspach und Großaspach führende Fernweg die Murr. In der Nähe kreuzte er die Salzstraße. Von der Murrfurt bei Backnang führte ein anderer Weg nach S über die Winnender Gegend ins Remstal. Mit der Gründung von Backnang verlor Heiningen seine Bedeutung und blieb allezeit ein kleiner Weiler. Wenn wir annehmen, daß schon früh in Backnang eine heidnische Kultstätte von einer Michaeliskirche verdrängt wurde, von welcher die Missionierung der Backnanger Bucht ausging, dann ist es auch zu verstehen, daß Heiningen nie eine eigene Kirche besaß.

Die Organisation der fränkischen Macht in der Backnanger Bucht wurde ohne Zweifel ebenfalls mittels der A n s e t z u n g v o n K ö n i g s z i n s e r n durchgeführt. Um 1134 sind die M a r k g r a f e n v o n B a d e n im Besitz von Backnang und seiner weiteren Umgebung. Die Markgrafen sind aber hier offenbar nicht die Erben der Grafen von Calw–Ingersheim gewesen, sondern eines anderen hochadeligen Geschlechts, das sich im 11. Jahrh. über dem Buchenbachtal die Burg von W o l f s ö l d e n erbaute (Wolfsölden entweder die Sölde oder die Hälde eines Wolf). Auf die Verwandtschaft dieses Geschlechts mit den Markgrafen von Baden deutet hin, daß in beiden Familien der Name Hesso erblich war. Die Hessonen von Wolfsölden hatten vorher anscheinend die Grafschaft im Sülchgau inne; ein Angehöriger ihres Geschlechts wäre dann wohl der hl. Meinrad gewesen, aus dessen Zelle das Kloster Einsiedeln in der Schweiz hervorgegangen ist. Ihre Verpflanzung hierher hängt wohl damit zusammen, daß sie durch die Nagoldgrafen, die späteren Pfalzgrafen von Tübingen, aus dem Sülchgau verdrängt wurden. Etwa um die Jahrtausendwende muß ihnen Backnang mit dem dazugehörigen Herrschaftsbereich als Reichslehen übertragen worden sein. Den nördlichen Teil ihres Gebiets haben sie dann anscheinend an die Markgrafen von Baden vererbt, während im S die Herrschaft Wolfsölden, welche die Schutzvogtei über das Kloster Murrhardt als Reichslehen mitumfaßte und sich im W bis Hochdorf erstreckte, fortbestand<sup>42</sup>. Ihre Dienstmänner waren die Sturmfeder von Oppenweiler, die ihrem Wappen nach zur Sippe der Orts-

herrn von Ilsfeld gehörten, also offenbar einem Geschlecht von Reichsministerialen entstammten<sup>43</sup>. Um 1200 ging die Herrschaft Wolfsölden an die Grafen von Calw-Löwenstein über.

Die Forste im oberen Murrthal galten als Königsgut, desgleichen die Umgebung des Römerkastells Murrhardt. In Hausen, nahe bei Murrhardt, wurden Reihengräber aufgedeckt, woraus hervorgeht, daß dort schon früh von den Franken gesiedelt wurde. Auch Sulzbach, dessen Michaeliskirche auf Backnang weist, entstand auf Reichsgut; im Mittelalter war es Reichslehen der Grafen von Calw. In Murrhardt muß schon vor der Mitte des 8. Jahrh. eine der hl. Maria geweihte Kirche errichtet worden sein, denn es wird berichtet, daß sie um 758 von König Pippin dem neugegründeten Bistum Würzburg geschenkt worden sei. Bei den Grabungen im Jahr 1963 wurde diese Kirche als ein einfacher Holzbau nachgewiesen. Durch die gleiche Grabung wurde erwiesen, daß Walterich, welcher um 819 das Kloster Murrhardt gründete, nicht, wie bisher oft behauptet wurde, eine legendäre Figur, sondern daß er eine geschichtliche Persönlichkeit gewesen ist. Ihm schenkte König Ludwig der Fromme zur Ausstattung des Klosters die Kirchen von Murrhardt, Sulzbach und Fichtenberg. Die Schenkung an das Bistum Würzburg von 758 war offenbar inzwischen in Vergessenheit geraten. Außerdem erlaubte König Ludwig dem Walterich, die Steine des damals noch stehenden Römerkastells, das vom Volk die Heunenburg genannt wurde, zum Bau seines Klosters zu verwenden<sup>44</sup>.

Man wird aus dem allem schließen müssen, daß schon vor der Gründung des Marbacher Fronhofs in der Marbacher Gegend Königszinser angesiedelt worden waren, so in Mundelsheim, Ottmarsheim und Pleidelsheim und – wohl etwas später – auch in Steinheim und Erdmannhausen. Ihre Aufgabe war in erster Linie, die aus dem Innern des Alemannenlandes nach Speyer und Heilbronn führenden Fernstraßen zu sichern. Dies war im Zuge der von Lauffen ausgehenden Kolonisation wohl schon im 6. Jahrh. geschehen. Nun war es geboten, die in der Nähe der Stammesgrenze siedelnden Königszinser als eine Grenztruppe besser und straffer zu organisieren, ihnen besonders einen näheren Mittelpunkt zu geben, von dem aus sie beaufsichtigt, gelenkt und im Ernstfall rascher zum Einsatz gebracht werden konnten. Zu diesem Zweck wurde der Fronhof Marbach angelegt und die Königszinser in den Orten Pleidelsheim, Steinheim und Erdmannhausen dem nun in Marbach eingesetzten Zentnar unterstellt. Vielleicht wurden auch erst jetzt in den alten Alemannenorten Murr, Benningen, Beihingen und Heutingsheim, die zuvor allein der Gewalt des Murrgraafen unterstanden, Königszinser angesetzt, was einer besseren Sicherung der zum Hohenasperg führenden Straßen dienen mochte. Die Teilung der Ortsherrschaft in Beihingen zwischen den Grafen von Ingersheim und der Genossenschaft der Marbacher Königszinser als den Vorgängern der Marbacher Grundherrn dürfte bis in diese Zeit zurückgehen. Fragt man sich, in welche Zeit die Neuorganisation des Zentnarbereichs um Marbach her fällt, so wird man am ehesten an die Regierungszeit des Frankenkönigs Dagobert (gest. 639) denken müssen, welcher im ganzen Reich ähnliche Reformen durchführte, denen allerdings infolge der Schwäche seiner Nachfolger ein durchschlagender Erfolg nicht beschieden war<sup>45</sup>. Es wird angenommen, daß die Gründung von Backnang und die Or-



ganisation der fränkischen Herrschaft in der Backnanger Bucht etwa zur gleichen Zeit im Zug der Reformen des Königs Dagobert durchgeführt wurde<sup>46</sup>. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Politik Dagoberts gegen den Hochadel des Frankenreichs gerichtet war, der stets geneigt war, sich über die königliche Gewalt hinwegzusetzen. Zu diesem Hochadel gehörten auch die Grafen von Ingersheim.

## 1. Kapitel

- <sup>1</sup> Dannenbauer: „Die Entstehung Europas“ II. S. 28
- <sup>2</sup> Wirt. Urkundenbuch, Bd. I, S. 382
- <sup>3</sup> Stenzel: „Waiblingen in der deutschen Geschichte“, in „Württ. Vierteljahreshefte f. Landesgeschichte“, 1932, S. 164
- <sup>4</sup> Roeren: „Grabfunde der ausgehenden Reihengräberzeit“ in „Fundberichte aus Schwaben“, 1962, S. 152
- <sup>5</sup> Wirt. Urkundenbuch Bd. I, S. 283
- <sup>6</sup> Stälin, I, S. 601
- <sup>7</sup> Württ. Geschichtsquellen II, Cod. Laur., S. 192/193
- <sup>8</sup> Weller: „Besiedlungsgeschichte“, S. 324
- <sup>9</sup> Stälin III, S. 116
- <sup>10</sup> Viktor Ernst: Oberamtsbeschreibung von Leonberg
- <sup>11</sup> Württ. Geschichtsqu. II, Cod. Laur., S. 192
- <sup>12</sup> Weller: Württ. Kirchengeschichte, S. 140
- <sup>13</sup> Weller: „Geschichte des schwäbischen Stammes“, S. 302
- <sup>14</sup> Seiler, Bistum Speyer, S. 130
- <sup>15</sup> Hess: „650 Jahre Burg Kasteneck“ in „Hie gut Württemberg“ V, Nr. 3, S. 312
- <sup>16</sup> Stein: „Chronik von Hoheneck“
- <sup>17</sup> Bolay: „Chronik von Neckarweihingen“
- <sup>18</sup> Württ. Geschichtsquellen II, Cod. Laur., S. 193 und Trad. Fuld., S. 235 u. 246
- <sup>19</sup> Römer: „Geschichte der Stadt Bietigheim a. d. Enz, S. 23
- <sup>20</sup> Württ. Geschichtsqu. II, Cod. Laur., S. 193
- <sup>21</sup> Wirt. Urkundenbuch Bd. I, S. 331 Nr. 264: „Ilisvelt in pago Scuzingowi“ (1102). Wenn es 1157 heißt, Ilfeld liege „in Pago Scuzengowi in Comitatu Alberti“, so ist darauf hinzuweisen, daß die Grafen von Calw-Ingersheim damals auch das Grafenamt im Enz- und Zabergau inne hatten (Stälin I, S. 324)
- <sup>22</sup> Weller: „Besiedlungsgeschichte“, S. 118
- <sup>23</sup> Württ. Geschichtsqu. II, Cod. Laur., S. 193
- <sup>24</sup> Decker-Hauff, Beilage z. Staatsanzeiger, 1954, Nr. 52

## 2. Kapitel

- <sup>1</sup> Dannenbauer: „Bevölkerung und Besiedlung Alemanniens in fränkischer Zeit“ in „Zeitschrift f. württ. Landesgeschichte“ 1954, S. 26.
- <sup>2</sup> Müller: „Hat zwischen Asperg und Michelsberg eine alemannische Großsippe gesiedelt? in H. g. W. VII, Nr. 5, S. 37.
- <sup>3</sup> Wirt. Urkundenbuch I, S. 235, 277, 283 u. 350.
- <sup>4</sup> Kleinknecht: „Besiedlungsgeschichte des Marbacher Raums“, 1957, S. 64.
- <sup>5</sup> Weller: Besiedlungsgeschichte, S. 44.
- <sup>6</sup> vgl. Jänichen: „Der Neckargau und die Pleonungen“ in „Zeitschrift f. württ. Landesgeschichte“, 1958, S. 219.

<sup>7</sup> Veeck: „Die Alemannen in Württemberg“, 1931, S. 15, 33, 39, 61, 84, 94 u. 228 ff; „Die Grundlagen der frühmittelalterlichen Kultur“ in Monatsschrift „Württemberg“, Juli 1930, S. 316. Paret: „Die Alamannen-Franken im Kreis Ludwigsburg“ in H. g. W. II, Nr. 2, S. 11.

<sup>8</sup> Mitteilung von Dr. Zinsser, Murr und „Steinheim/Murr“, Jubiläums-Festschrift 1953, S. 18.

<sup>9</sup> Veeck: „Die Alemannen in Württemberg“, S. 224 ff. – Paret: „Benningen“, 1962, S. 62.

<sup>10</sup> Paret: „Urgeschichte Württembergs“, 1921, S. 207.

<sup>11</sup> Bohnenberger: „Die Ortsnamen auf ingen“ in „Württemberg“, Aug. 1931, S. 371.

<sup>12</sup> Ludwigsburger Geschichtsblätter, 1957, S. 88/89.

<sup>13</sup> Paret: „Urgeschichte Württembergs“, S. 218, 219; Ludwigsburger Geschichtsblätter, 1957, S. 88, 89, 92 u. 1964, S. 177; Paret: „Die Alamannen-Franken im Kreis Ludwigsburg“ in H. g. W. II, Nr. 2, S. 11; Bachteler: „Fundberichte aus Schwaben“ in H. g. W. IV, Nr. 4, S. 19; Paret: „Neue alamannische Funde im Kreis Ludwigsburg“ in H. g. W. XI, Nr. 6, S. 43.

<sup>14</sup> Müller: „Das abgegangene Dorf Vödingen“ in H. g. W. X, Nr. 11 u. 12, S. 68 u. XI, Nr. 1, S. 2.

### 3. Kapitel

<sup>1</sup> Hertlein: „Die Römer in Württemberg“ II; Paret: „Der Kreis Ludwigsburg in römischer Zeit“ in H. g. W. I, Nr. 9, S. 72; Kost: „Das Urdorf Heiningen und die frühdeutsche Besiedlung der Backnanger Bucht“ in „Württembergisch-Franken“ 1949/50, S. 87 ff.

<sup>2</sup> Kost: „Heiningen“ in „Württembergisch-Franken“ 1949/50, S. 100.

<sup>3</sup> Kleinknecht: „Besiedlungsgeschichte des Marbacher Raums“, S. 11 ff.

<sup>4</sup> Paret: „Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“, Karte II; Hertlein: „Die Römer in Württemberg“ II.

<sup>5</sup> Stein: „Geschichte von Groß- und Kleiningersheim“, S. 159.

<sup>6</sup> Paret: „Urgeschichte Württembergs“, S. 118.

<sup>7</sup> Müller: „Ein vorgeschichtlicher Fernweg“ in H. g. W. IV, Nr. 8, S. 50.

<sup>8</sup> Römer: „Markgröningen“; Bolay: „Chronik von Neckarweiningen“ S. 16 ff.

### 4. Kapitel

<sup>1</sup> Veeck: „Die Alemannen in Württemberg“, S. 228 ff.

<sup>2</sup> „Steinheim a. d. Murr“, Jubiläums-Festschrift 1953, S. 14.

<sup>3</sup> Conrad: „Die Entstehung der Großmarkung Ilsfeld“ in „Veröffentlichungen des historischen Vereins Heilbronn“, 1963, S. 132.

<sup>4</sup> „Königreich Württemberg“ 1904, Bd. I, S. 238 u. 462.

<sup>5</sup> Veeck: „Die Alemannen in Württemberg“, S. 228 ff.

<sup>6</sup> Wirt. Urkundenbuch I, S. 331, Nr. 262.

<sup>7</sup> Wirt. Urkundenbuch

<sup>8</sup> vgl. „Königreich Württemberg, Bd. I, S. 226, 234, 236 u. 462.

<sup>9</sup> Württ. Geschichtsqu. II, Trad. Fuld., S. 235; Wirt. Urkundenbuch I, S. 173, Nr. 147. Die Datierung der letztgenannten Urkunde ist umstritten; sie scheint aus zwei echten zusammengearbeitet zu sein (vgl. Weller „Kirchengeschichte“, S. 77). Daß sie aus der 2. Hälfte des 9. Jahrh. stammt, dürfte aber nicht zweifelhaft sein. Soweit hier Schlußfolgerungen gezogen werden, bestehen auch gegen ihren Inhalt keine Bedenken.

- <sup>10</sup> Weller, Kirchengeschichte, S. 14/15.
- <sup>11</sup> Mehring: „Das Stift Oberstenfeld“, 1897.
- <sup>12</sup> Hess: „Großbottwar – die Stadt der 7 Türme“ in H. g. W. II, Nr. 6, S. 48.
- <sup>13</sup> Wirt. Urkundenbuch I, S. 183.
- <sup>14</sup> Decker-Hauff: „Der Ohringer Stiftungsbrief“ in „Württembergisch-Franken“ 1957, S. 17 ff.
- <sup>15</sup> Hess: „Beiträge zur älteren Geschichte des Frauenstifts Oberstenfeld“ in „Zeitschrift für württ. Landesgeschichte“ 1949/50, S. 47 ff.
- <sup>16</sup> Württ. Geschichtsqu. II, Cod. Laur. S. 193.
- <sup>17</sup> Weller, Kirchengeschichte, S. 52.
- <sup>18</sup> Hess: „Der gleißend Wolf von Wunnenstein“ in H. g. W. II, Nr. 1, S. 5 u. „Die Sturmfeder in Oppenweiler“ in H. g. W. I, Nr. 11, S. 84 u. Württ. Geschichtsqu., Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, I, S. 14 u. 157.
- <sup>19</sup> Württ. Geschichtsqu. II, Cod. Laur. S. 194.
- <sup>20</sup> Dannenbauer: „Bevölkerung und Besiedlung Alemanniens in fränk. Zeit“ in „Zeitschrift f. württ. Landesgeschichte“, 8. Jahrgang, 1954, S. 12 ff.
- <sup>21</sup> Bezügl. Ottmarsheim vgl. Ludwigsburger Geschichtsblätter 1966 (Paret S. 17, Boelke S. 23 ff. und 32; bezügl. Mundelsheim vgl. Hess: „Maierhof und Rittersburg in Mundelsheim“ in H. g. W. II, Nr. 2, S. 13.
- <sup>22</sup> Hess: „St. Kilian in Mundelsheim“ in H. g. W. I, Nr. 1, S. 3 und Wirt. Urkundenbuch IV, S. 163, Nr. 1102.

## 5. Kapitel

<sup>1</sup> Wirt. Urkundenbuch I, S. 222, Nr. 191. – Wenn im Urkundenbuch statt Hutingesheim Bucingesheim gedruckt ist, so handelt es sich dabei offenbar um einen Lesefehler, wie Prof. Karl Weller dem Verfasser schon vor dem letzten Krieg persönlich mitgeteilt hat.

<sup>2</sup> Veeck: „Die Alemannen in Württemberg“, S. 224 ff.

<sup>3</sup> Württ. Geschichtsqu. II, Trad. Fuld. S. 235 u. Cod. Laur. S. 193.

<sup>4</sup> Fundberichte aus Schwaben 1925/26 u. 1962 u. Ludwigsburger Geschichtsblätter 1963, S. 124.

<sup>5</sup> Württ. Geschichtsqu. II, Cod. Laur., S. 19

<sup>6</sup> „Steinheim a. d. Murr“-Jubiläumsfestschrift 1953, S. 15 u. 17 ff.

<sup>7</sup> Württ. Geschichtsqu. II., Cod. Laur., S. 195.

<sup>8</sup> Wirt. Urkundenbuch III, S. 358.

<sup>9</sup> Wirt. Urkundenbuch III

<sup>10</sup> Meißner: „Das Dorf Kleinbottwar“, 1896.

<sup>11</sup> Paret: „Die Alamannen im Kreis Ludwigsburg“ in H. g. W. II, Nr. 2, S. 11.

<sup>12</sup> Müller: „Flurnamen lösen geschichtliche Rätsel“ in H. g. W. II, Nr. 5, S. 24 u. Nr. 6, S. 45.

<sup>13</sup> Dangel: „Das Grab des Walterich“ in „Stuttgarter Zeitung“ 1963, Nr. 147, S. 35; Mistele: „Zur Gründung der Benediktinerabtei Murrhardt“ in „Zeitschrift f. württ. Landesgeschichte“, 1963, II, S. 377.

<sup>14</sup> Müller: „Hundertjähriger Streit um den Hartwald“ in H. g. W. I, Nr. 2, S. 9 u. „Hartwaldstiftung widerlegt“ in H. g. W. II, Nr. 1, S. 2. Nr. 2, S. 15 u. Nr. 3, S. 17. – Ich gelangte auf Grund einer eingehenden Untersuchung der Urkunden in Bd. III des Wirt. Urkundenbuchs, welche sich auf die Gründung des Klosters Steinheim beziehen, bereits im Jahr 1940 zu der Überzeugung, daß die Hartwaldstiftung durch Elisabeth v. Blankenstein eine unhaltbare Sage ist, meinte aber entsprechend der damals herrschenden Ansicht, in der Hartgemeinschaft den Rest einer alten alemannischen Hundertschaft erblicken zu müssen. In diesem Sinn habe ich dann auf Veranlassung von Prof. Karl Weller im September 1940 in der Marbacher Zeitung den

Artikel „Woher kommt der Name Marbach?“ veröffentlicht. – Vgl. Weller: „Besiedlungsgeschichte Württembergs“ 1943, S. 52.

<sup>15</sup> Munz: „Die Hart, der Eigentumswald der Hartgenossenschaft“, Marbacher Zeitung 1965, Nr. 127 ff. u. die Hartordnung von 1580.

<sup>16</sup> Dannenbauer: „Bevölkerung und Besiedlung Alemanniens in fränk. Zeit“ in „Zeitschrift f. württ. Landesgeschichte“ 1954, S. 12 ff.

<sup>17</sup> Wirt. Urkundenbuch, I, S. 248, Nr. 210.

<sup>18</sup> Munz: „Die Entstehung der Marbacher Markung“, Marbacher Zeitung, 1967, Nr. 40 ff.

<sup>19</sup> Müller: „Der Ortsname von Marbach a. N.“ in H. g. W. I, Nr. 10, S. 77.

<sup>20</sup> Munz: „Der Weidestreit zwischen Marbach und Poppenweiler“ Marbacher Zeitung, 1953, Nr. 32; „Die Entstehung der Marbacher Markung (s. oben 18).

<sup>21</sup> Müller: „Die Flußnamen im Kreis Ludwigsburg“ in H. g. W. I, Nr. 9, S. 68.

<sup>22</sup> Seiler: „Bistum Speyer“, S. 28 u. 133.

<sup>23</sup> Wirt. Urkundenbuch VII, S. 254.

<sup>24</sup> Seiler: „Bistum Speyer“, S. 131.

<sup>25</sup> Paret: „Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“ S. 360, 362

<sup>26</sup> Hess: „St. Martin am Lemberg“ in H. g. W. III Nr. 10, S. 64 u. „Alte Straßen im Kreis Ludwigsburg“ in H. g. W. VI, Nr. 4, S. 31.

<sup>27</sup> Weller: „Geschichte des schwäbischen Stammes“, S. 87.

<sup>28</sup> Wirt. Urkundenbuch VI, Nr. 1757.

<sup>29</sup> Altwürtt. Urbare, S. 157.

<sup>30</sup> Müller: „Hochgerichtsstätten als Grenzpfähle“ in H. g. W. I, Nr. 5, S. 35.

<sup>31</sup> Württ. Geschichtsqu. II, Cod. Laur. S. 194.

<sup>32</sup> Müller: „Name und Geschichte der Schweißbrücke“ in H. g. W. I, Nr. 6, S. 46.

<sup>33</sup> Bauser: „Geschichte von Rielingshausen“ 1935.

<sup>34</sup> Müller: „Ein Flurname verrät eine untergegangene Siedlung“ in H. g. W. I, Nr. 3, S. 17.

<sup>35</sup> Bauser: „Geschichte von Rielingshausen“, 1935.

<sup>36</sup> Altwürtt. Urbare, S. 160.

<sup>37</sup> Paret: „Urgeschichte Württembergs“, S. 219.

<sup>38</sup> Müller: „Flurnamen lösen geschichtliche Rätsel“ in H. g. W. II, Nr. 6, S. 45.

<sup>39</sup> Wirt. Urkundenbuch I, S. 382.

<sup>40</sup> Kost: „Das Urdorf Heiningen und die Besiedlung der Backnanger Bucht“ in Württ. Franken, 1949/50, S. 87.

<sup>41</sup> Veeck: „Die Alemannen in Württemberg“, S. 184 ff.

<sup>42</sup> Kost: „Das Urdorf Heiningen“ (wie oben 43) S. 107/108 u. Hess: „Altbaden an Neckar und Murr“ in H. g. W. I, Nr. 10, S. 75.

<sup>43</sup> Hess: „Die Sturmfeder in Oppenweiler“ in H. g. W. I, Nr. 11, S. 84.

<sup>44</sup> Dangel: „Das Grab des Waldbruders Walterich“ in Stuttgarter Zeitung 1963, Nr. 147, S. 35.

<sup>45</sup> Dannenbauer: „Die Entstehung Europas“ II, S. 150.

<sup>46</sup> Kost (wie oben 43 u. 45), S. 101.

# Name – Zelgen – Gräber – Markungen

Ein vorläufiger Beitrag zur alemannisch-fränkischen Besiedlungsgeschichte

von Willi Müller

Vorbemerkung. Die folgende Abhandlung ist Teilergebnis einer Untersuchung, die Ende 1964 begonnen wurde und die in absehbarer Zeit noch nicht abgeschlossen werden kann. Während der Arbeit haben sich bereits viele neue Erkenntnisse ergeben, zu denen auch die hier dargestellten Zusammenhänge zwischen Orts- und Flurnamen, alemannisch-fränkischen Reihengräberfeldern, Organisationsformen der Dreifelderwirtschaft und der Entstehung unserer Markungen gehören. Mancherlei Gründe lassen es nötig und ratsam erscheinen, schon jetzt Teilergebnisse zu veröffentlichen und der Forschung auf den einschlägigen Gebieten zugänglich zu machen oder wenigstens zur Diskussion zu stellen, auch wenn die Materie nur in der Form eines ersten Vorberichts dargeboten werden kann.

Im Zuge von Vorarbeiten für eine Orts- und Flurnamensammlung des Landkreises Ludwigsburg wurde unter anderem für jede Markung jener Status der Dreifelderwirtschaft erarbeitet, der zur Zeit der Landesvermessung (um 1831/33) gegeben war. Als Grundlagen dienten hierbei neben Akten der Landesvermessung die Urflurkarten. Dies hatte zur Folge, daß ein sehr genaues und verlässliches Bild der teilweise reichlich komplizierten Organisation der Dreizelgenwirtschaft einerseits und andererseits der außerhalb des flürlichen Anbaus stehenden übrigen Teile der Markung geschaffen werden konnte. Es ist kaum bestritten, daß dieses Bild im gegebenen Beobachtungsraum, auf den sich unsere Feststellungen im wesentlichen auch nur beziehen können, zumindest dem spätmittelalterlichen Zustand der Markungen im großen und ganzen entspricht. Eines der Ziele dieser Abhandlung besteht im Versuch, nachzuweisen, daß die wesentlichen Elemente der Markungsstrukturen hier und wohl im ganzen Altsiedelgebiet in eine viel frühere Zeit zu datieren sind.

Ohne die allgemeine derzeitige Forschungslage auf dem Gebiet der Besiedlungsgeschichte aus den Augen zu lassen, wollen wir uns hier bewußt im wesentlichen auf die konkreten Ergebnisse unserer Untersuchungen beschränken.

Wie bereits die erste, in den Jahren 1947/48 noch mit unzulänglichen Mitteln und Methoden durchgeführte Bearbeitung der Dreifelderwirtschaft der Markung Erdmannshausen Kr. Ludwigsburg<sup>1</sup> vermuten ließ, erbrachte die sich auf 60 (Alt)-Markungen erstreckende Untersuchung eine ganze Reihe

<sup>1</sup> Verf., Weikershausen – ein Beitrag zur Interpretation des Wolvaldschen Vertrags von 972. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, IX. Jg. 1949/50, S. 258 ff.

wichtiger Kriterien siedlungs- und agrargeschichtlicher Art, die hier allerdings nur zu einem kleinen Teil angedeutet werden können. Vorab ist jedoch eine begriffliche Klärung nötig. Sie bezieht sich auf das in unserer Gegend übliche Wort *Zelg*, mit dem im Rahmen der Dreifelderwirtschaft ein Drittel des Ackerlandes einer Markung bezeichnet wurde. Nachdem es sich aber nun gezeigt hat, daß es geradezu die Regel ist, daß man die Äcker der heutigen Markungen nicht nur auf drei in sich geschlossenen Feldern vorfindet, sondern zumeist auf deren vier, fünf, sechs und mehr Feldstücken, erscheint es sachlich nicht gerechtfertigt, hier von einer vierten, fünften usw. *Zelg* zu sprechen<sup>2</sup>. Diese Feldstücke sind Teile von *Zelgen*, deren es aber nur drei gibt. Der Begriff *Zelg* wird daher hier im allgemeinen nur verwendet wenn dabei ein geschlossenes Drittel des Ackerlandes einer Markung gemeint ist. Solche Flurteile werden mit den Buchstaben A, B und C gekennzeichnet. Ist aber eine *Zelg* in mehrere getrennte Feldstücken geteilt, so werden diese als *Teilzelgen* bezeichnet und z. B. mit A1, A2 usw. markiert.

Die Angaben der knapp 100 alemannisch-fränkischen *Reihengräberfriedhöfe*, die im Kreisgebiet Ludwigsburg bisher festgestellt worden sind, konnten nebst allen anderen Bodenfunden der Fundkartei des Württ. Landesmuseums Stuttgart entnommen werden<sup>3</sup>. Da die meisten Fundplätze in den Fundberichten durch die Angabe der jeweiligen Parzellennummern gekennzeichnet sind, war es möglich, die Friedhöfe auf den Urflurkarten mit größter Genauigkeit einzuzeichnen. Das letztere sollte sich als außerordentlich wichtig erweisen.

Während die Erfassung der bisher bekannten Reihengräberfriedhöfe als abgeschlossen, die Erarbeitung der einstigen *Zelggrenzen* als fast vollendet gelten kann<sup>4</sup>, steht die Arbeit an den *Orts- und Flurnamen* vieler Markungen noch in den Anfängen. Zwar sind rund 40 000 Namen bereits festgestellt, aber es müssen noch für eine große Zahl von Namen die älteren urkundlichen Belege und die vollmundartliche Aussprache beigebracht werden. Zudem ist mit einem Anwachsen der Zahl der Örtlichkeitsnamen aus den Archivalien und aus dem mündlichen Sprachgebrauch um mindestens die Hälfte noch zu rechnen. Ganz allgemein aber wäre noch hervorzuheben, daß von den aus der urkundlich nicht erhellten Zeit zur Verfügung stehenden historischen Indizien wie Namen, *Zelgen* und *Gräber* die *Namen* ganz ohne Zweifel den *ältesten Quellenwert* haben können. Einer näheren Erläuterung bedarf diese Feststellung wohl nicht.

Bei der ersten öffentlichen Darbietung der hier betrachteten Zusammenhänge war es, weil es sich um einen Vortrag handelte<sup>5</sup>, möglich, anhand von

<sup>2</sup> Karl Otto Müller, *Altwürttembergische Urbare aus der Zeit Graf Eberhard des Greiners (1344–1392)*, Stuttgart 1934, S. 97 f, jeweils Anm. 1).

<sup>3</sup> Für die Möglichkeit, die Kartei einzusehen, bin ich Hauptkonservator Dr. Hartwig Zürn vom Landesamt für Denkmalpflege Stuttgart zu Dank verpflichtet.

<sup>4</sup> Die Markung *Bönnigheim* und die Altmarkung *Ludwigsburg* waren aus verschiedenen Gründen aus Unterlagen der Vermessungsämter nicht erfaßbar. Die *Zelgbilder* werden z. Z. anhand anderer Quellen bearbeitet.

<sup>5</sup> Vortrag im Historischen Verein Ludwigsburg (Stadt und Kreis) e. V. am 21. 10. 1966 über „Neue Methoden und Ergebnisse bei Flurforschung im Kreis Ludwigsburg“.

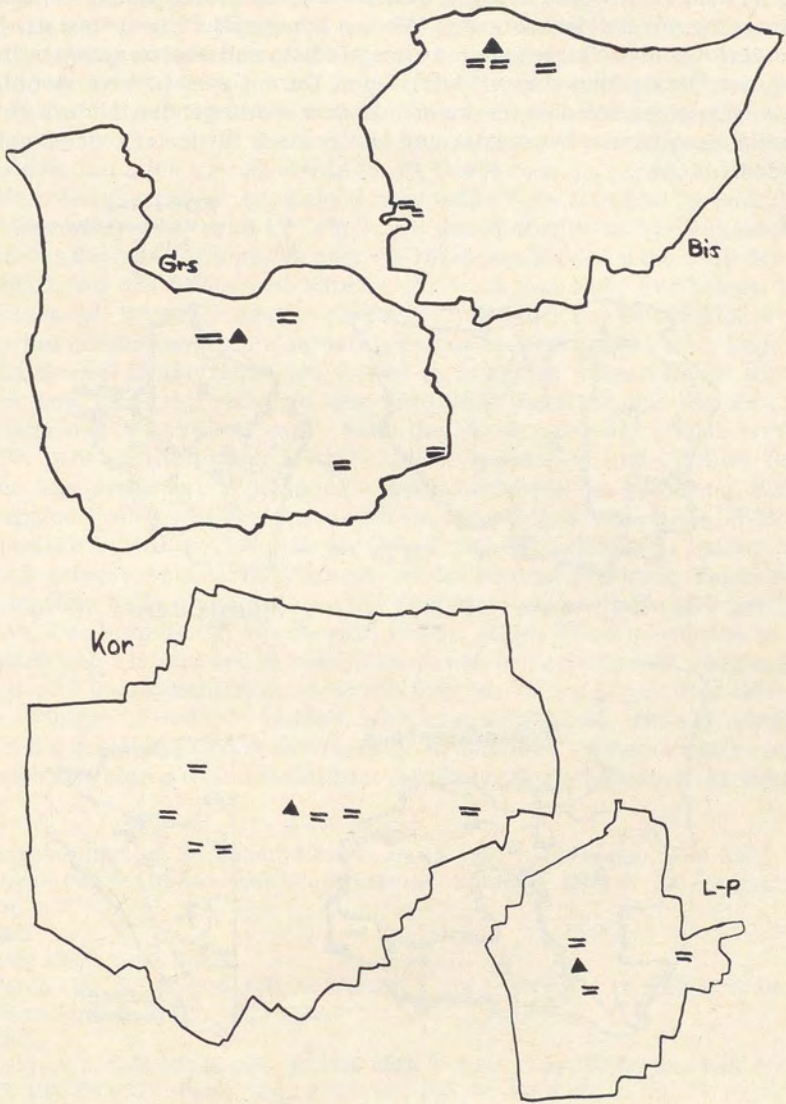
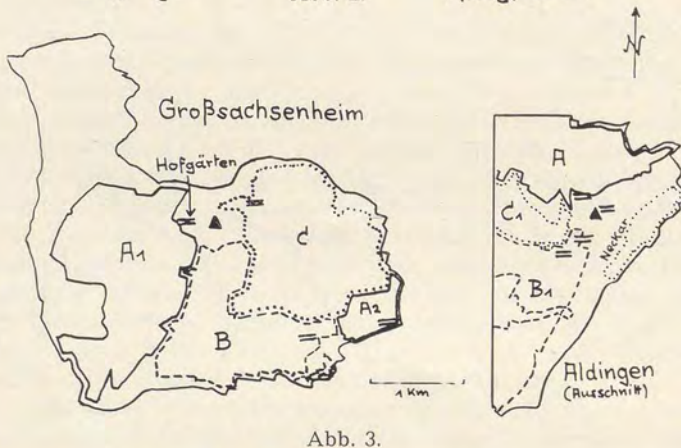
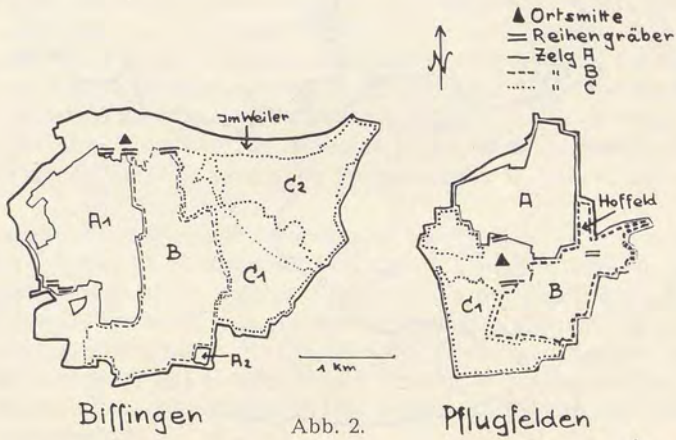


Abb. 1.

Die Reihengräber der Markungen Großsachsenheim, Kornwestheim  
und Pflugfelden im Kreis Ludwigsburg

▲ Ortmitte  
= Reihengräber

etwa 60 farbigen Diapositiven vor allem das Kartenbild sprechen zu lassen. Dies ist dem vorwiegend topographischen Charakter des Stoffes völlig angemessen; die nur mit den nötigsten Worten kommentierten, systematisch aufeinanderfolgenden Skizzen stellen die einfachste und überzeugungskräftigste Form der Darstellung dieser Materie dar. Darauf muß hier verständlicherweise verzichtet werden; es kann aus dem vorliegenden Untersuchungsmaterial nur ein sehr begrenzter und fast zu stark filtrierter Extrakt geboten werden.



Der Umstand, daß innerhalb einer Markung mehrere Reihengräberfriedhöfe auftreten können, ist schon seit langem aufgefallen. In jüngster Zeit, als man sich von der überholten Siedlungstheorie der Markgenossenschaft und des Haufendorfs zu lösen begann, erklärte man das Vorhandensein mehrerer Reihenfriedhöfe etwas leichthin und allgemein damit, daß man in der Frühzeit mit Einzelhöfen und lockeren Weilern im Bereich einer Markung zu rechnen habe, als deren Überbleibsel die Gräber anzusehen seien. Ihre scheinbar regellose Lage im Markungsbereich (Abb. 1) hat, soweit zu sehen ist, bisher keine befriedigende Erklärung gefunden.



Unsere Untersuchung hat ergeben, daß bei einer Vielzahl von Markungen des Kreises Ludwigsburg ganz eindeutig Beziehungen zwischen Reihengräberfeldern und Zelgen oder Teilzelgen bestehen. In der Markung Ludwigsburg - P f u g f e l d e n liegt ein Friedhof<sup>6</sup> am Rande der Zelg A, ein weiterer<sup>7</sup> in der Zelg B, und das dritte Gräberfeld<sup>8</sup> liegt so nahe an der Teilzelg C1, daß es ohne Bedenken ihr zugerechnet werden kann. Auf Markung G r o ß s a c h s e n h e i m bestanden zwei Zelgen und zwei Teilzelgen. Bei allen vieren wurde je ein Gräberfeld gefunden; bei Zelg A1 am Westrand des Ortes<sup>9</sup>, bei Zelg C nordöstlich<sup>10</sup>, in Zelg B etwa anderhalb Kilometer südöstlich<sup>11</sup> und in Zelg A2 in der südöstlichen Markungsecke<sup>12</sup>. Als drittes Beispiel sei zunächst noch die Markung B i s s i n g e n an der Enz angeführt, wo das Bild etwas schwieriger wird. Am Kopf der Zelgen bzw. Teilzelgen A1, B und C1 liegt je ein Reihengräberfeld<sup>13</sup>. Bei Teilzelg C2 wurde bisher kein Bestattungsplatz entdeckt; an der Stelle aber, wo nach Lage der genannten drei Gräberfelder ein viertes zu erwarten wäre, nämlich wiederum am Kopf der Zelg, zwischen dem nördlichen Zelgrand und der Enz, tritt der Flurname „Im Weiler“ auf<sup>14</sup>. Auch die Flurnamen 1523 „beym weylerbach“<sup>15</sup>, 1474 „Willerbacher Weg“<sup>16</sup>, „Weilerwiesen“<sup>17</sup> und „Weiler Tal“<sup>18</sup> zeugen hier von einer Wüstung. Die südlichen Teile der Markung dürften eine eigene Frühgeschichte gehabt haben. Dies zeigen einmal die Wüstung B ö l l i n g e n , die am Südende der Zelg B und der Teilzelg C1 bei der Teilzelg A2 gelegen und deren Markung in die heutige Markung Tamm einst übergegriffen hat<sup>19</sup> – zum anderen die Reihengräber im Südwesten der Teilzelg A1. Der betreffende Fundbericht lautet: „Nach Fribolin wurden in den Parzellen 637–639 und 100 m südöstlich davon in Parzelle 653f. Flachgräber gefunden“<sup>20</sup>. Es ist nicht klar, ob es sich hier um e i n e n größeren oder um z w e i kleinere Friedhöfe handelt. Klar aber dürfte sein, daß sich zunächst einmal die auffällige Größe der Teilzelg A1 aus dem Vorhandensein zumindest zweier, relativ weit auseinander liegender Bestattungsbezirke erklärt.

<sup>6</sup> Fundberichte aus Schwaben, Neue Folge 15, 1959, S. 189 (angef.: FaS. NF.).

<sup>7</sup> Oscar Paret, Urgeschichte Württembergs, Stuttgart 1921, S. 221 (angef.: Paret, Urg.).

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> FaS. NF. 8, 1935, S. 128.

<sup>10</sup> Paret, Urg., S. 217; FaS. NF. 12, 1938/51, S. 109 f., FaS. NF. 13, 1952/54, S. 94.

<sup>11</sup> Paret, Urg., S. 217.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> Zelg A 1: FaS. NF. 8, 1935, S. 125; Zelg B: Paret, Urg., S. 219 und FaS. NF. 15, 1959, S. 186; Zelg C 1: Paret, Urg., S. 219 und FaS. NF. 12, 1952, S. 101.

<sup>14</sup> Urbrouillon der Flurkarte NO 4204, Vermessungsamt Bietigheim.

<sup>15</sup> Rep. H 101 Nr. 24, Lagerbuch von 1523, S. 323, Hauptstaatsarchiv Stuttgart (angef.: HStA).

<sup>16</sup> Eblinger Spitallagerbuch Nr. 28 von 1474, S. 81 ff.

<sup>17</sup> Flurkarte NO 4204 (angef.: FK.).

<sup>18</sup> Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, Stuttgart 1859, S. 204.

<sup>19</sup> Verf. „Zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte – Die Wüstung „Böllingen“ zwischen Tamm und Bissingen Kr. Ludwigsburg. In: „Ludwigsburger Geschichtsblätter“ XV, 1963, S. 22 ff.

<sup>20</sup> Paret, Urg., S. 219.

Der Friedhof in Zelg B von Pflugfelden scheint mitten im Ackerland zu liegen. Was auch sonst kaum zu beobachten war, trifft ebenso hier zu: Die Gräber lagen nicht im Ackerland, sondern auf jenem Odland, das in späterer Zeit zur „Lochremise“<sup>21</sup> wurde. Hier dürfte auch die Siedlung gestanden haben, denn das Feld, das unmittelbar nordöstlich angrenzt, heißt „Hof-feld“<sup>22</sup>. Ganz entsprechend nennt sich die Großsachsenheimer Flur, in der das Gräberfeld von Teilzelg A1 lag, „Hofgärten“<sup>23</sup>. Vom Reihengräberhof in den „Badwiesen“ ostwärts A s p e r g<sup>24</sup> sind die „Hofwiesen“ nur etwa 100 Meter entfernt; an sie grenzt das Gewann „Unter den Weiler-äckern“ an<sup>25</sup>, die wiederum direkt bei den Äckern dieses Namens liegen. Man hat die beiden letzteren Namen bisher mit römischen Bodenfunden in Zusammenhang gebracht. Ob dies zutrifft, muß noch überprüft werden. Am Kopf einer Teilzelg der Markung Tamm findet sich ein Reihengräberhof<sup>26</sup>; ein 700 Meter langes und durchschnittlich 200 Meter breites Gewann ganz nahe dabei heißt „Hofäcker“, auch „Hofwiesen“ liegen dabei<sup>27</sup>. Auf Flur „In den Weilerlen“<sup>28</sup>, 1 Kilometer östlich B i e t i g h e i m, soll der Sage nach der abgegangene Ort „Hofen“ gestanden haben<sup>29</sup>. Sowohl Reihengräber<sup>30</sup> als auch Reste eines römischen Gutshofes sind hier gefunden worden. Für letzteren aber soll der alte bzw. andere Namen „In den Schlössern“ geheißsen haben<sup>31</sup>, was übrigens nach anderen entsprechenden Beispielen durchaus wahrscheinlich ist. Demnach könnten die vermutlich älteren Namen „In den Weilerlen“ und „Hofen“ in direkter Beziehung zu den Gräberfunden und den einst dazugehörigen Siedlungen stehen. Am Steilufer des Neckars wurde 700 Meter nordwestlich von P l e i d e l s h e i m ein Gräberfeld festgestellt<sup>32</sup>; eine „Hofwiese“ lag nahe dabei<sup>33</sup>. Die K o r n w e s t h e i m e r Flur „A u f H o f s t ä t t“<sup>34</sup> ist ein langgezogener, ostwestlich verlaufender Rücken, an dessen östlichem Ende Reihengräber gefunden wurden<sup>35</sup>. Endlich liegen in der Flur „Hofstatt“<sup>36</sup> hart südöstlich von S t e i n h e i m an der Murr Reihengräber<sup>37</sup>.

<sup>21</sup> Mit dem Ausdruck Remise wurden Gehölze bezeichnet, die zum Schutz jagdbaren Wildes im 18. Jahrhundert in der Gegend um Ludwigsburg angelegt worden sind. Die „Lochremise“ war etwa 1 Hektar groß.

<sup>22</sup> „im Hoffveldt“ Steuer- und Güterbuch von 1667, S. 8, Stadtarchiv Ludwigsburg.

<sup>23</sup> Dazu: „Hinter Hofgärten“, beides: FK. NO 4301.

<sup>24</sup> Paret, Urg., S. 220; FaS. NF. 4, 1928, S. 112.

<sup>25</sup> FK. NO 3807 und 3806.

<sup>26</sup> FaS. NF. 15, 1959, S. 193.

<sup>27</sup> FK. NO 3905; Urbrouillon der FK. 3905 und 3906, Vermessungsamt Bietigheim.

<sup>28</sup> FK. 4306; Urbrouillon der FK. 4306, Vermessungsamt Bietigheim.

<sup>29</sup> Beschreibung des Oberamts Besigheim, Stuttgart 1853, S. 132.

<sup>30</sup> Paret, Urg., S. 218.

<sup>31</sup> Hermann Roemer, Geschichte der Stadt Bietigheim an der Enz, Stuttgart 1956, S. 9 f.

<sup>32</sup> Paret, Urg., S. 219; FaS. NF. 3, 1926, S. 143.

<sup>33</sup> „vnder der Helden, vnder der Hoffwüsen vnd der Früemeßwüßen zue Pleydelsheimb gelegen“ Rep. H 101 Nr. 169, Lagerbuch von 1670/72, S. 72, HStA.

<sup>34</sup> „uff Hoffstetten“ Eßlinger Spitallagerbuch Nr. 7 von 1413, S. 70 ff.

<sup>35</sup> Paret, Urg., S. 221.

<sup>36</sup> „in der Hoffstatt“ Rep. A 467 Nr. 1947 a, Lagerbuch von 1549, S. 27, HStA.

<sup>37</sup> Paret, Urg., S. 219.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese zunächst etwas farblos anmutenden Namen hier nun zu gewichtigen Zeugnissen für Siedlungen der Reihengräberzeit geworden sind. Vermutlich sind damit auch Siedlungen angesprochen, die bereits vor dem Ende des 5. Jahrhunderts bestanden haben können. Auch erweisen die Bezeichnungen, daß diese Siedlungen keine Dörfer, sondern Höfe, allenfalls weilerartige Niederlassungen, waren. Und daß diese Siedlungen in unmittelbarer Beziehung zu den Zelgen gestanden haben, an denen die Reihengräberfriedhöfe gefunden wurden, dürften ihre Zahl und örtliche Situation in den angeführten und mit Skizzen belegten Beispielen gezeigt haben.

Indes muß auffallen, daß die ehemaligen Siedelplätze keine eigentlichen Ortsnamen führen, sondern Appellative, die einer zweiten und jüngeren Namensschicht anzugehören scheinen. Ob letzteres aber richtig ist, erscheint sehr fraglich. Trotzdem wir mit den speziellen Namenforschungen noch im Rückstand sind, sei versucht, mit der nötigen Vorsicht diese appellativischen Wohnplatzbezeichnungen zu deuten. Als Beispiel diene zunächst der Flurname „Böhrringer“<sup>38</sup>, der auf über 1 Kilometer Länge im Westteil der



Abb. 4.

Markung Markgröningen eine ehemalige Zelg bezeichnet, die erst im Verband mit Markgröningen zu einer Teilzelg geworden sein dürfte. Es wurde schon bisher nie für möglich gehalten, daß der Name auf den Familiennamen eines ehemaligen Besitzers zurückgehen könnte; dafür ist das Gewann zu groß. Solange uns die Zelggrenzen unbekannt waren, leiteten wir die Bezeichnung vom Namen eines verödeten Ortes ab, von dem aus die Flur bezeichnet worden wäre. Dies muß aber nicht sein. Der umgekehrte Vorgang liegt nun sogar viel näher. Es haben sich nämlich in unserem Beobachtungsgebiet bereits viele Anzeichen dafür herausgestellt, daß die -ingen-Namen in ihrem Ursprung keinen Punkt, sondern eine Fläche bezeichnen, keinen Wohnplatz also, sondern den Bereich oder Wirtschaftsraum einer Menschen-

<sup>38</sup> FK. NW 3702 und 3701.

gruppe, im vorliegenden Fall die den Sippennamen tragende Zelg bzw. Teilzelg. Damit bedurfte der eigentliche Siedelplatz keiner besonderen Bezeichnung und konnte, da er im Geltungsbereich der „Böhringer“ unverwechselbar war, mit Appellativen wie „Hof“ oder „Weiler“ benannt werden. Der Vorgang, im Rahmen dessen -ingen-Namen zu eigentlichen Ortsnamen werden konnten, fällt aller Vermutung nach in eine spätere Zeit. Darauf kommen wir noch zurück.

Diese Auffassung würde der Sonderstellung gerecht, welche die -ingen-Namen unter allen Ortsnamen einnehmen und die sie in die ihnen ganz eigene Kategorie von Siedlernamen stellen.

Wenn ungefähr in der Mitte der südöstlichen Zelg von Ludwigsburg-Eglosheim ein Gewann von einem halben Kilometer Länge und einer durchschnittlichen Breite von 300 Metern, also von ca. 15 Hektar Größe, festzustellen ist, das den Namen „Böblinge“<sup>39</sup> trägt, dann dürfte dies eine Parallele zum obigen Beispiel darstellen. Es könnten noch mehrere gleichartige Beobachtungen aufgeführt werden; hier kann nur noch die folgende erwähnt werden. In einem Lagerbuch aus der Zeit um 1500 wird der Besitz des Heilig-Geist-Spitals zu Markgröningen auf dieser Markung beschrieben. Hierbei wird ein Teil der damals gebräuchlichen Zelgnamen genannt, die den dreien des Primärkatasters von 1831/33 gegenübergestellt sind:

um 1500	1831/33
1) die zelg gen mulbrun ushin vber die leyntal . . . . .	Zelg Landern
2) die Zelg gen aichholtz vshin . . . . .	Zelg Benzberg
3) die Zelg zu aichholtz . . . . .	
4) die zelg vber den bentz vshin . . . . .	Zelg Ruxart <sup>40</sup>
5) die zelg gen kaustaig vshin . . . . .	
6) von der zelg in gröniger marck oder genannt hin im Feld	

Beispielhaft zeigt sich hier die häufig zu beobachtende Erscheinung, daß anstelle der späteren drei Zelgnamen zu früherer Zeit mehr Bezeichnungen auftreten. Dies sind keine Varianten, vielmehr Namen von Zelgen, die erst im späteren und größeren Verband zu Teilzelgen wurden. Die alten Eigennamen der Zelgen können aber gleichzeitig auch Ausdruck einer ehemaligen Selbständigkeit dieser Markungsteile sein. Und gerade in dieser Hinsicht muß der Beleg 6 auffallen. Die hier beschriebene Teilzelg Ruxart umschließt die Stadt Markgröningen, an deren Südostrand Reihengräber gefunden wurden<sup>41</sup>, an der Nord- und Westseite und zieht dann nördlich auf eine Länge von 2 Kilometern bei einer Breite von stellenweise nur 50 Metern auf die Grenze von Unterriexingen (daher Ruxart = Rux-Hart) zu. Man fragt sich unwillkürlich, was bei der Beschreibung von Gütern innerhalb des um 1500 doch

<sup>39</sup> „im Böblinge“ Steuerbuch Eglosheim von 1745, Tl. I, S. 20; „im Beeblinge“ ebd. S. 369, Stadtarchiv Ludwigsburg.

<sup>40</sup> Beleg 1) S. 17; Beleg 2) S. 18; Beleg 3) S. 22; Beleg 4) S. 19 b; Beleg 5) S. 15; Beleg 6) S. 14; Markgröningen, Lagerbuch des Heiligen Geist, um 1500, Rathaus Markgröningen.

<sup>41</sup> FaS. NF. 9, 1938, S. 131; ebd. 13, 1955, S. 96.

selbstverständlich gewesenen Markungs- oder Zwing-und-Bann-Bezirks Markgrönungen die Bezeichnung „zelg in gröniger marck“ heißen soll. Die Deutung, daß aller Vermutung nach hierbei die ursprüngliche Gröninger Markung, eben diese Zelg, angesprochen sein könnte, wäre viel zu kühn, ja geradezu unmöglich, stünde nicht die alternative Benennung dabei „hin im feld“. Das Adverb „hin“, das sich in den Belegen von dem sonst verwendeten „ushin“ bereits auffällig abhebt, ist in seinem mittelhochdeutschen Sinn als „von hier weg“<sup>42</sup>, vom Standpunkt des Sprechenden weg<sup>43</sup>, aufzufassen. „Im feld“ bedeutet doch wohl: in einem unverwechselbaren, in dem Feld. In Anwendung auf die örtliche Situation wäre „hin im feld“ wohl wie folgt zu interpretieren: das sich von hier (von Grönungen) erstreckende, eindeutige (weil zuzeiten einzige) Feld. Wenn dieses zudem auch „in gröniger marck“ heißt, dann haben wir wohl die gleiche Erscheinung auch hier vorauszusetzen, die zur Bildung der oben genannten „Böhringer“ und „Böblinger“ geführt hat – „Grönungen“ meinte ursprünglich nicht den Wohnplatz, es bezeichnete den ersten, nächsten Bereich und Wirtschaftsraum der „Grönungen“, die Markung, die jetzt genauer hier und auch in anderen entsprechenden Fällen die U r m a r k u n g genannt werden soll. – Es ist an diesem Beispiel von neuem wieder einmal zu erkennen, in welch erstaunlichem Maße Namen sich im Gedächtnis der Menschen erhalten und damit zur Konservierung historischer Zustände ältester Zeiten führen können<sup>44</sup>. Wird unser Fall quellenkritisch besehen, so hängt freilich sicher damit zusammen, daß das betreffende Lagerbuch keine sogenannte Erneuerung, sondern eine recht unbürokratische erste Niederschrift darstellt, die ganz offensichtlich mit der Absicht gefertigt wurde, alte örtliche, in Zweifel oder langsam in Vergessenheit geratende Rechte erstmals schriftlich zu fixieren und für die Zukunft zu wahren; wenn dabei ausgerechnet die Benennung einiger Flurteile eine nicht unwichtige Rolle spielten, dann ist dies für die Beurteilung der Belege nicht ohne Bedeutung<sup>45</sup>.

Ein weiteres Reihengräberfeld<sup>46</sup> liegt 1 Kilometer oftwärts von Markgrönungen in der Flur „Aue“<sup>47</sup> in einer Situation, die schon jetzt als typisch bezeichnet werden muß, nämlich am Kopf einer Zelg d. h. – nur vorläufig definiert – an der Schmalseite einer z. B. von einer Wasserstelle aus sich erstreckenden, mehr oder weniger breiten, länglichen Ackerflur. Hier ist sie in Richtung auf Möglingen rund 2 Kilometer lang. Das Gräberfeld beweist, daß neben Grönungen zumindest eine weitere Siedlung in der Nähe bestanden hat. Taucht im Zuge von Namenforschungen im Zusammenhang mit dieser Zelg etwa ein -ingen-Name auf, dann wäre dies eine deutliche Bestätigung für das, was über die vermutliche U r m a r k u n g Grönungen gesagt

<sup>42</sup> Schwäbisches Wörterbuch, Tübingen 1904/36, Band III, Sp. 1599.

<sup>43</sup> vgl. Duden 7, Etymologie, Mannheim 1963, S. 265.

<sup>44</sup> vgl. Verf., Der Ortsname [Ottmarsheim] und seine Geschichte: In: Ludwigsburger Geschichtsblätter XVIII, 1966, S. 105 ff.

<sup>45</sup> wie Anm. 40); als Beleg sei nur die folgende Stelle aus der Vorrede des Lagerbuchs angeführt: „Wir solten merckhen das der Aichholtzer Zehenden Zwen Name hatt von ettlichen dry Ettlich sprechend Constaiger Zehend besunder, das laß dich nit Irren Es ist vns ein Zehenden mitt dem Aichholtzer . . .“

<sup>46</sup> FaS. NF. 14, 1957, S. 212; ebd. 15, 1959, S. 189.

<sup>47</sup> „In der Aw“ Rep. H 101 Nr. 1076, Lagerbuch von 1523, S. 41, HStA.

wurde. Übrigens gilt dies ganz allgemein, denn es muß angenommen werden, daß mindestens dort, wo eine klare Korrelation zwischen Zelgen und Reihengräberfeldern gegeben ist, auch ein Ortsname bzw. eine Sippenbezeichnung zu erwarten ist. Damit sind für die Wüstungsforschung neue Gesichtspunkte erbracht, und es ist damit zu rechnen, daß sich die Zahl der Ortsnamen bzw. Wüstungen beträchtlich erhöhen wird. Auch die im behandelten Namenfeld früher schon beobachtete Alliteration von Ortsnamen<sup>48</sup> tritt nunmehr in ein neues Licht, in dem ihr erhöhte siedlungsgeschichtliche Bedeutung zukommen wird.

Daß es unter Umständen möglich ist, aus der Korrelation von Gräbern und Zelgen auf die Datierung der Gräber schließen zu können, kann vielleicht der dritte Reihengräberfriedhof von Markgröningen aufzeigen, der aber als unsicher bezeichnet wird<sup>49</sup>; er lag am Südwestausgang der Stadt und wurde um 1840 und 1890 angeschnitten, aber nicht untersucht, was zur Vermutung führte, daß es sich um einen Friedhof des nahegelegenen Spitals gehandelt habe<sup>50</sup>. Dies ist aber aus Gründen, die in der fraglichen Zeit durch Sitte und Brauch gegeben waren, ganz unwahrscheinlich, zumal das 1297 gegründete Spital einen eigenen Spitalfriedhof besaß<sup>51</sup>. Dieses Gräberfeld könnte vielmehr jenes sein, das zur dritten, ortsnahen und großen Zelg gehört, die südlich Markgröningen liegt. Allerdings würden hier die Gräber ungefähr in der Mitte der Breitseite der Zelg liegen. Weller nimmt, ohne Quellen oder andere Anhaltspunkte zu nennen, in diesem Gebiet eine Wüstung Laiblingen an<sup>52</sup>; eine Flur „Laib“<sup>53</sup> liegt im Grenzgebiet zwischen Schwieberdingen und Markgröningen, doch scheint uns bis jetzt weder der davon abgeleitete Ortsname noch eine Wüstung im betreffenden Raum als gesichert. Aber in der Beziehung zwischen Zelg und Friedhof kann ein erster Hinweis darauf gesehen werden, daß die Gräber südwestlich der Stadt möglicherweise doch alemannisch-fränkischer Herkunft sind.

Wenn oben von „typischer“ Lage der Reihengräber in bezug auf die Zelgen gesprochen wurde, so ist dazu allgemein noch zu ergänzen, daß wir jetzt schon eine große Anzahl von Beispielen dafür kennen, daß Form, Größe und Lage von Zelgen die mutmaßliche Situation des voraussetzbaren Siedlungsplatzes und der dazu gehörigen Grabstätten erschließen lassen. Freilich muß damit gerechnet werden, daß im Rahmen früherer und sicher auch neuerer und gegenwärtiger Bautätigkeit viele Grabfelder unbeachtet geblieben oder nicht fachgerecht untersucht und so der Forschung für immer verloren sind<sup>54</sup>. Es ist aber sicher, daß zur gegeb-

<sup>48</sup> Verf., Zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte – Alliterierende Ortsnamen im und um den Kreis Ludwigsburg. In: Ludwigsburger Geschichtsblätter XVII, 1965, S. 36 ff.

<sup>49</sup> FaS. NF. 14, 1957, S. 212.

<sup>50</sup> FaS. NF. 9, 1935/38, S. 131.

<sup>51</sup> Hermann Roemer, Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte, Teil I, Markgröningen 1933, S. 26.

<sup>52</sup> Karl Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs, Stuttgart 1938, Band II, S. 116.

<sup>53</sup> um 1500 „vff lewb in schwübertinger margt“ (Quelle: Anm. 40); 1523 „vff leub“, „am lewbinger weg“ (Quelle: Anm. 47, S. 72 bzw. 51).

<sup>54</sup> vgl. Willi A. Boelcke, Kornwestheim von der Römerzeit bis ins Mittelalter (Tl. I). In: Ludwigsburger Geschichtsblätter XVII, 1965, S. 14 und Anm. 23.

nen örtlichen Situation in vielen Fällen noch Namen treten werden, die es unter anderem ermöglichen, altes und jüngeres Wald-, Weide-, Wiesen-, Acker- und Gartenland zu unterscheiden, mit in die Beobachtung einzubeziehen und die entsprechenden Folgerungen zu ziehen. Allerdings läßt sich jetzt schon sagen, daß zwar die Namen von Familien, Hausverbänden oder Sippen und das von ihnen bearbeitete älteste Ackerland sich oft herausheben lassen werden, nicht dagegen die der zugehörigen Bestattungsplätze. Hätte nämlich der alemannisch-fränkische Friedhof eine einheitliche Bezeichnung getragen, so wäre diese bei den nahezu 100 festgestellten Reihengräberfeldern bereits aufgefallen. Auch die häufiger auftretenden, mit „Schelmen“ gebildeten Namen dürften ausscheiden; sie scheinen einer jüngeren Namensschicht anzugehören und auch ursprünglich nicht speziell an die Reihengräberfelder angeschlossen zu haben. Daß die Menschen des 5. bis 8. Jahrhunderts nicht nur kein Appellativ als Bezeichnung für ihre Friedhöfe, ja nicht einmal eine Anzahl von verschiedenen möglichen Ausdrücken dafür, auch keine euphemistischen, gehabt haben sollen, wundert zunächst. Die Sache ist vorhanden – ein Name dafür nicht<sup>55</sup>; diese Formel ist aber nur sehr bedingt richtig, vielleicht sogar ganz falsch. Schon die Grabbeigaben<sup>56</sup> erweisen, daß man sich die irdische Hülle des Beigesetzten nicht als tot in dem Sinne vorstellte<sup>57</sup>, wie dies heute bei wohl allen Kulturvölkern der Fall ist. Wie die angeführten Beispiele zeigen, lagen die Gräber nahe beim „Hoffeld“, in den „Hofgärten“, bei den „Weilerlen“ oder zu „Hofen“, bei der „Hofstatt“ und in der „Hofstatt“<sup>58</sup>, das heißt, nahe oder unmittelbar bei der Siedlung und ihren Bewohnern. Offensichtlich herrschte zu jener Zeit eine viel stärkere äußere Bindung zwischen Lebenden und Toten innerhalb der Siedlungsgemeinschaft, die im Bereich eines Hofes wohl mit der Familie, Hausgemeinschaft oder Großfamilie, im Bereich eines Weilers mit einer versippten größeren Gruppe<sup>59</sup> gleichzusetzen ist<sup>60</sup>. – Erhalten hat sich diese Bindung durch das Mittelalter in mancherlei Erscheinungs-

<sup>55</sup> vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Berlin und Leipzig 1930/31, Bd. III, Sp. 87: „Welchen Namen die Begräbnisplätze in vorchristlicher Zeit trugen, ist unbekannt.“

<sup>56</sup> Ebd., vgl. Sp. 1082 ff.

<sup>57</sup> vgl. Wilhelm Grönbech, Kultur und Religion der Germanen, 5. Aufl. Darmstadt 1954, 1. Bd., S. 323: „Der Mann blieb im Tode der Mensch, der er war, was sein Äußeres und seine Gestalt betraf – ein wenig reduziert vielleicht, aber nicht verändert.“

<sup>58</sup> wie Anm. 22, 23, 28, 29, 34 und 36.

<sup>59</sup> vgl. zu den einzelnen Begriffen der Gemeinschaftsformen: Volkmar Kellermann, Germanische Altertumskunde – Grundlagen der Germanistik, Bd. I, Berlin 1966, S. 27 f.

<sup>60</sup> vgl. Grönbech a.a.O.: „der tote sowohl als auch der lebende Verwandte lebt in seiner Sippe: er denkt ihre Gedanken und ihre Ehre, er ist ihr Körper“ S. 321; „... der Tod ist für sie [Germanen] nur eine Abart des Lebens, abhängig von den Kräften, die im Sonnenlicht tätig sind. Der tote Mann lebt in seinen Verwandten in jeder Bedeutung des Worts...“ S. 328; „Der tote Mann bewahrte seine Anhänglichkeit gegen das Heim und sein Interesse an allem, was auf dem Hofe geschah. Es war ganz natürlich, daß er für sich selbst eine gute Wohnstätte [Grab] aussuchte, mit einer freien, weiten Aussicht über die Nachbarschaft und sein Heim. Oder er wünschte so nahe wie möglich bei dem Hause zu sein, so daß er dauernd seine gewohnte Arbeit verrichten konnte“ S. 324 „Nach allem, was wir aus den Gedanken des Alltagslebens im Norden ersehen können, hatte jede Sippe ihren eigenen Hades...“ S. 330.

formen bis heute. Man denke dabei z. B. an Familiengräber auf dem Boden von Gutshöfen in Schottland, an eigene Ruhestätten adeliger Familien, wie sie außerhalb der öffentlichen Friedhöfe noch immer auch in unserem Lande bestehen und an die kirchlichen Ahnengräber der Hochfreien und Priester des Mittelalters, die zur Stiftung von Eigenkirchen und Klöstern führten<sup>61</sup>.

Von den nahe beieinanderliegenden drei Reihengräberhöfen unseres Beispiels Bissingen wird man annehmen dürfen, daß hierbei Grabstätten dreier selbständiger Hausverbände vorliegen, die über jeweils eine Urmarkung verfügten; eine von ihnen gehörte „zu den Bissingen“, was dann später zum Ortsnamen wurde. Es könnten noch viel mehr Beispiele für die auffallend enge Nachbarschaft von Reihengräberfeldern aufgeführt werden, die zwar in der gleichen Gegend angelegt waren, ursprünglich aber doch wohl nach Sippen oder Familien getrennt waren, wie es auch bei den einzelnen dazugehörigen Höfen der Fall gewesen sein dürfte; vielleicht gehen solche Hof- und Grabgruppen jeweils auf eine gemeinsame Wurzel zurück.

Andererseits ist bekannt, daß es schon in der Reihengräberzeit große Gemeinschaftsfriedhöfe gab, in denen allerdings wiederum Familiengräber nachgewiesen wurden<sup>62</sup>, die möglicherweise als brauchwürdige Reste der einstigen Sippen-, Hausgemeinschafts- oder Familiengräber anzusehen sind. In der Aufgabe der alten Grabsitten darf vielleicht ein Anzeichen für die Auflösung von traditionellem Gemeinschaftsbewußtsein gesehen werden, das die Toten und die Lebenden in einer engen Gemeinschaft im und am Haus zusammengehalten hatte. Und gerade dies ist es auch, was der theoretischen Voraussetzung, daß es „Friedhöfe“ bei den Höfen gegeben habe, die womöglich noch besondere Namen getragen hätten, den Boden entzieht. Man wird prüfen müssen, ob die späteren, größeren und gemeinschaftlich benützten Reihengräberfriedhöfe vielleicht sachbezogene eigene Namen angenommen und getragen haben, bis dann der Kirchhof an ihre Stelle trat.

Zusammenfassend kann über die Korrelation von Reihengräbern und Zelgen gesagt werden, daß, abgesehen von einigen z. T. gut zu begründenden und hier noch nicht zu behandelnden Ausnahmen, das Netz der Zelggrenzen und die Lage der Gräber im Kartenbild zumeist wie zwei zusammengehörige Raster ineinandergreifen. Dies unterstreicht das ausgesprochen hohe Alter der meisten Zelggrenzen, ja, macht sie zu den ältesten Grenzlínen, die wir überhaupt feststellen können. Im Zusammenhang mit den bei den Gräbern zum großen Teil abgegangenen Niederlassungen sind die Zelgen und Teilzelgen als jene Gebiete anzusprechen, innerhalb derer sich vor Einführung der Dreifelderwirtschaft die ersten, extensiv bewirtschafteten und daher den gegebenen Raum voll ausnützenden, markierten (Acker-)Bereiche konstituiert haben, die hier als Urmarkungen bezeichnet werden. Unsere heutigen Markungsgrenzen, von denen bei der Beurteilung historischer Zusammenhänge immer wieder viel zu stark und einseitig ausgegangen wird, sind bis zu ihrer endgültigen Fest-

<sup>61</sup> vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens a.a.O., S. 91: „ . . . Dieses Sippengefühl hielt wohl schon teilweise die alten Sachsen davon ab, ihre Toten auf die neuen christlichen Friedhöfe zu bringen; drum begruben sie sie ad tumulos paganorum, und bis in die neuere Zeit erhielten sich solche Familiengräber.“

<sup>62</sup> FaS. Nr. 3, 1924/26, S. 178; ebd. 5, 1928/30, S. 111.



legung, teils erstmaligen Schaffung, im Rahmen der Landesvermessung von 1831/33<sup>63</sup> nur dort als alte Grenzen zu bezeichnen, wo sie im Altsiedelland mit den Zelggrenzen zusammenfallen. Und selbst auch hier haben sich allein z. B. durch Wüstungen, deren Gebiet unter verschiedene Nachbarmarkungen aufgeteilt wurde, wie dies auch bei dem oben erwähnten Böllingen der Fall war<sup>64</sup>, mannigfache Veränderungen vollzogen, bis es zur Ausbildung der heutigen Markungsgrenzen kam.

Bei der Frage nach dem Entstehen der M a r k u n g e n müssen wir uns wieder auf unsere Untersuchung stützen. Die wenigen Skizzen-Beispiele, die dieser Abhandlung zugrunde gelegt werden konnten, reichen u. E. aus, um die Grundzüge dieses Vorgangs darstellen und beobachten zu können. Jedenfalls liegt auf der Hand, daß die 3 Hofgemeinschaften der Reihengräberzeit von Pflugfelden, die 4 von Großsachsenheim, die 4–6 von Bissingen und die 2–3 von Markgröningen einmal an die Stelle zusammengezogen sind, an der die heutigen Orte liegen. Dabei blieben die durch die Reihengräber markierten Grenzen der Urmarkungen im wesentlichen erhalten. Es muß angenommen werden, daß dies im Zuge der Einführung der Dreifelderwirtschaft geschah, da die Urmarkungen im größeren Bereich ganz offensichtlich die Funktion der Zelgen übernommen haben. Sicher ist dieser Vorgang, der einer Revolution vergleichbar ist, in Wirklichkeit aber eine Evolution bedeutete, nicht von heute auf morgen abgelaufen. Es muß auch angenommen werden, daß dies unter stärkstem innerem und äußerem Druck geschah. Unter dem letzteren ist der Einfluß der Herrenschicht, unter ersterem die wohl allgemeine Einsicht zu verstehen, daß angesichts der angewachsenen Bevölkerungszahl und schmal gewordenen Ernährungsbasis<sup>65</sup> nur eine radikale Agrarreform eine allgemeine Aufwärtsentwicklung mit sich bringen konnte. Man muß auch voraussetzen, daß diese Maßnahmen nicht überall im gleichen Rahmen, in gleichen Größenordnungen, in gleichen Zeitabläufen und unter gleichen Bedingungen durchgeführt werden konnten. Jedenfalls wurde der Vorgang nicht im Zuge einer einzigen, totalen und zur fraglichen Zeit sicher nicht zu bewältigenden und rechtlich wohl auch nicht möglichen Flurbereinigung und Umlegung vollzogen, sondern indem man die Strukturen der Urmarkungen zunächst unangetastet ließ und sie erst allmählich zu Strukturen der größeren Einheit, des Felderverbandes im Dreizelgensystem, umwandelte. Dabei waren nicht überall die Voraussetzungen für den Idealfall gegeben, wie er sich in der Dreizahl und Lage der Urmarkungen von Pflugfelden anbot, sondern es mußten, wie aus den Beispielen Großsachsenheim und Bissingen schon zu erkennen ist, aus Motiven, die zunächst noch nicht ersichtlich sind, Strukturen in Kauf genommen werden, die einer von Grund aus neu angelegten Konzeption der Dreifelderwirtschaft etwa im jüngeren Siedelgebiet, nicht angemessen gewesen wären. Darin liegt auch einer Hauptgründe, weshalb in der Mehrzahl der untersuchten Markungen das Dreizelgensystem in 4 bis 7 und noch mehr Feld-

<sup>63</sup> Heinrich Wagner, Die Entwicklung des Katasters in Württemberg, Stuttgart 1950, S. 40.

<sup>64</sup> wie Anm. 19.

<sup>65</sup> vgl. Hermann Stoll, Bevölkerungszahlen aus frühgeschichtlicher Zeit. In: Die Welt als Geschichte 8, 1942, S. 71 ff.

teilen, Zelgen bzw. Teilzelgen durchgeführt wurde. Der neuen Wirtschaftsweise wurden im Altsiedelraum die vorgegebenen Verhältnisse eben lediglich angepaßt.

Es wäre verwunderlich, wenn sich das Zusammenrücken der Siedlungen der Urmarkungen in den Flurnamen nicht niedergeschlagen hätte. Hier liegt noch ein großes Feld von Forschungsarbeit vor uns, aber ein Beispiel möge zeigen, in welche Richtung die Beobachtungen gehen können. Auf Markung Möglingen besteht im Nordostteil und etwa einen halben Kilometer vom Ort abgesetzt eine größere Teilzelg. 200 Meter westlich von ihr finden sich Reihengräber<sup>66</sup>, und gerade am Westzipfel der Teilzelg heißt ein ehemaliges Weinbergstück „Hofweingärten“<sup>67</sup>. Ein Feldweg, der an der Markungsgrenze am Osterholz endet, heißt dort „Unholdenweg“; bei den „Hofweingärten“ und dem Ort zu führt er auf den Flurkarten jedoch den Namen Namen „Alter Tammer Weg“<sup>68</sup>. Tamm liegt von Möglingen aus nordwestlich, der Weg führt in allgemein östlicher Richtung. Daraus wird deutlich, daß der Wegname entstellt ist. Tatsächlich läßt sich aus Belegen von 1523 ein „Alheimer Weg“ erschließen<sup>69</sup>. Man geht wohl nicht fehl, wenn man das angesprochene Alte Heim mit jenem Hof identifiziert, der in der Nähe der „Hofweingärten“ und nahe bei den Gräbern gelegen haben dürfte. Und da der Ausdruck „Alheim“ im beobachteten Namenfeld des Kreises Ludwigsburg häufiger vorkommt, wird man in ihm unter anderem auch einen Hinweis auf jene Wohnplätze sehen dürfen, die bei der Siedlungskonzentration aufgegeben worden sind. Freilich müssen weitere Belege noch abgewartet werden.

Nachdem die Urmarkungen die Zelgfunktion übernommen hatten, muß eine Art Teilumlegung organisiert worden sein, denn es mußte ja im Interesse jedes Herren und jedes Bauern, jedes Eigentümers oder Pächters liegen, etwa durch Tausch bald in allen drei Zelgen möglichst gleich große Anteile bewirtschaften zu können, damit neben einem größeren Gesamtertrag eine ausgeglichene Bilanz für Einnahmen und Abgaben in jedem der drei Rotationsjahre gewährleistet war. Dieser Vorgang scheint aber doch die längste Zeit in Anspruch genommen zu haben, was übrigens in Anbetracht zeitgenössischer Beispiele der Flurbereinigung und Umlegungsverfahren durchaus verständlich wird. Auf alle Fälle erweist schon ein oberflächlicher Blick z. B. in die Urbare, daß die Mehrzahl der Höfe und Huben noch im 14. Jahrhundert an den drei Zelgen keineswegs immer gleich-

<sup>66</sup> Paret, Urg., S. 221; FaS. NF. 16, 1962, S. 281.

<sup>67</sup> Urbrouillon der FK. NO 3706.

<sup>68</sup> FK. NO 3706

<sup>69</sup> 1523 „am althammer weg“; „am althemer weg“ (Quelle: Anm. 47, S. 332 bzw. 321.

mäßig beteiligt war<sup>70</sup>. Dabei können natürlich da und dort auch andere Gründe mitgewirkt haben, aber sie allein können das Gesamtbild doch nicht in der Weise gestaltet haben, wie es uns entgegentritt. Wenn ein Hof in einer bestimmten Zelg in früher Zeit auffällig viel und mehr Grundbesitz aufweist als in den anderen Zelgen, wie dies z. B. in Kornwestheim für einige Höfe nachgewiesen wurde<sup>71</sup>, dann ist dies nunmehr als Anzeichen dafür aufzufassen, daß der betreffende Hof aus jener Zelg als Urmarkung entstammt. Viele vermeintliche Ungereimtheiten, wie sie dem Bearbeiter älterer Quellen immer wieder begegnen, Besitz in nur einer oder in zwei Zelgen und ähnliches, können unmittelbare Folgen und Nachwirkungen jener Umlegungen darstellen, die die Einführung der Dreifelderwirtschaft und Zusammenfassung mehrerer Urmarkungen zu Zelgverbänden zur Voraussetzung hatte.

Auch eine andere vermeintliche Ungereimtheit klärt sich nun. Gemeint sind die oft widersinnig erscheinenden Zelgeinteilungen und Grenzverläufe innerhalb der Markungen, an denen man, wie unsere Untersuchung zeigt, durch viele Jahrhunderte starr festgehalten hat. In einer allgemeinen Betrachtung von Grenzen sagt Victor Ernst einmal: „Und trotz aller Verworfenheit fehlt doch jedes Streben nach Vereinfachung, ist doch die ganze Kraft in erster Linie auf Erhaltung des bestehenden Zustandes gerichtet. Dies ist das Ziel, wenn man nach Jahrzehnten mit den Nachbarn die Grenze umgeht und die alten Steine wieder aufstöbert oder wenn man bei einem Streit mit den Angrenzern die ältesten Greise herbeibringt, um von ihnen zu hören, wie das alles vor alters gewesen sei<sup>72</sup>“. Nun, man weiß, daß im Volke Grenzen geradezu als heilig galten, man kennt die beharrenden Kräfte, die in ihm wohnen, aber all dies und was man im gleichen Sinne noch anführen könnte, reicht u. E. nicht aus, um den Befund im ganzen hinreichend zu erklären. Man muß sich nämlich vor allem klar machen, daß Zelggrenzen ihrem Ursprung nach nicht so wie bei jüngeren Kul-

<sup>70</sup> wie Anm. 2 – hier nur einige Belege:

Seite	Ort	Morgen in den drei Zelgen				
132	Möglingen	37	–	37	–	44
132	Möglingen	48	–	50	–	60
168	Schwaikheim	20	–	20	–	30
168	Schwaikheim	3	–	15	–	16
169	Schwaikheim	12	–	20	–	24
170	Schwaikheim	10	–	10	–	24
110	Ditzingen	9	–	13	–	15
121	Magstadt	12,5	–	18	–	23
122	Magstadt	11	–	14	–	19
187	*Erlbach	80	–	100	–	120
247	Münchingen	166	–	160	–	240

In Hirschlanden finden sich 45 Morgen Ackers in einer Zelg und in einer Hand (S. 98).

– Im übrigen fällt immer wieder auf, daß die Morgenzahl von jeweils zwei Zelgen oft gleich ist; auch bei einigen der o. a. Beispiele ist dies zu beobachten.

<sup>71</sup> n. frdl. Mitteilung von Willi A. Boelcke, Stuttgart-Hohenheim, v. 28. 1. 1967; vgl. auch dessen Aufsatz (Anm. 54) S. 28 betr. Birglinger Herrenhof.

<sup>72</sup> Beschreibung des Oberamts Münsingen, Stuttgart 1912, S. 264.

tivierungen einfach agrartechnische Scheidelinien waren, wozu sie auch in unseren Beispielen erst im Laufe von Jahrhunderten wurden – es waren ursprüngliche **Rechtsgrenzen**, Eigentumsgrenzen, innerhalb derer die einzelnen Hofbesitzer und ihre Nachfahren noch lange Zeit zumindest Teile ihres angestammten Besitzes bewirtschafteten. Hier sehen wir die Hauptgründe dafür, daß sich in den Zelgbildern des Altsiedellandes so viel älteste Markungsgeschichte widerspiegelt.

Es ist nur eine natürliche Konsequenz, wenn wir annehmen, daß die Siedlungskonzentration<sup>73</sup> und der Übergang zur Dreifelderwirtschaft einen markgenossenschaftlichen Status der Beteiligten und eine Vorform dessen begründeten, was vom Hochmittelalter an dann als **politische Gemeinde** bezeichnet werden kann<sup>74</sup>. Wenn wir auch nicht wissen und wahrscheinlich nie erfahren oder erschließen können, welche politischen und soziologischen Kräfte und Initiativen im einzelnen die jeweiligen Urmarkungen zusammenführten, so kann doch am Faktum des Zusammenschlusses kaum gezweifelt werden. Im Erkennen dieses Vorgangs dürfte eines der wichtigsten Ergebnisse unserer Untersuchung zu sehen sein. Da er nicht in die „früheste Zeit“ zurückreicht und nicht „bodenständig“ ist, wie Victor Ernst und mit ihm Weller noch als erwiesen betrachteten<sup>75</sup>, ist eine Korrektur des von ihnen bestimmten Geschichtsbildes gegeben und nötig. Dies aber führt unmittelbar zur **Frage einer möglichen Datierung**.

Die ältesten urkundlichen Andeutungen der Dreifelderwirtschaft stammen aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts<sup>76</sup>; wir glauben, in unserem Unter-



Abb. 5.

<sup>73</sup> Es wird zu prüfen sein, ob „Zwing“ in der Rechtsformel „Zwing und Bann“ aus der ursprünglichen und konkreten Bedeutung von *twingen* = *zusammendrücken*, *zusammenfügen* (*Lexer*) sich vielleicht auf das *Zusammenziehen* der Höfe in den Ortsetter beziehen kann. Waren mit „Zwing und Bann“ ursprünglich vielleicht die neuen Rechtsbezirke von *Etter* und *Markung* angesprochen?

<sup>74</sup> Karl Siegfried Bader, *Entstehung und Bedeutung der oberdeutschen Dorfgemeinde*. In: *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte*, NF. 1. Jg. 1937, S. 265 ff.

<sup>75</sup> Weller a.a.O., S. 125 f.

<sup>76</sup> Ebd., S. 127.

suchungsmaterial bereits Hinweise gefunden zu haben, die eine wesentlich frühere Datierung zulassen. Auf der Markung Kornwestheim wurde die Dreizelgenwirtschaft einst auf 8 Feldeilen durchgeführt. Nur die Zelg A bestand aus einem zusammenhängenden Stück. Zelg B gliederte sich in 5 Teilzelgen, wovon allerdings B2, das sogenannte Mittelfelde, eine Sonderrolle gespielt haben und nicht als ursprüngliche, eigene Zelg zu betrachten sein dürfte<sup>77</sup>. Von geringer Bedeutung für die Geschichte der großen Markung mag auch die kleine Teilzelg B5 sein. Die Teilzelg C2, das „Kleine Felde“, muß auch eliminiert werden, da dieses mit großer Wahrscheinlichkeit als ein spät zu Kornwestheim gekommener Rest einer aufgelassenen Markung anzusprechen ist, die im wesentlichen im Nordwestteil der heutigen Markung Aldingen lag. Dies findet seine Bestätigung in den durch W. A. Boelcke untersuchten Besitzverhältnissen, die nur unregelmäßigen Streubesitz einiger Kornwestheimer Höfe im „Kleinen Felde“ zeigen<sup>78</sup>. Die Namengebung für die nach Größe und Form auffällige Teilzelg C1 läßt den Schluß zu, daß sie einst aus mindestens einem westlichen und einem östlichen Teilstück bestand. Das letztere bezeichnete der Name „Zelg Zazenhäusen“<sup>79</sup>, der später dann üblicher und zuletzt amtlicher Name für die ganze Teilzelg wurde<sup>80</sup>; daneben tauchen aber für das erstere Namen wie „Zelg gen Stammheim“<sup>81</sup>, „Zelg Zuffenhausen“<sup>82</sup>, „Zelg am Stammheimer Weg“<sup>83</sup> auf. Überträgt man nun auf das Zelgenbild das Ergebnis der unabhängig geführten Untersuchungen der vermutlichen Wüstungen von W. A. Boelcke<sup>84</sup>, so ergeben sich überraschende Folgerungen. – Zuvor müßten allerdings die an der nördlichen Markungsgrenze von Boelcke vermuteten Wüstungen „Warth“, von der Sache her ein sehr häufiger Flurname, und das sprachlich erschlossene „Liebersheim“, bisher nur als Wegname belegt<sup>85</sup>, aus der Betrachtung ausgeklammert werden. – Zelg B1 entspricht der Wüstung „Birglingen“ – mit Reihengräbern<sup>86</sup>. Zelg A deckt sich mit der Wüstung des noch fraglichen Namens „Wihingen“ – mit Reihengräbern<sup>87</sup>. Für Teilzelg B3 setzt Boelcke die Wüstung „Mäurach“ an – mit Reihengräbern<sup>88</sup>. Die Teilzelg B4 kann als Wüstung vorläufig nur mit dem Stichwort „Weinberg“ gekennzeichnet werden – mit Rei-

<sup>77</sup> n. frdl. Mitteilung von W. A. Boelcke (vgl. Anm. 54) gehörte dieses Stück ursprünglich zu Zelg C.

<sup>78</sup> n. frdl. Mitt. von W. A. Boelcke

<sup>79</sup> 1356 „celga versus zazenhäusen“ Rep. A. 462–464, Nr. 297, Urbar des Klosters Bebenhausen, HStA.

<sup>80</sup> Primärkataster Kornwestheim, Vermessungsamt dasselbst.

<sup>81</sup> Urkunde des Klosters Bebenhausen Nr. 1163 von 1452, HStA.

<sup>82</sup> Urkunde des Klosters Weiler, B. 7. Nr. 2283 von 1456, HStA.

<sup>83</sup> Eßlinger Spitallagerbuch Nr. 28 von 1474 Bl. 90.

<sup>84</sup> wie Anm. 54, hier vor allem Skizze S. 16.

<sup>85</sup> 1438 „Liebers Pfad“, Württ. Reg. Nr. 7854, HStA.

1481 „am Lieberpfad“ Württ. Reg. Nr. 7873, HStA.

1759 „dadurch der Liebest Pfad gehet“; „am Liebensteiner Pfad“, Güterbuch von 1759 Tl. I, S. 624 bzw. Tl. IV, S. 605, Rathaus Kornwestheim.

<sup>86</sup> FaS. XX. Jg. 1912, S. 63 ff.

<sup>87</sup> Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, Stuttgart 1859, S. 245.

<sup>88</sup> FaS. XIX. Jg. 1911, S. 143 f.

hengravern<sup>89</sup>. Der Westteil der Zelt C1 entspricht der Wüstung „Hofstätt“ – mit Reihengräbern<sup>90</sup>, der Ostteil der Wüstung „Klingenbrunnen (Ostheim)“, wozu als Reihengräber jene gerechnet werden können, die 1912/13 direkt westlich der Salamanderfabrik gefunden wurden<sup>91</sup>; jedenfalls liegen die Gräber, die bisher oder nach bisheriger Auffassung zur Wüstung „Hofstätt“ gehören, so weit auseinander, daß sie kaum als ein einziges Gräberfeld anzusprechen sind – auch müßte unter diesem Aspekt angenommen werden, daß, falls nicht noch an anderer Stelle Gräber gefunden werden, das erwähnte „Mittelfeld“ zur Reihengräberzeit zur Urmarkung „Klingenbrunnen (Ostheim)“ gezählt hat. Es zeigt sich hier, wie wichtig in den Fundberichten die Angaben der Parzellennummern oder andere genau so eindeutige Ortsbestimmungen werden können. Durch vermeintlich zusammengehörige und so bezeichnete Gräberfelder – was bisher übrigens zum Teil auch durch die falschen Vorstellungen vom Werden des Haufendorfs, zu dem ja nur ein Friedhof gehören konnte, mit bewirkt worden sein kann – können wichtige Zeltgrenzen, d. h. Grenzen von Urmarkungen verlaufen. So sind z. B. die Gräber der Wüstung „Mäurach“ von denen zu unterscheiden, die im unmittelbaren Bereich des alten Friedhofs von Kornwestheim gefunden wurden<sup>92</sup>. Dieses ist auch das einzige Gräberfeld, das in keiner direkten Beziehung zu den Zelgen oder Teilzelgen steht, genauer gesagt: das nicht innerhalb der Grenzen bzw. im Bereich der Urmarkungen festzustellen ist.

Hier muß ein ganz entsprechendes Beispiel eingeschaltet werden. An den Ortsetter von Aldingen (Abb. 3) schlossen einst drei Felder an, eine Zelt A und die Teilzelgen B1 und C1. Die bisher an 5 bis 6 verschiedenen, aber zum Teil nicht mehr genau lokalisierbaren Plätzen gefundenen Reihengräber liegen zwar teilweise weit auseinander, aber immerhin so, daß sie einmal klar der Zelt A zuzuweisen sind<sup>93</sup>, zum andern liegen weitere Gräber außerhalb des alten Ortsetters so, daß sie ohne weiteres den Zelgen B1 und C1 zugerechnet werden können<sup>94</sup>. Was angesichts der Außenlage dieser Gräber aber am wichtigsten erscheint, ist die Tatsache, daß unmittelbar südlich der Kirche (und des alten Bestattungsortes im Kirchhof), ein Reihengrab gefunden wurde<sup>95</sup>. Dieser Fund läßt vermuten, daß auch hier ein vorchristliches Gräberfeld eine Zeitlang Vorläufer des späteren kirchlichen war. –

Die Beispiele Kornwestheim und Aldingen dürften schon jetzt zur Annahme berechtigen, daß die Siedlungskonzentration noch während der Reihengräberzeit durchgeführt wurde. Am ersten Ort wurde ein zentraler neuer Siedelplatz ausgewählt, der einen damals

<sup>89</sup> Paret, Urg., S. 221, Ziff. 5.

<sup>90</sup> Ebd. Ziff. 3.

<sup>91</sup> FaS. XX. Jg., S. 109 f.

<sup>92</sup> FaS. NF. 3, 1924/26, S. 142 und 15, 1959, S. 189.

<sup>93</sup> Hauptkonservator Dr. H. Z ü r n hatte die Freundlichkeit, die Grabfunde der Markung im Auszug mitzuteilen, wie sie in den z. Z. im Druck befindlichen FaS. NF. 17 neu geordnet erscheinen werden; hier: Ziff. 4 und 5.

<sup>94</sup> Ebd., Einleitung bis Ziff. 1; ferner Ziff. 2.

<sup>95</sup> Ebd., Ziff. 3.

zeitgemäßen und wohl aus fränkischem Munde oder Geist stammenden Namen Westheim<sup>96</sup> erhielt, während man in Aldingen auf einen vorher wohl schon geläufigen Namen einer der Urmarkungen zurückgegriffen hat. Da der alte Ortsmittelpunkt mit Herrnsitz und Kirche im äußersten Nordteil der Siedlung lag, könnte die dort anschließende Zelg A die Urmarkung Aldingen darstellen. Bis jetzt konnte, entsprechend dem obigen Beispiel „Gröningen“, einmal (1563) für diesen Markungsteil die Bezeichnung „Zelg gen Aldingen“ festgestellt werden<sup>97</sup>; Bestätigungen sind aber noch erforderlich. – Andererseits wäre nun auch zu vermuten, daß die Dreifelderwirtschaft nicht erst im Laufe des 8. Jahrhunderts, zur Zeit ihrer ersten Erwähnung also, eingeführt wurde, sondern im gegebenen Raum zumindest schon im 7. oder möglicherweise noch früher. Der räumliche Zusammenhang der Reihengräberfriedhöfe mit den späteren kirchlichen Bestattungsplätzen läßt den Gedanken aufkommen, daß die einschneidende Agrarreform, Zusammensiedlung und neue Markungsorganisation Hand in Hand ging mit der tiefgreifenden geistigen Neuorientierung, die zur Annahme des Christentums durch die Alemannen geführt hat. Auf das Ganze gesehen wird man als eine der Haupttriebfedern einen machtvollen politischen Einfluß der fränkischen Oberschicht unserer Gegend voraussetzen müssen. Die Martinskirche von Kornwestheim ist dafür ein beredtes Zeugnis, deren Gründung auf das Ende des 7. Jahrhunderts oder den Anfang des 8. zurückgehen kann, die aber sicher um die Mitte dieses Säkulums besteht<sup>98</sup>.

Im Rahmen einer Gesamtbetrachtung der Dreifelderwirtschaft werden sich eine Reihe von Feststellungen noch vertiefen lassen, vor allem auch Fragen der Datierung. Neben diesen kam es hier in erster Linie darauf an, zu zeigen, daß eine Zusammenschau von Namen, Reihengräbern und Ackerlandgrenzen die Zelgen als Urmarkungen und zugleich als die wichtigsten Bausteine unserer älteren Markungen erweist.

<sup>96</sup> „Westheim“ bis in das 15. Jahrhundert; „Kornwestheim“ erstmals 1472, Württ. Reg. Nr. 2148, HStA.

<sup>97</sup> „Inn der Zelg Geen Aldingen, ob den weingarten genannt“, Rep. H 101 Nr. 1891, Lagerbuch von 1563, S. 15, HStA.

<sup>98</sup> wie Anm. 54, S. 19 f.

# Magister Ludwig Friedrich Heyd

Pfarrer, Geschichtsforscher und Historiograph, 1792–1842

Von Erhard L e n k

Mit vier Abbildungen

Denn nur durch wiederholtes und tieferes Forschen in Pergamenten und Papieren kann der Stoff der Geschichte bereichert werden, und ihre Darstellung selbst wird gewinnen, je mehr das Einzelne und Kleine zu Gebot steht.

L. F. H e y d in der „Vorrede“ zu seiner  
„Geschichte der vormaligen  
Oberamtsstadt Markgröningen“, 1829.

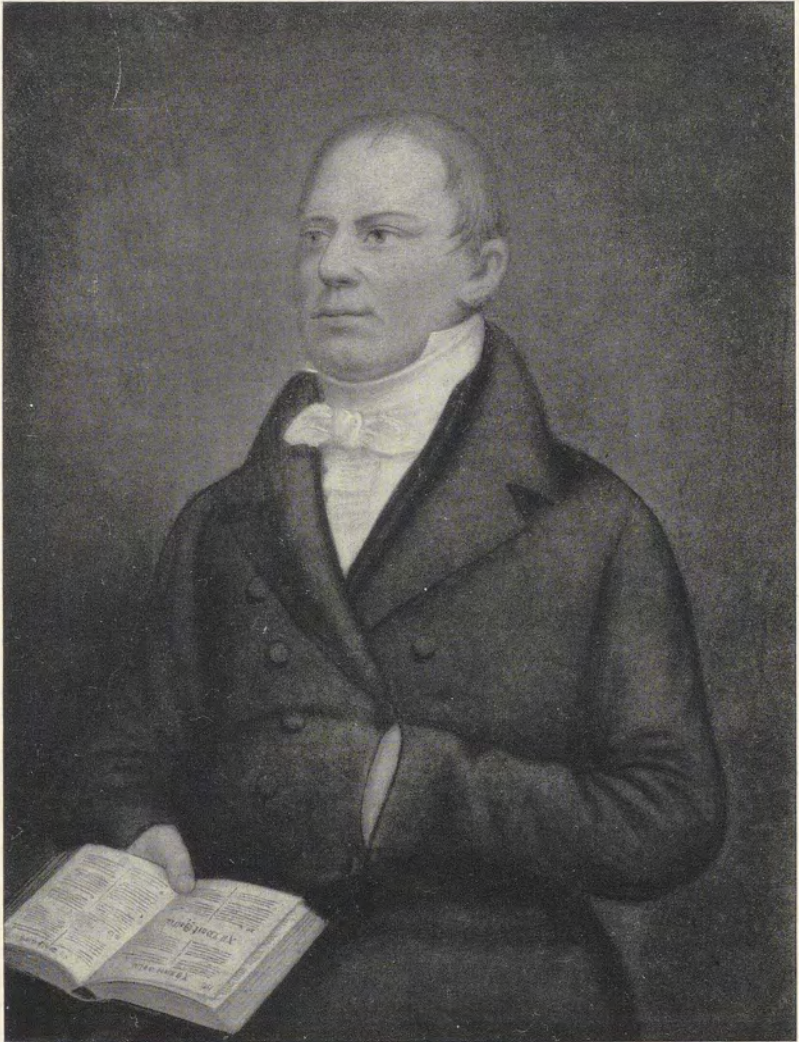
Als Sohn des wohlhabenden fürstlichen Rats und Holzfaktors Karl Ferdinand Heyd (1755 – 1835), Angehörigen eines altwürttembergischen Beamtengeschlechts, wurde Ludwig Friedrich Heyd am 19. Februar 1792 in B i s s i n g e n a. d. E n z im seinerzeitigen Amtsgebäude der Verwaltung des staatlichen Holzgartens, dem späteren Gasthof zum „Adler“, geboren (Abb. 2).

Am 20. Mai 1795, kurz nach seinem dritten Geburtstag, verlor er seine Mutter Henriette Charlotte Luise, Tochter des Sindelfinger Stadtpfarrers Benjamin Hummel. An ihre Stelle trat ein Jahr darnach (am 10. April 1796) Christophine Regina Zech von Liebenstein als treusorgende zweite Gattin und Mutter.

Seinen ersten Unterricht erhielt der Knabe Ludwig Friedrich in der Schule seines Heimatdorfes und zusätzlich durch den Ortspfarrer Kraus und seine Eltern. Anschließend besuchte er von seinem neunten Lebensjahr an gemeinsam mit seinem älteren Bruder, der später Jurist wurde, das E b e r h a r d - L u d w i g s - G y m n a s i u m in Stuttgart. Dort lebte er, wie ein eigener Sohn gehalten, in der zuchtvollen Ordnung und gesegneten Geborgenheit des geistig regen, kinderlosen Hauses seines Oheims Gottfried Heinrich Dapp, des damaligen Unterhelfers an der Stiftskirche, späteren Generalsuperintendenten und Prälaten von Hall.

Mit besonderer Dankbarkeit erinnerte sich Heyd zeitlebens seines Stuttgarter Lehrers Prof. Christoph Friedrich Roth (1751 – 1813), des „würdigsten von allen“. Er allein verstand es nach Heyds eigenen Worten, „der langsamen Entwicklung meiner Geistesfähigkeiten einen Sporn zu geben, das schwache Gedächtnis zu schärfen, den Verstand mit Kenntnissen zu bereichern und das Herz mit warmen Gefühlen für alles Edle zu durchdringen.“





*M. L. S. G. G.*

Ihm und seinem Onkel Dapp widmete er als Zwanzigjähriger dann auch seine wissenschaftliche Erstlingsarbeit: seine lateinisch geschriebene Dissertation.

Mit vierzehn Jahren trat er im Herbst 1806 in die Klosterschule zu Denkendorf, zwei Jahre später in die zu Maulbronn ein und bezog als achtzehnjähriger philos. stud. im Oktober 1810 das Tübinger „Stift“. Dort erkrankte er, der von Kindheit an Kränkliche, im Frühjahr 1811 so schwer, daß er, von seinem Kompromotionalen Christ. Ludw. Kehl aus Gruppenbach, seinem späteren Nachfolger im Helferamt in Markgröningen (1824 – 1833), „aus herzlicher Liebe“ heimgeleitet, für zwölf Wochen ins Elternhaus zurückkehren mußte.

Seiner Tübinger Studienzeit (1810 – 1815) hat der von Natur aus fröhliche und gesellige Studiosus Heyd – im Gegensatz zu unserem Markgröninger „Dichter-Pfarrer“ Rudolf Friedrich Magenau (1767 – 1846), der mehr als zwei Jahrzehnte vor ihm in einer wesentlich strengeren Atmosphäre „Stiftler“ war (1786 – 1791) und wie seine beiden Herzensfreunde Ludwig Neuffer aus Stuttgart und Friedrich Hölderlin aus Lauffen unter der „starren Disziplin des Stifts“ litt (vgl. „Ludwigsburger Geschichtsblätter“, Heft XVII, 1965) – stets gern und mit uneingeschränkter Freude gedacht. Er hatte dort, wie er selbst erzählt, Freunde gefunden, „welche mit heiterer Laune einen regen Eifer für alles Schöne und Wahre verband, welche für die damals sturmbewegte Welt von den besten Wünschen und für den engen Kreis des Seminars von gemeinnütziger Tätigkeit beseelt waren und dabei sich gegenseitig die herzlichste Zuneigung gesichert hatten.“

Es sind bekannte Namen, die er in seinen Aufzeichnungen über seine Tübinger Studiengenossen und Lehrer dankbar nennt: so den Philologen August Eberhard Carl Cleß, nachmaligen Professor am Oberen Gymnasium in Stuttgart, der dann auch bei seiner Investitur in Markgröningen (1820) zugegen war und am 8. März 1842 an seinem Grabe Worte des Dankes und der Liebe sprach; den späteren bedeutenden Historiker und Theologen Ferdinand Christian Baur, der als Erforscher des Urchristentums der Wissenschaft reiche Impulse gegeben hat; seinen Lehrer Prof. Karl Philipp Conz, den kundigen Interpreten des griechischen Altertums und vielgenannten Freund und Förderer des jugendlichen Dichterdreiblehns Magenau, Neuffer und Hölderlin, und schließlich die Professoren J. F. Flatt und E. G. Bengel.

Nachdem er am 24. September 1812 mit einer (auf seinen Wunsch, abweichend von der damaligen Regel, später gedruckten) Arbeit über das Leben des griechischen Geschichtsschreibers Polybius (um 201 bis um 120 v. Chr.) zum Magister der Philosophie promoviert hatte, legte er, nach dem seinerzeit üblichen fünfjährigen Studium, im Jahre 1815 die erste theologische Dienstprüfung ab, deren schönes Ergebnis ihm die Möglichkeit der Übernahme einer Repetentenstelle im Stift eröffnete.

Seine erste praktische Tätigkeit, die nur kurze Zeit währte, nahm er als Pfarramtshilfe in Althengstett bei Calw auf, wo er „bei einem sehr gewissenhaften Pfarrer in wissenschaftlicher Ruhe lebte“, in der er aber nicht Genüge fand: Mit einem Reisestipendium und mit väterlichen Mitteln finanziell bestens ausgestattet, begab er sich im Mai 1816 auf eine einjährige Bildungsreise durch Deutschland und Italien, über die er, wie auch

über seine späteren Studienfahrten, in dicht beschriebenen, höchst aufschlußreichen Tagebuchblättern von überdurchschnittlichem Niveau ausführlich, anschaulich und sorgfältig Rechenschaft ablegte.

Die Deutschland-Italien-Reise führte ihn über Giengen, Hermaringen, den späteren Amtsort Rudolf Magenaus (ab Ende 1819), Lauingen, Dillingen, Wertingen und Augsburg zunächst nach München, wo er mit Schelling, Jacobi und Niethammer bekannt wurde. Von dort ging sein Weg weiter über Neuburg, Eichstätt, Weißenburg und Nürnberg, woselbst er Hegel, „einem steifen Mann“ von „schulmeisterlicher“ Art, begegnete. Forchheim, Bamberg, Coburg, Hildburghausen, Gotha und Erfurt, Weimar, Jena und Schulpforta (mit der berühmtesten der drei altsächsischen Fürstenschulen, die ihn zu Vergleichen mit den württembergischen Seminaren anregte), Naumburg, Weißenfels, Leipzig, Oschatz, Meißen und Dresden, Elsterwerda, Zossen und Berlin waren die weiteren Stationen seiner Studienfahrt.

Von Berlin aus, wo er nahezu zwei Monate verweilte, sich mit wachen Sinnen und aufgeschlossenem Herzen kritisch umsah und eine stattliche Reihe von Berühmtheiten seiner Zeit, darunter den Theologen Schleiermacher, kennenlernte, fuhr der erlebnis- und bildungshungrige junge Magister über Potsdam, Magdeburg und den Harz nach der Universitätsstadt Göttingen, in der er bei verschiedenen Dozenten Vorlesungen hörte, von dort weiter nach Kassel, Eisenach, Meiningen, Hildburghausen, Coburg, Culmbach, Bayreuth, Amberg und Regensburg und von hier aus zu Schiff hinab bis Wien, das ihn auch wieder mit einer Fülle von Anregungen und neuen Einsichten beschenkte. Hier traf er zweimal auf Landsleute, Auswanderer nach Rußland:

„Als ich wieder zum Schiff hinkam“, schreibt er, damit an ein trübes Kapitel unserer schwäbischen Landesgeschichte unter dem gewalttätigen, im Volke weithin verhaßten ersten König Friedrich (gest. 1816) rührend, „sah ich, daß eine Menge württembergisch gekleideter Kinder und auch einige größere Personen aus dem Ulmer Ordinari [Schiff] ausgestiegen waren. Aus Bonlanden waren viele, noch mehr aus dem Remstal, Schorndorf, Hebsack. Sie gehen nach Kaukasien, sagten sie. Der Grund sei unser König, sagte ein Weib laut vor der Menge Volks. Noch dreitausend kommen nach, sagten sie. Das verderbt unserem König wieder recht das Spiel im Ausland. Denn schon früher hörte ich in Dresden und anderswo von Sachsen und Preußen, daß das der deutlichste Beweis der harten Regierung unseres Königs sei, daß so viele aus dem gesegneten Lande auswandern. Eine andere Äußerung hörte ich aber auch schon oft: daß das württembergische Land sehr bevölkert sein müsse, sei sehr natürlich, wenn alle so viele Kinder haben als die, welche auswandern. Denn kommen solche Auswanderer, so seien immer auch ungefähr acht Kinder zu einer Familie zu rechnen. – Als ich zum Schiff hinunterging, war wieder ein Schiff voll Württemberger aus dem Remstal und der Filder angekommen, welches nach . . . der Gegend von Kasan [an der Kasanka, unweit der Wolga] zu wandern im Begriffe war. Auch da wieder ein ganzer Haufen Kinder; diese bettelten. Ich sagte ihnen, sie sollten sich schämen, als Württemberger zu betteln. – „Ja sie ziehen nach Rußland.“

Der zweite Teil der weitgespannten Reise galt *I t a l i e n*. Von der alten Kaiserstadt aus gelangte er über Graz und Marburg nach Triest, von dort aus nach Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Bologna und Florenz und über Siena und Viterbo schließlich nach der Ewigen Stadt, die ihn vom 14. Dezember 1816 bis zum 25. Februar 1817 festhielt. Nach einem Abstecher nach Neapel, Pompeji, Bajä und auf den Vesuv, nach Caserta, Pästum und Salerno

kehrte er am 27. März nach Rom zurück, verlebte hier die Karwoche und setzte dann am Ostermontag, dem 7. April, seine Fahrt über Terni, Spoleto, Foligno, Perugia, den Trasimener See und Arezzo nach Florenz und von da über Bologna, Reggio, Piacenza, Parma bis Mailand fort. Am 23. April ging es nach Como und von da über den Splügen nach Thusis, Chur, Vaduz, Feldkirch, Bregenz, Lindau, Tettngang und Ravensburg. Am 1. Mai 1817 traf er in Stuttgart und am 3. Mai wieder in seinem Vaterhaus in Bissingen ein.

Es ist hier nicht der Ort, des näheren auf den reichen sachlichen Gehalt der buntbelebten Heydschen Tagebuchaufzeichnungen und auf die Rückschlüsse,

Geboren d. 19. Febr. 1792. wohnte in der Stadt in Kauen  
Ludwig Friedrich. Mein Vater ist Carl Friedrich Heyd,  
Hof- u. Holzfactor in der bayerischen Hofkammer. Mein  
Mutter, Gräfin Elzetta, eine geborne Gräfin von Riedel.  
früher wohnt in Kauen 3 Jahr alt, den 20. Mai 1792.

Abb. 2. Aus dem „Lebenslauf“ Ludwig Friedrich Heyds

die sie uns auf die Person des Schreibers gestatten, einzugehen. Hermann Fischer, langjähriger Mitarbeiter des Sohnes Heyds in der Württembergischen Landesbibliothek, hat es in den „Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte“, Neue Folge, 1919, in einer ganz ausgezeichneten Studie über „Die beiden Heyd“, den Vater Ludwig Friedrich und den Sohn Christoph Wilhelm, in wohlgegründeten feinsinnigen Ausführungen getan. Auch Hermann Haering, der vormalige Stuttgarter Staatsarchivdirektor, hat sich in seiner Würdigung des älteren Heyd in dem von ihm und Otto Hohenstatt herausgegebenen 2. Band der „Schwäbischen Lebensbilder“ (Stuttgart 1941) mit einigen treffend interpretierenden Bemerkungen dazu geäußert. Welcher Kenner der Reisetagebücher unseres Heyd wollte dem zusammenfassenden Urteil Haerings nicht aus voller Überzeugung zustimmen, das da lautet:

„... in den Reisetagebüchern Heyds aus späteren Jahren wurde unermüdlich und mit Lust alles erlebt, erforscht und aufgezeichnet, sowohl das am Weg Liegende wie das, was erst gründlicher Vorbereitung und Anstrengung sich erschließt. Es mögen in diesen Jahren manche ähnlich hochstehende Tagebücher von jungen reisenden Theologen geschrieben worden sein; in gewisser Hinsicht verraten die Heyds doch im besonderen den geborenen Historiker, dem die Fülle der Welt und die Frage danach, wie sie so und nicht anders geworden ist, Lebenselement bedeuten. Er urteilt meist klug und ruhig-bedächtig, oft mit Humor, gelegentlich natürlich auch mit etwas vorschnell abfertigendem jugendlichem Eifer. Bemerkenswert ist die gar nicht asketisch gesunde Freude an dem, was Küche und Keller in der Fremde bieten, und die Aufmerksamkeit des Forschers auf die damit zusammenhängenden Sitten und Bräuche.“

\*

Nach der Rückkehr in die Heimat leistete der nunmehr Fünfundzwanzigjährige zunächst sieben Monate lang einen „äußerst beschwerlichen“ Dienst

als „Helferat-Amtsverweser“ in Wildberg und ging dann Ende 1817 als Repetent ans Tübinger Stift, wo er bald auch noch die Stelle des Unterbibliothekars übernahm und sich, von der noch immer lebendigen Liebe zu seiner einstigen Bildungsstätte beseelt und von dem Wohlwollen seiner vorgesetzten Behörde getragen, in der altvertrauten Umgebung (bis zum Jahre 1820) wiederum recht wohlfühlte.

Im Juli 1819 unterzog er sich, vom Königl. Studienrat in Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen eigens dazu berufen, in Stuttgart mit lobenswertem Erfolg einer Prüfung in Philologie und erwarb sich damit die Anwartschaft auf ein Professorat an einem oberen Gymnasium oder einem der niederen Seminare. In dem Prüfungszeugnis heißt es:

„ . . . hat uns in jeder Hinsicht befriedigt. In seinen schriftlichen Ausarbeitungen des Vormittags sowie in seiner poetischen Übersetzungsprobe sind kaum einige leichte Flecken bemerklich, welche die Eile entschuldigt und die unverkennbaren Spuren, daß er in den Geist der alten Sprachen eingedrungen ist, vergessen machen. Seine Vorlesung über die Unzuverlässigkeit der römischen Geschichte . . . verrät seine Bekanntschaft mit den neuesten klassischen Schriften über die alte Geschichte und seinen eigenen Forschungsgeist. Auch in der Unterredung über die Konföderationen in Griechenland zeigte er die Behutsamkeit der Kritik mit Kenntnis der Tatsachen, Lebendigkeit und nicht gemeine Sprachkenntnis in der Probelektion über eine Stelle in der Iliade, Scharfsinn in Beurteilung der Systeme der griechischen Philosophen . . . “

Wie dieses Zeugnis, so lauten auch die sonstigen uns zugänglichen Urteile über Heyd, der unter seinen Mitschülern und anderen jugendlichen Mitgenossen stets einen der ersten Plätze einnahm, recht positiv, so z. B. schon die Noten in dem im Evang. theologischen Seminar zu Schöntal/Jagst als ein wertvolles Dokument gehüteten „Liber testimoniorum“ der Jahre 1780–1810 wie auch die Benotungen in den im Evang. theologischen Seminar zu Maulbronn verwahrten Testimonienbüchern jener Zeit (vergl. Anmerkung 1). In dem 1714 in Denkendorf angelegten, 1810 im Rahmen des allgemeinen Umzugs nach Schöntal verlagerten und dort bis zum Jahre 1952 fortgeführten Carentenbuch und in dem Bebenhausischen Carentenbuch (dasselbst begonnen 1734, fortgesetzt in Maulbronn 1807–1847), in dem die Bestrafungen, vornehmlich im Entzug des Tischweins bestehend, verzeichnet sind, ist Heyds Name nicht zu finden. An seiner Haltung war – im Gegensatz zum schulischen Verhalten des einstigen Denkendorfer Alumnus (1782–1784) Rudolf Magenau (vergl. Anmerkung 2) – offensichtlich nichts auszusetzen.

Und das 1822 über den jungen Markgröninger Helfer erstattete Visitationsgutachten lautet:

„Hat recht gute Gaben und vorzügliche Kenntnisse, die er noch immer durch fortgesetztes Studieren vermehrt; hat sich auch schon als Schriftsteller in einigen kleinen Aufsätzen geübt; ist in seiner Amtsführung überhaupt und so auch in Haltung der Gottesdienste in der Stadt und im Zuchthaus und in Führung der öffentlichen Bücher, die er zu besorgen hat, tätig und pünktlich. Die Kinderlehre, die er bei der Visitation hielt, war gründlich, den Fassungskräften der Jugend angemessen und erbaulich, verliert die Gebote mit Würde, lebt unanstößig und verträglich mit allen seinen Umgebungen.“

Zur Vervollständigung des Vorstehenden und zur Rundung des Bildes sei in diesem Zusammenhang noch angeführt, was der Ludwigsburger Dekan

Binder in seinen Marginalien zu dem Heydschen Pfarrbericht vom Jahre 1840 vermerkte:

„Talente und Kenntnisse sind vorzüglich. Studien setzt er sehr eifrig fort. Im Amte, Haltung der Gottesdienste und Führung der Bücher ist er gewissenhaft, pünktlich und treu. Mit allen Behörden ist er verträglich. Matrikelzeugnis: 1. Predigt, Gehalt und Form, gut; 2. Katechisation: gut; 3. Schulaufsicht: recht gut; 4. Amtstreue und 5. praktisches Geschick: recht gut; 6. Sittliches Benehmen: recht gut.“

Eine ehrenvolle Aufforderung des Ministeriums, Vorlesungen über Geschichte an der Universität Tübingen zu halten, lehnte er nach einigem Zögern „aus mancherlei“ (nicht ganz durchsichtigen) „Gründen“ ab und verzichtete damit auf die wohlbegründete Aussicht, Inhaber eines ordentlichen Lehrstuhls für Historie zu werden.

Bald darnach, im März 1820, siedelte er als Vikar nach Stuttgart über, wo er – neben seinen kirchlichen Amtspflichten – am Oberen Gymnasium Unterricht zu erteilen hatte, und zog noch im gleichen Jahr als Nachfolger des Diakonus Johann Christoph Friedrich Reuchlin (1807–1820) als zweiter Stadtpfarrer in Markgröningen auf, wo sein Onkel Friedrich August Heyd, unmittelbarer Amtsvorgänger von Magister Glanz, von 1798–1812 als Spezialis gewirkt hatte (vergl. Anmerkung 3). Hier vermählte er sich am 26. November 1820 mit Wilhelmine Charlotte Luise Glanz, der Tochter des seinerzeitigen ersten Stadtpfarrers Mag. Philipp Johann Christoph Glanz (1762–1823), die ihm sieben Kinder gebar. Drei davon, zwei Knaben und ein Mädchen, sind früh gestorben: Adolph Friedrich (16. 10. 1824–20. 4. 1825), Wilhelmine Mathilde (17. 3. 1826–2. 9. 1826) und ein namenloses Knäblein (14. 11. 1829–1. 12. 1829). Drei Töchter verheirateten sich mit württembergischen Pfarrern: die älteste Julie Friederike (geb. 25. 9. 1821) mit dem Bietigheimer Diakonus Reiff, die beiden anderen, Pauline Christiane (geb. 8. 6. 1831) und Emilie Wilhelmine (geb. 20. 10. 1833), mit Söhnen seines Freundes C. L. Kehl. Der einzig überlebende Sohn Christoph Wilhelm (1823–1906), als Geschichtswissenschaftler würdiger Nachfolger seines Vaters, leitete von 1873 bis 1894 als vorbildlicher und vielgerühmter Vorstand die Stuttgarter Landesbibliothek, deren Neubau während seiner Amtszeit errichtet wurde.

Nach dem Tod von Glanz (im Nov. 1823) wurde dem damals zweiunddreißigjährigen Diakonus Ludwig Friedrich Heyd am 11. Januar 1824 das Amt des ersten Pfarrers in der alten Schäferlaufstadt übertragen. Er hat es bis zu seinem Lebensende treu und furchtlos, besonnen und voller Befriedigung versehen. Daß er sich – ein vergeblicher Versuch – 1830 um eine Stelle in Stuttgart bewarb, geschah vermutlich in der Hoffnung auf eine Förderung seiner gelehrten Studien in den dortigen Archiven und Bibliotheken.

Wie sehr seine Mitbürger die Berufung Heyds zum ersten Stadtpfarrer wünschten und begrüßten, geht überzeugend aus einer Bittschrift der Stadtväter an die Besetzungsbehörde und aus den Einträgen in der handschriftlichen Markgröninger Stadtchronik aus der Zeit von 1804 bis 1841 hervor: Nach herzlichen Worten des Gedenkens und der Ehrung für den kurz zuvor heimgegangenen Stadtpfarrer Mag. Glanz, den Schwiegervater Heyds, steht als letzter Vermerk aus dem Jahre 1823 dort zu lesen:

„Vielleicht wird uns das vom Königl. Ministerium des Kultus erbetene Glück zuteil, seinen mit gleichen Eigenschaften ausgerüsteten Tochtermann Diaconus M. Heyd bald in unserer Mitte als seinen Nachfolger verehren zu dürfen.“

Und die Niederschriften über das Jahr 1824 beginnen mit den Worten:

„Das, was wir zu Ende des Jahres 1823 uns wünschten ging zu Anfang des Jahres 1824 in Erfüllung, nämlich, daß uns das Glück zuteil wurde, unseren bisherigen Herrn Helfer M. Heyd zum Stadtpfarrer zu erhalten.“

Wie eingangs vermerkt, ging das Helferamt von L. F. Heyd auf seinen einstigen Tübinger Studienfreund, den trefflichen, in der alten Schäferstadt ebenfalls hochgeschätzten Mag. Christ. Ludwig Kehl über, der es von 1824 an bis zu seiner Übersiedlung als Pfarrer nach Derdingen im Oberamt Maulbronn im Jahre 1833 innehatte.

Über die Zusammenarbeit der beiden brüderlich eng verbundenen Geistlichen im Dienste von Stadt- und Kirchengemeinde weiß die vorgenannte Markgröninger Chronik zu Beginn des Jahres 1824 zu sagen:

„Das durch die Beförderung des Herrn Helfer Heyd zum Stadtpfarrer dahier erledigte Helferamt wurde durch Herrn Helfer M. Kehl von Owen, Oberamt Kirchheim an der Teck, wieder besetzt . . . Die Stadt darf sich bei diesen Männern, welche gegenwärtig die beiden geistlichen Ämter hier bekleiden, glücklich schätzen. Der allgemeine Eifer, mit welchem sie für die Verbesserung der Schulen und andern auf Kosten der Stiftungen eingerichteten Institutionen sorgen und mitwirken, läßt uns zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.“

Diese Hoffnungen haben sich vollauf erfüllt, und es erscheint uns als durchaus zutreffend, wenn der „Schwäbische Merkur“ vom 3. Mai 1842 in einem warmherzigen Nekrolog über Heyds Wirken in Markgröningen urteilt:

„Sein Wert und sein Verdienst als Kirchenlehrer und Kirchenbeamter daselbst, in ebenso gewissenhafter und furchtloser, als verständiger und wohlwollender Pflege der geistlichen und leiblichen Interessen sichtbar, wird durch das einstimmige Zeugnis seiner Oberen und seiner Amtsbrüder und nicht minder durch das unverdächtige Totengericht, welches seine Gemeinde in ihrer Trauer und ihrem öffentlichen Nachrufe über ihn gehalten hat, verbürgt.“

In dem Bestreben, alles für ein blutvolles und möglichst detailliertes Lebensbild wesentlich Erscheinende aus den bis jetzt erreichbaren Äußerungen von und über L. F. Heyd in unserer Studie zu fixieren und das Bemerkens- und Erhaltenswerte daraus – im Sinne Heyds auch das „Einzelne und Kleine“, das uns „zu Gebot steht“ – zusammenfassend in den „Ludwigsburger Geschichtsblätter“ als den Annalen unseres Landkreises niederzulegen, geben wir im Anhang die *viel beachtete und viel gepriesene Rede* wieder, die er am 13. Juni 1838 anlässlich eines „Liederfestes“ der Sängervereinigung „Liederkranz Markgröningen“ als ein tief persönliches Bekenntnis im Geiste seiner Zeit gehalten hat (vergl. Anmerkung 4).

Auf diese Ansprache sind wir beim Studium der handschriftlichen Chronik aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Stadt Markgröningen gestoßen, die der Stadtschreiber Johann Karl Ludwig Heinrich Frey, Sohn des Markgröninger Oberamtmanns Phil. Gottfr. Frey und Schwager des „Dichter-Pfarrers“ Magenau (vergl. LGB, Heft XVII, 1965), mit Beginn seiner Amtsführung (1804) niederzuschreiben angefangen hatte und die alljährlich am Abend vor dem Neujahrstag dem Stadtrat verlesen wurde. Darin heißt es im Hinblick auf das „Liederfest“:

„Die Stadtkirche war zu diesem Zweck festlich ausgeschmückt, und man hat es an nichts fehlen lassen, diesem Feste allen möglichen Glanz zu geben . . . Die Reden, welche von Herrn Pfarrkonferenzdirektor Bühner vom Dorfe Asperg und von Herrn Stadtpfarrer Ludwig Heyd dahier in der Stadtkirche gehalten, sowie die Lieder und Choräle, welche abwechselungsweise mit Unterbrechung von dem Singchor gesungen wurden, sind hier wörtlich aufgezeichnet und für unsere Nachkommen aufbewahrt. Allgemeinen Beifall haben die beiden Reden der Geistlichen vor der großen Versammlung eingeerntet.“

Beide Festansprachen, lesenswerte Kulturdokumente aus jener fernen Zeit, sind – unter Hinweis darauf, daß „Hoffmann von Fallersleben im Sommer 1841 auf Helgoland das von Männern wie Heyd noch schmerzlich vermißte Deutschlandlied gedichtet“ hat – auszugsweise in das „Festbuch zu dem am 24. und 25. Juni 1933 stattfindenden 100jährigen Jubiläum des Liederkranzes Markgröningen“ aufgenommen und dadurch für eine engere Öffentlichkeit der Vergessenheit entrissen worden.

\*

Im Nebenamt betreute der rastlos tätige Mann als Seelsorger die Insassen des Arbeitshauses Markgröningen, das zu seiner Zeit im Südflügel und Mittelbau des heutigen Gebäudes der dortigen Helene-Lange-Schule (Aufbau-gymnasium mit Heim) untergebracht war, erfüllte zusätzlich die zeit- und kraftraubenden Pflichten eines Schulinspektors mit Eifer und Hingabe und anerkanntem Erfolg und publizierte obendrein eine Reihe von wissenschaftlichen Untersuchungen, die ihm vielerlei Anerkennungen eintrugen, u. a. im Jahre 1836 – also schon vor dem Erscheinen seines landesgeschichtlichen Monumentalwerks über Herzog Ulrich – die ehrende Ernennung zum Mitglied des Vereins für Vaterlandskunde, wie sie sein älterer aus Markgröningen gebürtiger Zeitgenosse Rudolf Magenu (1767–1846) bereits im Jahre 1822 erfahren hatte.

Eine A u s z e i c h n u n g für ihren verdienten Orts- und Heimatgeschichtler Ludwig Heyd hatte übrigens die Stadt Markgröningen schon ein paar Jahre zuvor geplant. Darüber vermeldet die alte Stadtchronik im Jahr 1831:

„Der Stadt- und Stiftungsrat hat . . . unterm 4. Januar 1830 beschlossen, dem Herrn Stadtpfarrer Heyd als ein kleines Merkmal des herzlichsten Dankes für die Überreichung seines Werkes ‚Die Geschichte der Stadt Markgröningen‘ betitelt einen silbernen und vergoldeten Pokal mit der einfachen Aufschrift ‚Herrn Stadtpfarrer Heyd. Das dankbare Gröningen.‘ auf gemeinschaftliche Kosten der hiesigen Stadt- und Stiftungspflege, jedoch unter Vorbehalt höherer Genehmigung, angeschafft . . . [der] ihm seinerzeit überreicht werden soll. Die Königl. Kreisregierung zu Ludwigsburg hat aber diesen Beschluß nicht genehmigt. Man wandte sich hierauf an das Königl. Ministerium des Innern, aber auch von daher kam eine verneinende Resolution, und somit mußte man nun diesen Plan aufgeben.“

Um nun demselben in etwas seinen aufrichtigen Dank zu bezeugen, beschloß der Stadtrat im Einverständnis mit dem Bürgerausschuß unterm 16. Februar 1830, ‚daß man dem Herrn Stadtpfarrer Heyd für sich und seine Nachkommen d a s h i e s i g e B ü r g e r r e c h t unentgeltlich erteilt haben wolle‘.

Dieser Beschluß wurde demselben durch eine ständige Deputation am Vorabend des Neujahrs 1832 überreicht und demselben noch ein Gedicht beigefügt, dessen Inhalt folgender ist:

Dein Forschergeist schrieb unsrer Stadt Geschichte,  
belehrend für des Denkers offenen Blick,  
führt sie vorbei am inneren Gesichte



der Väter Taten und des Volks Geschick.  
Wie sich die Zeitgenossen ihrer freun,  
wird Enkeln sie ein Kleinod sein.

Die Gegengabe, welche wir Dir weihen,  
die Bürgerkrone mit dem Bürgerrecht,  
empfangе sie als des Verdienstes Zeichen  
für Dich und für Dein blühendes Geschlecht,  
damit das Band, das heute uns umschlingt,  
noch Deinen Enkeln Glück und Segen bringt.“

Auf die Frage nach dem Grund der ablehnenden Haltung der beiden behördlichen Stellen kann es wohl nur die eine Antwort geben: sie haben Heyd seine innige Anteilnahme an dem herben Geschick der Schäferlaufstadt, die seit dem Mittelalter bis zur Gründung der Stadt Ludwigsburg (3. Sept. 1718) ein Brennpunkt des Geschehens in der Geschichte unseres Bezirks gewesen war, und sein freimütiges Eintreten für die einstige Oberamtsstadt (bis 1807) verübelt. In seiner „Geschichte der vormaligen Oberamtsstadt Markgröningen“ vom Jahre 1829 hatte er u. a. zu Beginn des tapferen, anklagenden Kapitels „Entstehung Ludwigsburgs und dadurch veranlaßte Beeinträchtigung Gröningsens“ geschrieben:

„Mehr als durch Kriege, deren Wunden mit der Zeit heilen, wurde der Stadt und dem Amte Grönningen ein bleibender Schaden durch die Gründung einer Stadt zugefügt, die, nachdem sie aus dem Schoße des Oberamtsbezirks hervorgegangen, der Mutter ein Erbstück um das andere abdrang und endlich sogar, als die Alte keine eigene Haushaltung mehr auszutragen schien, sie ganz zu ihrem Herde herbeizog. Auf welchen Wegen und unter welchem Ringen und Seufzen der Mutter es geschehen ist, kann der Verfasser ihrer Lebensgeschichte unmöglich verschweigen.“

Gegen Ende des gleichen Kapitels hatte er weiterhin unumwunden ausgesprochen:

„Unbillig wäre es zu verlangen, sie [die Stadt Markgröningen] solle sich darüber wegsetzen, daß endlich das Oberamt Grönningen infolge der Wunden, welche ihm Eberhard Ludwig geschlagen hat, aus der Reihe der Lebenden gänzlich verschwand.“

Und im selben Werk hatte er, getrieben von seiner tiefwurzelnden Liebe zur Stadt seines Wirkens, an späterer Stelle schließlich zu schreiben gewagt:

„Ob aber der Gedanke, daß Grönningen wieder eine Oberamtsstadt werde, immer ein bloßer Traum bleiben soll, das wird die Zukunft lehren.“

Welche Beachtung das werdende und dann auch das vollendete Bändchen über die Geschichte Markgröningsens bei seinen traditionsbewußten Mitbürgern gefunden hat, bezeugen wiederum zwei Einträge in der handschriftlichen Stadtchronik von 1804–1841. Im Jahre 1825 wurde darin notiert:

„Wir sehen im künftigen Jahr einer geschichtlichen Beschreibung der Stadt Markgrönningen von dem Herrn Stadtpfarrer Mag. Heyd entgegen, welchem Werke wir um so mehr unsere volle Aufmerksamkeit schenken dürfen, als es von einem Mann bearbeitet wird, dessen literarischer Ruf in der gelehrten Welt anerkannt ist.“

Und in den Aufzeichnungen aus dem Jahre 1830 steht dort geschrieben:

„Am Ende des Jahres 1829 hat der hiesige Stadtpfarrer Mag. Heyd, ein fleißiger Forscher der Geschichte, dem Stadtrat ein Werk übergeben, das die Geschichte der Stadt Markgrönningen in ihren interessantesten Beziehungen enthält. Er hat sich damit ein ewig bleibendes und höchst ehrendes Denkmal bei der hiesigen Stadt selbst errichtet und diese zu immerwährendem Dank verpflichtet. Wenn wir dieses Werk

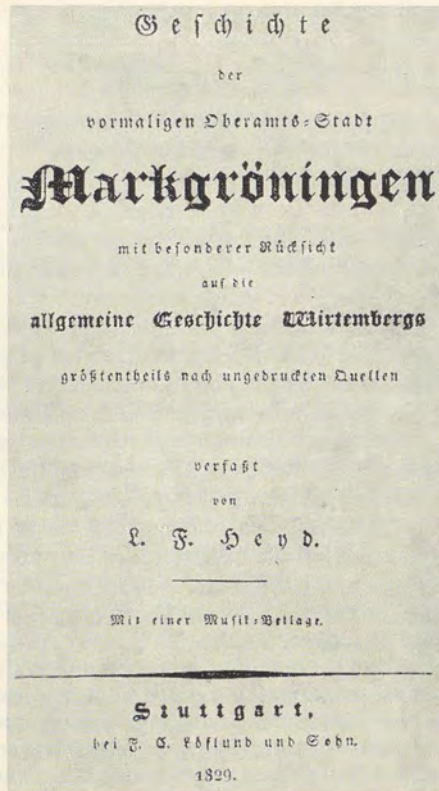


Abb. 3. Titelblatt der Geschichte Markgrönings

durchlesen, so erblicken wir daraus die gefallene Größe der hiesigen Stadt, und uns bleibt daher kein anderer Trost als das Andenken an dieselbe übrig.“

Für die Überreichung des Bürgerrechts-Diploms dankte Heyd den Stadtvätern in seinem Schreiben vom 2. Januar 1832, dessen vollständigen Wortlaut uns die von uns schon wiederholt zitierte Chronik der Stadt Markgrönings ebenfalls überliefert hat, mit folgenden Worten:

Wohlloblicher Stadtrat und Bürgerausschuß!

Seit mich die Gnade des Königs mit der hiesigen Gemeinde in amtliche Verbindung gesetzt hat, habe ich von derselben zu verschiedenen Zeiten so entschiedene Beweise der Liebe, der Achtung und des Zutrauens erhalten, daß ich in ihnen Aufmunterung genug fand, meine natürliche Neigung zu geschichtlichen Beschäftigungen auf die Schicksale einer Stadt hinzulenken, die mir von Jahr zu Jahr teurer zu werden anfang. Und nachdem es sich hier, wie oft sonst im Leben, bewährt hatte, daß wer da sucht, findet, und da überdies das Gefundene eine freundschaftliche, selbst durch eine städtische Deputation bezeugte, wohlwollende Aufnahme erhielt, so sah ich mich hierdurch hinreichend für meine Mühe belohnt.

Aber Ihre gütige Gesinnung, verehrte Herren, hatte daran nicht genug. Sie wollten den Worten auch eine sichtbare Anerkennung des Werts meiner Arbeit folgen las-

sen; Sie beehrten mich und meine Nachkommen sogar mit dem Bürgerrechte. Empfangen Sie für diesen neuen, schmeichelhaften Beweis Ihrer wohlwollenden Gesinnung gegen mich meinen innigen, gerührtesten Dank, und seien Sie überzeugt, daß dieses große Geschenk ein weiterer Antrieb für mich sein wird, das Meinige zum Glücke einer Stadt beizutragen, die zwar nicht mehr auf ihrer vorigen Höhe steht, aber alles in sich begreift, um zu einer neuen, genügenden und gegründeten Wohlfahrt zu gelangen.

Wie ich, so werden auch meine Nachkommen es sich zur Ehre rechnen, auf diesem Wege in die Reihe der hiesigen Bürger gekommen zu sein. Der Dank dafür wird auf sie bis in die spätesten Geschlechter übergehen und sich durch tätige Anhänglichkeit an die Heimat beurkunden. Jene Urkunde der Güte und des patriotischen Sinnes der städtischen Behörden wird noch ihr Ruhm sein, wenn man von dem, welcher der Erste in ihrer Reihe war, auch nicht einmal die Stätte mehr zeigen kann, da sie ihn hinlegten.

Gott, der allmächtige und der allgütige, sei mit Ihnen und mit Ihren Bemühungen zum Wohl unserer Stadt – jetzt und in dem ferneren Laufe einer bewegten Zeit; er ergieße über alle meine Mitbürger nach seiner großen Gnade eine Fülle von geistigen und leiblichen Gütern!

Mit den Gesinnungen ungeheuchelter Hochachtung, Liebe und Freundschaft verharre ich eines wohlöblichen Stadtrats und Bürgerausschusses

ergebenster  
Stadtpfarrer Heyd.

„Die Stätte, da sie ihn hinlegten“, ward von dankbaren Mitbürgern für alle Zeiten mit einem schlichten Mahnmal geschmückt. Sie ist in Markgröningen unvergessen – unvergessen wie auch sein Name; wurden doch die in den Jahren 1950/51 neu erbaute Volksschule und eine Straße in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft in dankbarer Erinnerung an den verdienten Ehrenbürger der Stadt nach ihm genannt.

Ursprünglich sollte das neue Schulhaus, dessen Grundstein am 20. August 1950, dem Tage der 700-Jahr-Feier der Stadt Markgröningen und der 500-Jahr-Feier ihres Rathauses, gelegt worden ist – das Richtfest fand am 5. Mai, die feierliche Einweihung am 11. November 1951 statt – auf den Namen Albert Schweitzers getauft werden, wurde aber dann auf einen dankenswerten Vorschlag des Markgröninger Lokalhistorikers und Ehrenbürgers (seit 1950) Prof. Dr. Hermann Roemer (1880–1958), seit 8. Juli 1955 Ehrenmitglied des Historischen Vereins Ludwigsburg (vergl. „Ludwigsburger Geschichtsblätter“, Bd. XIV, 1960, nach Ludwig Heyd benannt. – In *B i s s i n g e n*, dem Geburtsort Ludwig Friedrich Heyds, wurde durch Gemeinderatsbeschluß vom 21. Dezember 1955 einer Straße und durch Beschluß vom 7. März 1960 der alten Schule an der Hauptstraße der Name des berühmten Sohnes der Gemeinde verliehen.

\*

Die größeren „mit mancherlei Opfern verknüpften“ w i s s e n s c h a f t l i c h e n A r b e i t e n H e y d s, die in der stillen Abgeschiedenheit Markgröningens entstanden sind und seinen Ruf, „einer der verdientesten württembergischen Geschichtsforscher und -schreiber“ zu sein, begründet und weit über die Grenzen unseres Landes hinausgetragen haben, sind rasch genannt: sein Werk (1828) über den Kanzler Herzog Ulrichs von Württemberg Dr. *A m b r o s i u s V o l l a n d* (1472–1551), den vielgerühmten und vielgeschmähten großen Sohn der einstigen Reichsstadt Markgröningen, den er gegen Wilhelm Hauff verteidigte, der in seinem vielgelesenen „Lichtenstein“ (1826) ein Zerrbild dieses reichbegabten und überragend tüchtigen

Staatsmannes gezeichnet hatte; die 1829 veröffentlichte Monographie der Grafen von Gröningen; die im selben Jahr erschienene meisterliche Geschichte der vormaligen Oberamtsstadt Markgröningen, mit der er (wie Rudolf Magenau zur ungefähr gleichen Zeit im Heidenheimer Land) in unserem Kreis einer aus den Urkunden schöpfenden Ortsgeschichtsschreibung Bahn brach; seine grundlegende Arbeit über „Melanchthon und Tübingen“ (1839), die nach dem Urteil Wilhelm Heyds „mehr als partikulargeschichtliches Interesse in Anspruch“ nehmen darf, und schließlich sein eigentliches Lebenswerk „Ulrich, Herzog zu Württemberg“ mit dem Untertitel: „Ein Beitrag zur Geschichte Württembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation“ – die langsam gereifte „Frucht gründlicher und mühsamer Studien“, eine wissenschaftliche Hochleistung, die in ihrer Bedeutung von Sachkundigen neben das Meisterwerk Leopold Rankes, dem wie auch Heyd „die Forschung und Geschichtsschreibung eine Art von Gottesdienst“ war, über die allgemeine deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (erschienen 1839 bis 1847) gestellt wird. (Band 1 wie auch Band 2 von Heyds „Ulrich“ kam 1841, der 3. Band, von seinem Freund Dr. Karl Pfaff, Konrektor am Pädagogium zu Esslingen, in den Jahren 1843/44 in vorbildlicher Treue zu Ende geführt, im Jahr 1844 heraus.)

Das 1824 erschienene, inzwischen längst vergessene Bändchen „Etymologische Versuche“ erwähnen wir mit dem Bemerkten, daß es sich dabei nach dem Urteil von Kennern um eine fleißige, aber von Grund aus verfehlt „sehr wunderlich anmutende“ Darstellung handelt, die dem kundigen Sprachforscher schon auf den ersten Blick verriet, daß Heyd sich hier an eine Aufgabe gewagt hatte, der er nach sachlicher Vorbildung und Ausrüstung durchaus nicht gewachsen war; sie hat wohl nur bei seinem intimen Freund Ferdinand Baur Zustimmung und Anerkennung gefunden.

An dieser Stelle im einzelnen auf Gehalt, Form und Bedeutung der Heydschen Hauptwerke einzugehen, erübrigt sich. Sie haben, vor Jahrzehnten schon, ihre Würdigung aus berufener Feder in den einschlägigen Arbeiten von Hermann Fischer und Hermann Haering erfahren. Einige ergänzende Bemerkungen aber seien im Hinblick auf seinen speziellen Bezug auf Markgröningen – und damit auf den Ludwigsburger Kreis – zu dem schmalen Bande „Geschichte der Grafen von Gröningen“ (1829) gestattet, der über die Lokalgeschichte hinausführt, in den beiden vorgenannten Abhandlungen jedoch ohne jeden Kommentar und ohne jede Bewertung nur ganz am Rande genannt wird:

Auf Grund von Berichten der Geschichtsschreiber früherer Jahrhunderte, so z. B. von Christian Fabrizio (1521), herrschte bis ins 19. Jahrhundert hinein die Meinung, daß Markgröningen der Wurzelboden des Hauses Württemberg sei – ein Irrtum, der auf einer Verwechslung von Markgröningen ob der Glems und Gröningen (Oberamt Riedlingen) beruhte. Auch als spätere Forschungen ergeben hatten, daß die oberschwäbischen Grafen von Grüningen bei Riedlingen nichts mit (einer fälschlich angenommenen Reichsgrafschaft) Markgröningen zu tun hatten, lebte die irrige Anschauung noch immer weiter, wollte doch die alte Schäferstadt nicht so leicht auf den Ruhm verzichten, die Wiege des Hauses Württemberg zu sein, mit dessen Schicksalen unsere Gegend Jahrhunderte hindurch eng verbunden war. In

dieser verführerischen Fehlmeinung blieb auch der sonst so kritische und unbestechliche Historiker und Historiograph Magister Heyd befangen: Noch im Jahre 1829 überschrieb er den ersten Abschnitt seiner „Geschichte der vormaligen Oberamtsstadt Markgröningen“ mit dem Titel: „Die Zeit der Grafen von Gröningen“ und mühte sich, in einer besonderen Untersuchung vom selben Jahr über die „Geschichte der Grafen von Gröningen“, eine „der dunkelsten Partien der vaterländischen“ Historie, mit „allem Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn“ an Hand fleißig zusammengetragenen Quellenmaterials, entgegen der Auffassung seines Zeitgenossen Landeshistorikers J. G. D. Memminger, nachzuweisen, daß ein Graf Werner von Gröningen (gest. 1121) seinen Namen nach der Stadt Markgröningen an der Glems geführt habe. Heute wissen wir, daß die Herren von Württemberg mit Markgröningen ursprünglich nichts zu tun hatten (vergl. Anmerkung 5).

Auf ein Kuriosum sei an dieser Stelle noch eigens hingewiesen: In dem Glauben, daß der Ursprung seines Geschlechts in der Stadt des Schäferlaufs gelegen habe, ließ der kunstfreundliche Herzog Ludwig (1568–1593), mit einem ausgesprochenen und vielfach bewiesenen Sinn für die Geschichte seines Hauses und Landes begabt, hier sein Standbild auf dem im Jahre 1587 aufgestellten, damals vom Wasser der Leudelsbachquelle gespeisten Marktbrunnen errichten, den auf Grund der stadthistorischen Zusammenhänge mit weit mehr Berechtigung eine Statue seines Vaters Herzog Christoph (1550–1568) krönen dürfte.

Im Zusammenhang mit seinen hauptsächlichen Werken und danebenher veröffentlichte Heyd eine Reihe von kleineren, mehr oder weniger gewichtigen (im Anhang aufgeführten) Einzelskizzen, die „als Seitenstücke und Vorläufer des Hauptgemäldes“ zum Teil noch heute Beachtung verdienen, so neben der knappen Jubiläumsschrift „Die Schlacht bei Laufen den 12. und 13. Mai 1534“ aus dem Jahre 1834 (mit einem Anhang historischer Lieder) diverse Artikel in den Württembergischen Jahrbüchern, in den Studien der evangelischen Geistlichen Württembergs und in der Tübinger Zeitschrift für Theologie.

Sein umfassendes und profundes Werk über Ulrich – bis zur Stunde noch immer das Werk über den problematischen Herzog und seine inhaltschwere Regierungszeit – durfte er, wie er es ahnungsvoll einem seiner Freunde gegenüber vorausgesagt hatte, nicht mehr vollenden. Schon in den Jahren seiner Arbeit an diesem Monumentalwerk wurde er häufig von Unpäßlichkeiten und Unwohlsein befallen. Bereits 1835 mußte er sich zur Unterstützung bei seinen Amtsgeschäften einen Vikar nehmen und sich im Sommer 1836 nach einer im Vorjahr „überstandenen schweren Schleimfieberkrankheit“ auf ärztlichen Anraten einer Kur in Bad Teinach unterziehen. Nach mehrwöchigem geduldig ertragenem Leiden ist er, kurz nach seinem 50. Geburtstag, am 6. März 1842 morgens 3<sup>1/2</sup> Uhr, bis zuletzt bei vollem Bewußtsein, „im festen Glauben an Gottes Macht und Güte“ entschlafen (vergl. Anmerkung 6).

Am 8. März um 15 Uhr wurde er, der Frühvollendete, – und zwar, wie er es sich gewünscht hatte, unter lauter Kindergräbern – auf dem Gottesacker seiner Gemeinde beigesetzt, in der er zweiundzwanzig Jahre „mit der sichtbarsten Freudigkeit und Liebe“ gewirkt und sich, wie auch sonst in seinem Leben, als eine „echt schwäbische Natur“ und „lautere, kerndeutsche Persönlichkeit“ durch „Heiterkeit und Herzlichkeit allenthalben Liebe, durch Biederkeit und Geradheit in Blick, Wort und Tat ungeschmälerte Achtung“

erworben hatte. Die Altarrede hielt Dekan Binder von Ludwigsburg, der rund achtzehn Jahre zuvor schon am Sarge des Stadtpfarrers Mag. Phil. Joh. Christoph Glanz gesprochen hatte, die Grabrede der Markgröninger Helfer Mag. Eduard Speidel (von 1834 bis 1845 der unmittelbare Nachfolger Christ.



Abb. 4. Das Grabmal der Familien Glanz und Heyd

Ludw. Kehls im Amt des Diakonus). Im Namen seiner Jugendfreunde entbot ihm der ihm „innig verbundene“ Carl Cleß den Abschiedsgruß als einen „Nachruf der Liebe“.

Soli Deo gloria!

## Werke

### A. Buchveröffentlichungen

Über den Vorschlag, die ehemals bestandenen vier württembergischen Seminare in Eines zu vereinigen, Stuttgart 1818. (Nicht mehr aufzufinden.) – Etymologische Versuche für Altertumswissenschaft und Sprachkunde, Tübingen 1824. – Der württembergische Canzler Ambrosius Volland. Ein Beitrag zur Geschichte der Herzoge Ulrich und Christoph zu Wirtemberg, Stuttgart 1828. – Geschichte der Grafen zu Gröningen, Stuttgart 1829. – Geschichte der vormaligen Oberamtsstadt Markgröningen mit besonderer Rücksicht auf die allgemeine Geschichte Wirtembergs, Stuttgart 1829. – Die Schlacht bei Laufen den 12. und 13. Mai 1534, Stuttgart 1834. – Melanchthon und Tübingen 1512–18. Ein Beitrag zur Gelehrten- und Reformationsgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts, Tübingen 1839. – Ulrich, Herzog zu Württemberg. Ein Beitrag zur Geschichte Württembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation, Bd. 1 und 2, Tübingen 1841; Bd. 3, vollendet und herausgegeben von Dr. Karl Pfaff, ebenda 1844.

1. **Württ. Jahrbücher:**

Jahrgang 1836, H. 1, S. 165 ff: Die württembergischen Weine im 15. und 16. Jahrhundert. – Jahrg. 1837, H. 1, S. 152 ff: Nachtrag zu dem vorstehend genannten Aufsatz. – Jahrg. 1839, H. 2, S. 445 ff: Feierlicher Empfang des Grafen Eberhard des Älteren am päpstlichen Hofe im Jahre 1482.

2. **Studien der evangelischen Geistlichkeit Württembergs:**

Bd. I, H. 2, 1828, S. 242 ff: Herzog Ulrichs Verdienste um Kirchengesang. – Bd. I, H. 3, 1829, S. 192 ff: Johannes Wieland, Stadtpfarrer und Dekan zu Vaihingen, geb. 1480, gest. 1563. – Bd. III, H. 1, 1831, S. 180 ff: Dr. Peter Jacobi, Probst zu Backnang. – Bd. IV, H. 1, 1832, S. 177 ff: Conrad Holzinger, Dr. theol., Rat und Kanzler am Hofe Eberhards des Zweiten zu Württemberg. – Bd. IV, H. 2, 1832, S. 163 ff: Graf Heinrich zu Württemberg, Dr., Coadjutor des Erzbistums Mainz.

3. **Tübinger Zeitschrift für Theologie:**

Jahrg. 1838, H. 4, S. 1 ff: Blaurer, Schnepf, Schwenkfeld. Ein Bruchstück aus dem ersten Kapitel der Reformationgeschichte Württembergs. – Jahrgang 1839, H. 1, S. 1 ff: Melancthon und Tübingen 1512–1518. Ein Beitrag zur Gelehrten- und Reformationgeschichte des 16. Jahrhunderts. (Auch gesondert erschienen bei Fues in Tübingen 1839.)

**Quellen und Literatur**

A. Gedrucktes

J. D. G. **Memminger**, Die Grafen von Grüningen-Landau, ihre Benennung und ihre Verwandtschaft mit dem Hause Württemberg. Württ. Jahrbücher, 1826, Heft 1 u. 2. Derselbe, Zu der Geschichte der Grafen von Grüningen-Landau. Württ. Jahrbücher, 1827, Heft 1.

Schwäbischer Merkur vom Jahr 1842.

Reden bei der Beerdigung des Dr. Ludwig Friedr. Heyd, Stadtpfarrers in Markgröningen, 1842.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jg. 20, 1842: Kleine Notiz über L. F. Heyd in der Abteilung „Kurze Anzeigen“. Einen eigentlichen Nachruf bringt der Band nicht.

Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 12, 1880.

**Heyd**, Wilhelm, Bibliographie der Württembergischen Geschichte, Bd. 2, 1895.

**Schuster**, M., Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein, Stuttgart, 1904.

**Fischer**, Hermann, Die beiden Heyd. Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. 28. Jahrg., 1919, Stuttgart.

Festbuch zu dem am 24. und 25. Juni 1933 stattfindenden 100jährigen Jubiläum des Liederkranzes Markgröningen.

**Roemer**, Hermann, Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte, Bd I und II, 1930 und 1933.

Derselbe, Die Auswanderung aus Markgröningen, Ludwigsburg 1941.

**Haering**, Hermann, Ludwig Friedrich Heyd. Pfarrer und Geschichtsschreiber. Schwäbische Lebensbilder. 2. Bd. 1941, Stuttgart.

**HLS-Brief**, Schulzeitung der Helene-Lange-Schule (Aufbaugymnasium mit Heim) Markgröningen. Über L. F. Heyd hat der Verfasser in dieser von ihm und seiner Frau von Januar 1955 bis Mai/Juni 1965 herausgegebenen Schul- und Ortszeitung verschiedene z. Teil bebilderte Mitteilungen gebracht, u. a. in Nr. 3/55, Nr. 3/4/59, Nr. 7/8/59, Nr. 3/4/61, Nr. 5/6/62, Nr. 11/12/63, Nr. 1/2/64, Nr. 1/2/65.

- Bürk**, Albert und **Wille**, Wilhelm, Die Matrikeln der Universität Tübingen, Bd. 3 (1710–1817), Tübingen, 1953.
- Programmata Facult. Philos. Universitatis Tübingensis, 1809–1819.
- Paret**, Oscar, Nachruf auf Prof. Dr. Hermann Roemer, „Ludwigsburger Geschichtsblätter“, Heft XIV, 1960.
- Lenk**, Erhard, Ludwig Friedrich Heyd. Markgröninger Nachrichten vom 10. März 1962. Derselbe, Mag. Rudolf Friedrich Heinrich Magenau, Pfarrer, Dichter, Schriftsteller, Heimatforscher und Pädagog, 1767–1846. „Ludwigsburger Geschichtsblätter“, Heft XVII, 1965.

## B. Handschriftliches

### 1. Aus dem Archiv der Stadt Markgröningen:

Markgröningen, Geschichte der Stadt und des Amts vom September 1804 an bis 1841, zusammengetragen von dem Stadt- und Amtsschreiber Hofgerichts-Advokat Karl Ludwig Frey. – Heyd kannte und schätzte diese Aufzeichnungen, die er bei der Abfassung seiner „Geschichte der vormaligen Oberamtsstadt Markgröningen“ mit Gewinn nützte. Er sagt dazu in dem Abschnitt „Von den Quellen dieser Geschichte“: „Um so erfreulicher war dem Verfasser, für die neueste Zeit auf eine Arbeit zu stoßen, die ihm vieles erleichtert hat, gut ausgeführt ist und allgemeine Nachahmung verdient. Stadtschreiber Frey von hier, nun Oberamtsrichter in Cannstatt, begann nämlich mit seiner Amtsführung (1804) eine Geschichte der Stadt, die, von Jahr zu Jahr aufgezeichnet, am Abend vor dem Neujahrstage dem Stadtrat verlesen wurde. Sie ist bis daher in gleichem Geiste von Amtmann Vollmar und Stadtschultheiß Frey fortgesetzt worden und wird unseren Enkeln ein teures Vermächtnis sein.“ –

### 2. Aus dem Landeskirchlichen Archiv Stuttgart:

Verschiedene Eingaben Heyds an seine Dienstbehörde: Bitte um „Heuratserlaubnis“ vom 15. Okt. 1820; Gesuche „um Reiseurlaub nach München auf vier bis sechs Wochen für literarische Zwecke, um Materialien zu der Geschichte des Herzogs Ulrich zu sammeln“ (18. Juni 1833); „um Reiseurlaubnis auf sechs Wochen in die Schweiz und das angrenzende Frankreich für literarische Zwecke“ (28. Juni 1834); um Urlaub zu einem amtsärztlich befürworteten Kuraufenthalt in Bad Teinach (13. Mai 1836); „um Urlaub zu einer Reise auf drei Wochen nach Holland und Belgien, um in Gesellschaft mit einigen Freunden eine Erholungsreise auf dem Rhein bis Holland und von da zurück durch das Königreich Belgien machen zu können“ (17. Juni 1839); ferner: Markgröninger Besetzungsakten (1823–1922); Aktenstück Markgröninger Diakonat (1732–1820); Markgröninger Pfarrberichte (1840–1922); Markgröninger Pfarrbeschreibung von 1828; Zeugnisbuch, Bd. 4 (1781–1820) mit dem Synodalzeugnis für Heyd aus dem Jahr 1822.

### 3. Aus der Württembergischen Landesbibliothek:

Heyds Reisetagebücher; der bei seiner Investitur in Markgröningen im Jahre 1820 von ihm verlesene Lebenslauf und seine Antrittspredigt. Diese und einige andere Dokumente sind in den Jahren 1942 und 1943 aus der Hinterlassenschaft der am 3. Januar 1942 in Ludwigsburg verstorbenen Enkelin L. F. Heyds Fräulein Julie Heyd in den Besitz der Württembergischen Landesbibliothek übergegangen. – Die Durchsicht des handschriftlichen Nachlasses vom Sohn Wilhelm Heyd erbrachte für unsere Zwecke nichts Wesentliches.

### 4. Aus der Pfarr-Registratur Markgröningen:

Pfarrbeschreibung von der Parochie Markgröningen, Dekanats Ludwigsburg, Ge-



neralats Ludwigsburg, aus dem Jahr 1827 von Stadtpfarrer M. L. F. Heyd. – Kirchliches Familienregister Band II, Blatt 358.

#### 5. Aus der Pfarr-Registratur Bissingen/Enz:

Kirchliches Familienregister I (1800–1851). Tauf-, Ehe- und Totenbuch (1717–1805). – Konfirmandenregister (1723–1840).

#### 6. Aus der Universitätsbibliothek Tübingen:

Briefe von Christian Ferdinand Baur an Ludwig Friedrich Heyd aus den Jahren 1824 bis 1842. H. Fischer (1919) und H. Haering (1941) sprechen von 32 Briefen Baur an Heyd und ein Brief Heyds an Baur. Tatsächlich sind aber drei Briefe von Heyd an Baur in der Tübinger Sammlung enthalten: sein Brief vom 8. Juli 1833 aus München und seine Schreiben vom 8. April 1836 und vom 19. (?) November 1838 aus Markgröningen. Näheres über den Inhalt des „theologisch schwerwiegenden“ Briefwechsels bringt H. Fischer.

#### 7. Aus den Akten der ehemaligen Klosterschule Denkendorf:

Einträge im Liber testimoniorum von 1780–1810 und im Vino-Carentenbuch.

#### 8. Aus den Akten des Evang. theologischen Seminars Maulbronn:

Einträge in den Testimonienbüchern.

\*

Die vom früheren Kultministerium in Stuttgart verwahrten Akten der Universitätsverwaltung Tübingen (C 14, Philos. Fakultät Nr. 22, Lehrfach Geschichte 1820–1826), die Hermann Haering 1941 in seinem Quellenverzeichnis aufführt, sind nach Angabe des Kultusministeriums Baden-Württemberg im letzten Kriege verbrannt. Nach einer Auskunft des Universitätsarchivs Tübingen sind dort keine einschlägigen handschriftlichen Dokumente vorhanden.

Auch das vormalige in der Ministerialabteilung für die höheren Schulen befindliche Aktenmaterial betr. Heyd, das Hermann Fischer 1919 noch zur Verfügung stand, existiert nach einer Mitteilung aus Stuttgart dort nicht mehr. Es ließ sich leider auch im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und Staatsarchiv Ludwigsburg, die beide einige Schriftstücke über die Besetzung der Pfarrei bzw. des Helferats Markgröningen durch Heyd besitzen, nicht ausfindig machen.

#### Zu den Bildunterschriften

1. L. F. Heyd setzte vor seinen Namenszug zumeist seinen akademischen Grad „Magister“, den er durch seine Promotion am 24. September 1812 erworben hatte.

Nach der Abschaffung des Magistrats hatte er das Recht, den Dr.-Titel zu führen, machte aber nur selten Gebrauch davon, (z. B. auf der Titelseite seines dreibändigen Werkes „Ulrich, Herzog zu Württemberg“). Seine Publikationen pflegte er nur mit seinem Namen Ludwig Friedrich Heyd und dem Zusatz Stadtpfarrer in (zu) Markgröningen zu zeichnen, dem er noch den Hinweis „Mitglied des württembergischen Vereins für Vaterlandskunde“ beigab.

4. Das Grabmal der Familien Glanz und Heyd auf dem Friedhof zu Markgröningen trägt die Namen des Stadtpfarrers M(agister) Philipp Johann Christoph Glanz (1762–1823), seiner Gattin Christ. Wilh. Aug. Glanz (1773–1845) und beider Tochter Christiane Glanz (1798–1867) und ferner die Namen des Stadtpfarrers M(agister) Ludwig Friedrich Heyd (1792–1842) und dessen Ehefrau Wilhelmine geb. Glanz (1801–1867) – trägt obendrein als Inschrift zwei Bibelstellen: „Eins wie im Leben so im Tode“ (Joh. 17, 21) und „Die Liebe höret nimmer auf“ (1. Cor. 13, 8).

## Anmerkungen und Ergänzungen

1. Die Denkkendorfer Noten für Heyd lauten nach dem Examen vom 16., 17., 18. März 1807 durchgängig „sehr gut“ und „gut“, ausgenommen in Griechisch („ziemlich gut“); ebenso die Noten nach dem Examen vom 25., 26., 27. August 1807, ausgenommen Griechisch und allgemeine Weltgeschichte (in beiden Fällen „ziemlich gut“). Dasselbe gilt für die Betonung nach der Prüfung vom 28., 29., 30. März 1808, ausgenommen Französisch und Mathematik (in beiden Fächern „ziemlich gut“).

Das letzte der vier Denkkendorfer Zeugnisse ist bei der Versetzung der Promotion nach Maulbronn mit dorthin gegangen. Es steht daselbst in der Rubrik „Zeugnisse der Seminaristen zu Denkkendorf, aufgesetzt nach der den 29., 30., 31. August 1808 gehaltenen öffentlichen Prüfung“ verzeichnet. Für Heyd lautete es: Gaben: gut. Sitten: sehr gut. Latein, Griechisch, Hebräisch: jeweils gut. Poesie: gut. Psychologie: gut. Geschichte und Geographie: gut. Mathematik, namentlich Arithmetik: ziemlich gut.

Das Fach Französisch ist in diesem Denkkendorfer Endzeugnis nicht zensiert worden. Es enthält eine für alle 22 Schüler gültige Sammelbemerkung: „Nach Maßgabe der mitgebrachten Kenntnisse und der Talente können von allen verhältnismäßige Fortschritte prädicirt werden.“

Der nächste Eintrag unter „Zeugnisse der Seminaristen zu Maulbronn, zweyte Abtheilung, verfaßt nach dem 6., 7., 8. Mart. 1809 gehaltenen Examen“ urteilt über Heyd:

„Gaben: gut. Sitten, Fleiß: recht gut. Latein, Griechisch, Hebräisch, Französisch, deutsche Sprache: jeweils gut. Poesie: ziemlich gut. Deklamation, Religionslehre, Logik, Mathematik und Geschichte: jeweils gut.“

Nach der Herbstprüfung 1809 und dem Frühlingsexamen 1810, dem Abschluß der Maulbronner Lehrjahre, lauten die Noten ausnahmslos „gut“ und „recht gut“. – Seinen zweiten Platz hat Heyd, Kopf an Kopf mit seinem Primus Carl Ludwig Christian Hauff aus Ludwigsburg, Sohn von Daniel Friedrich Hauff, „Special“ in Schorndorf, gehalten.

2. Zur Ergänzung unserer Monographie über Rudolf Magenau in den LGB, Heft XVII, 1965 noch das:

In den Akten, die bei der Verlegung der ehemaligen Klosterschule Denkkendorf (unter und mit dem Vorstand Prälat von Pfeleiderer) im Jahre 1910 nach Schöntal/Jagst dorthin abgegeben worden sind und noch heute im Evangel. theologischen Seminar Schöntal aufbewahrt werden, finden sich im „Liber testimoniorum“ auch die im ganzen recht günstig lautenden aufschlußreichen Zeugnisse vom Frühjahr-1783, Herbst 1783 und Frühjahr 1784 über den Alumnus (1782–1784) Rudolf Friedr. Heinr. Magenau, ferner ein Eintrag vom 27. Januar 1784 im Vino-Carenten-Buch (Strafbuch), in dem es heißt: „Der freiwillig gewährte Weingenuß ist entzogen worden Sartorius, Kapf, Roesslin, Magenau, Vischer, weil sie ohne Grund einige Gastschüler bei Nacht verprügeln, hinterher unbotmäßig waren und so ein schlechtes Beispiel gaben.“

Auf diesen Satz nimmt dann das Magenauische Frühjahrszeugnis 1784 Bezug: „Daß Magenaus Begabung sich für ein erfolgreiches wissenschaftliches Studium eignet, beweisen seine Fortschritte in lateinischer Prosa und deutscher Dichtung. Mit den anderen Fächern steht es oftmals schlecht. Sein Verhalten hat Anlaß zu Tadel gegeben, wie auch das Verhalten von Sartorius, Kapf und Roesslin; daher ist ihm auch wie diesen der freiwillig gewährte Weingenuß entzogen worden.“

Hierzu noch das: Die damals den Zöglingen erteilten, lateinisch abgefaßten, in manchem „zweydeutigen und unbestimmten“ Zeugnisse enthalten allgemeine Beurteilungen ihrer Leistung und Haltung. Präzisierende Noten in den einzelnen Fächern wie später zu Heyds Zeiten gab es noch nicht. Sie wurden erst zur Zeit der Hölderlin-Promotion (ab 1784) auf Grund der Anordnung vom 9. November 1784 des

Herzogs Carl eingeführt, die „zum beständigen hinkünftigen Gebrauch“ vorschrieb, daß die Noten „nach folgender Gradation 1. vorzüglich, 2. recht gut, 3. gut, 4. mittelmäßig, 5. sehr mittelmäßig, 6. schwach, 7. 0 „deutsch und deutlich“ in „des Probstes Gegenwart durch die Professores“ in die Zeugnisbücher einzutragen und „sodann durch das Probsten Unterschrift“ zu bestätigen seien.

3. Der 1840 verstorbene Mag. Friedrich August Heyd war der endgültig letzte Dekan der Schäferlaufstadt, dem das Dekanatamt durch einen fürstlichen Befehl vom 18. April 1719 schon einmal genommen, durch ein Dekret des Herzogs Karl Alexander vom 14. Januar 1736 jedoch wieder zugesprochen worden war.

Ludwig Friedrich Heyd bemerkt hierzu in einer Fußnote auf Seite 201 in seiner „Geschichte der vormaligen Oberamtsstadt Markgröningen“: „Die Diözese blieb so lange noch bestehen, bis Dekan Heyd nach Weinsberg ernannt wurde (1812); sie war aber bereits durch das Dekret vom 3. November 1810, die kirchliche Einteilung des Königreichs betreffend, unter die Dekanate Ludwigsburg, Leonberg und Vaihingen ausgeteilt.“

Auch die handschriftliche Markgröninger Chronik aus der Zeit von 1804 bis 1841 erwähnt dieses im Rahmen der allgemeinen Stadt- wie im besonderen der örtlichen Kirchengeschichte bedeutsame Ereignis. Die Einträge vom Jahre 1812 beginnen mit den Sätzen: „Das Jahr 1812 zeichnet sich in den Annalen von Gröningen besonders durch die Aufhebung des Dekanats aus. Der bisherige Herr Special M. Heyd, welcher seit 1798 hier Dekan war, schien sich wahrscheinlich durch die Entfernung des Oberamts und der dadurch beschwerlicher gewordenen Geschäfts-Kommunikation bestimmen gelassen zu haben, sich um das Dekanatamt Weinsberg zu melden, zu welchem er auch im Anfang dieses Jahres befördert wurde. Er zog im April ab. Noch vor seiner Abreise kam das Projekt in Vorschlag, das hiesige Stadtpfarramt mit dem Diakonat zu vereinigen. An den Herrn Special Heyd kam noch von dem Königl. Ober-Consistorium der Befehl, daß er den hiesigen Magistrat vernehmen solle, ob er mit der projektierten Combination zufrieden seye. Allein dieser hat sich gegen den Vorschlag kräftig geäußert, und so unterblieb die Vereinigung. Bald darauf wurde der bisherige Pfarrer M. Glanz von Heumaden zum hiesigen Stadtpfarrer allergn. ernannt, mit welcher Wahl sich die hiesige Stadt sehr Glück zu wünschen hat. Er hielt am Dreieinigkeitsfest seine Anstands predigt und wurde am 3. April investiert.“

4. Rede des Stadtpfarrers Mag. L. F. Heyd bei dem Liederfeste in Markgröningen am 13. Juni 1838 (Sperrungen wie im Original):

Liebe Freunde, verehrte Gönner des Gesangs!

Herrlich hallen die Töne und Antwort gibt ringsum dieser heilige Raum. Sie dringen frisch hervor aus dem Munde des Sängers und ziehen ihres Triumphes gewiß in Ohr und Herz hinein. Und, wenn sie zukommen als alte Bekannte oder, wer sie heute zum erstenmal hört, und wer längst weiß, was sie vermögen, oder wer es noch nie gehnnt oder geglaubt hat, der fühlt sich jetzt erfreut und gehoben und möchte es sich nur erklären können, wie Töne eine solche Gewalt besitzen.

Aber die Töne vermöchten dies nicht, kämen sie nicht aus einer andern Tiefe als der des Mundes, läge nicht eine höhere Macht auf ihren Schwingen und fänden sie nicht in dem Innersten eines jeden von uns einen Verbündeten.

Der Gesang ist so wenig die Arbeit deiner Lunge oder die Kunst deiner Kehle oder das Werk deines Mundes, so wenig dein Auge es ist, was sieht, und dein Ohr, was hört. Die Seele, jenes unermüdliche Wesen, die Zauberin, die auf jeder Nervenspitze Wache hält, mit jedem Pulsschlag steigt und fällt und überall in dem Menschen ihre Werkstätte aufgeschlagen hat und doch nirgends aufgefunden und erkannt wird, sie, sie ist auch hier die geheime Mitarbeiterin, der wahre Lebens-

grund des Gesangs, der Pfeiler seiner Macht und die Bürgschaft seines ewigen Sieges.

Hier findet sich eine Tätigkeit jenes lebendigen Odems, den der Allmächtige in den Menschen an seinem Schöpfungsmorgen gelegt hat. Hier ist Hauch des Innern, ebensowohl leiblich als geistig, ebensowohl vernehmbar als spurlos, ebensowohl sichtbar als unsichtbar, ebensowohl gebietend als untertan. Aber nur dann tritt diese Tätigkeit recht hervor, wenn die Lebenskraft der Seele in blühender Gesundheit und ihre reiche Entwicklung in nichts gehemmt ist. Der Gesang bei Völkern, deren Seele noch in einer rauhen Hülle liegt, ist auch rau und arm an Abwechslung, dem Tierischen näher verwandt als dem Menschlichen. Unter ihnen sind, die nur eine Melodie in nur wenigen Tönen kennen und üben. Der ägyptische Ruderer, wenn er seinen großen Fluß herabfährt, singt fort und fort ein Lied, mit dem er etwas sehr Unterhaltendes zu geben meint, das aber die Langeweile des Reisenden nur noch peinlicher macht. Aber setze dich in die Gondel des Venetianers, und der arme Schiffer wird dir dort ein Lied singen, das dein Ohr reizt und dein Herz befriedigt, oder lausche dem Tiroler auf seinen Alpen, und du wirst ihn um seine Töne beneiden.

Aber niemand – niemand mag singen, wenn seine Seele schwer erkrankt oder niedergebeugt oder heftig bestürmt ist. Sie, die in gesunden Tagen zu dem Gesang auffliegt, immer höher und höher wie die Lerche, wird in die Tiefe heruntergezogen durch die Last des Grames oder der Schwermut oder des Überdresses; oder wird sie sich erheben, wenn der Nerv ihrer Schwungkraft zernagt wird von dem Neide, dem Groll und der Eifersucht? Wird sie halten können den Ton und ihn formen zu einer geordneten Weise, wenn sie hin- und hergerissen oder fortgetragen wird von dem Sturme der Leidenschaften? Wird sie finden können den rechten Ton, wenn sie überwältigt wird von einem Übermaße von Leiden oder Freuden? Nur dann gelingt der Gesang, wenn die Seele weder roh ist, noch verbildet, weder geschwächt, noch überreizt, weder niedergedrückt, noch überspannt. Es muß ihr in rechtem Maße wohl oder wehe sein. Darum gelingt der Gesang vorzüglich dem Deutschen, weil kein Volk eine gesündere Seele hat. Hier ist Fassung in Freude und Leid, Hingebung an die edelsten Bedürfnisse des Geistes, und ein Herz offen für Gott und Vaterland, die Freundschaft, die Liebe, die Natur und ihre köstlichen Gaben. Bei keinem Volke ist ein größerer Reichtum von Liedern, um die teuersten Gefühle, welche des Menschen Brust bewegen, würdig auszudrücken. Nur in einem hat es ihm ein anderes Volk zuvorgetan. Das Volk eines Landes, an dessen weißen Felsen ringsum sich die Meereswogen brechen und in dessen Herz hoch das Bewußtsein thront, daß es ein Volk sei, singt ein Lied – und es singt ein und dasselbe, der Arme wie der Reiche, der Diener wie der Herr, am eigenen Herde oder bei Volksversammlungen, wo nur die Freude oder das Selbstgefühl ihm den Mund öffnen, das Lied von König und Vaterland. Gemeint ist die englische Nationalhymne: God save the King!

Wohl haben auch die Deutschen so etwas versucht, und es gab eine Zeit, wo bei dem Kampfe gegen fremde Unterdrückung viele herrliche Vaterlandslieder in den Mund des Volkes gekommen sind, die auch seine Söhne zum höchsten Mut entflammt haben, aber unter den vielen fehlt noch das eine, das allen recht wäre.

Doch – du wirst es noch hören, dein Lied, geliebtes Deutschland, es wird feierlich sein wie ein Choral, kühn wie ein Schlachtgesang und doch milde wie deine Sitten. Du wirst es hören, wenn in deinen edlen Fürsten und Völkerschaften die Volksseele zum klaren Bewußtsein kommt und zu der ganzen Fülle ihrer Kraft. Sie wird dann hervorbrechen wie ein lange verhaltener Strom, und in allen Gauen werden dir deine kräftigen Söhne singen den Hochgesang, und deine Wälder und Berge werden davon widerhallen, und dann wird kein Sterblicher sagen dürfen, daß bei dir kein Volk sei. Schon einmal war eine solche Zeit, wo die deutsche Volksseele in ihrer

ganzen Eigentümlichkeit in Fülle und Freiheit tätig war, und den Stolz und Kern alles Gesangs erschuf. Wer kann sich Luthern denken ohne den Choral?

Durch seinen Mund brach die Seele des Volks. Er mußte der Dolmetscher ihres Grundtons und ihrer heiligsten Gefühle werden. Und dies nicht bloß in Worten, sondern in einer dem deutschen Wesen entsprechenden Harmonie der Töne.

Und nun sind diese Choralgesänge ein Kleinod der evangelischen und deutschen Kirche und ein so ausschließliches und ruhmvolles Erbteil unseres Namens, daß andere Nationen mit Neid auf diesen Reichtum hinblicken. Erobernd würden sie durch alle christlichen Länder ziehen, wenn es möglich wäre, ihren Bewohnern eine deutsche Volksseele zu geben. Um so herrlicher lebe denn unter uns fort, heiliger Gesang, in deiner alten ungeschwächten Weise, du teures Vermächtnis einer Zeit voll deutscher Glaubensfreudigkeit. Alle Kirchen sollen verkündigen deine Ehre und alle Herzen zeugen von deiner Kraft.

Endlich, wie würde es sein, wenn einmal nichts mehr die Seele bindet, wenn sie in ihrer höchsten Entwicklung und freiesten Bewegung steht? Wird der Gesang unsterblich sein?

Manche Menschen haben sich schon darum bekümmert, was wohl die Seligen für eine Sprache sprechen? Aber diese Frage blieb unbeantwortet. Und doch kann sich der Mensch jenes Leben nicht denken, ohne die Gabe der Mitteilung. Denn je inniger die Gefühle, je heiliger das Wissen, je überraschender alle Entdeckungen, desto größer wäre das Unglück, es würde zu einem Schmerze, der das Herz brechen könnte, wenn keine Mitteilung, ja wenn nicht ein Austausch der allererhabensten und beglückendsten Art möglich wäre. Gewiß, wenn wir die Menschenseele in jener Welt noch mit irgend einer Persönlichkeit umgeben, so müssen wir ihr auch das Vermögen zuschreiben, ihr Inneres auf eine ebenso bestimmte als beseligende Weise offenbaren zu können. Wie dies geschehe, wer weiß dies! Aber sollte es ganz verfehlt sein, wenn wir hier an irgendwelche Töne denken? Weist uns nicht die hl. Schrift darauf hin, wenn sie von dem Gesange der Engel spricht und uns belehrt, daß die Auserwählten einst vor dem Throne Gottes ihr Halleluja singen werden?

O, es wird, es wird auch himmlische Töne geben! Ein Lied der Heiligen wird sein, und alle Himmel werden es hören und begleiten mit ihren Harmonien. Und dies, dies ist deiner Bestrebungen herrliches Ziel und deines Wesens höchster Triumph; o Gesang, du Hauch der unsterblichen Menschenseele.

5. Im 1. Heft des Jahrgangs 1826 der von ihm herausgegebenen „Württemb. Jahrbücher“ hatte der damalige Landeshistoriker Memminger, dem wir schon in unserer Studie über Rudolf Magenau (LGB, Heft XVII, 1965) begegnet sind, auf Seite 69 geschrieben: „Die Grafen von Grüningen... haben die Württemb. Geschichtsschreiber von jeher mehr als fast irgend ein anderer Gegenstand der vaterländischen Geschichte beschäftigt, nicht nur, weil ihre Geschichte in die des Württ. Hauses und Landes mannigfaltig eingreift, sondern hauptsächlich auch, weil man sie immer als einen Zweig von jenem angesehen hat. Aber immer ist ihre Geschichte noch sehr im Dunkeln; es ist drin Wahres und Falsches, Erwiesenes und Unerwiesenes, Tatsache und Vermutung so bunt durcheinander gemischt, daß eine neue Untersuchung derselben längst Bedürfnis gewesen wäre.“ Und im 2. Heft hatte er, seine Ausführungen damit abschließend, auf S. 440 betont, daß er glaube, gezeigt zu haben, „daß die Grafen von Grüningen-Landau eine Linie des Württembergischen Hauses waren, daß sie sich aber nicht von Grüningen an der Glems, sondern von Grüningen an der Donau geschrieben haben.“

Heyd widersprach ihm mit aller Entschiedenheit: In der Vorrede zu seiner „Geschichte der Grafen von Grüningen“ (1829) sagte er, „daß der Aufsatz des Herrn Obersteuerrat Memminger über die Grafen von Grüningen-Landau (wirt. Jahrbuch von 1826) eine nähere Berücksichtigung finden müßte,

indem zwischen diesem gelehrten Forscher und dem Verfasser einige Verschiedenheiten der Ansichten obwalten und daß gegenüber von einem solchen Schriftsteller zur unerläßlichen Pflicht wurde, die Behauptungen nicht bloß hinzustellen, sondern möglichst zu begründen. Es geschah indeß nicht im Geiste einer eitlen Polemik, sondern aus geziemender Achtung gegen einen Mann, dessen Schriften der Verfasser vieles verdankt, dabei aber auch aus schuldiger Rücksicht für eine Stadt, welche durch jenen Aufsatz um den seit Jahrhunderten genossenen Ruhm kommen sollte, den Grafen von Gröningen den Namen gegeben zu haben."

Memminger blieb die Antwort nicht schuldig. Im 1. Heft der Jahrbücher von 1827 (erschieden 1829) entgegnete er in einer Fußnote auf Seite 195: „Während des Drucks dieses Bogens kam mir die neue Schrift: ‚Geschichte der Grafen von Grüningen‘ von L. Heyd, Stadtpfarrer in Markgröningen, Stuttgart 1829, in die Hände. Der Herr Stadtpfarrer Heyd sucht darin, ‚aus schuldiger Rücksicht für eine Stadt, welche durch jenen Aufsatz (Württ. Jahrb. 1826) um den seit Jahrhunderten genossenen Ruhm kommen sollte, den Grafen von Grüningen den Namen gegeben zu haben‘, diesen Ruhm der Stadt Markgröningen zu erhalten. Ich muß es dem Leser überlassen, die Gründe für und wider zu würdigen, und habe nur zu bitten, dabei den erwähnten Aufsatz in den Württ. Jahrbüchern selbst nachzulesen. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß mich das übrigens vortreffliche Schriftchen noch mehr in meiner Überzeugung, daß nicht Markgröningen, sondern Grüningen an der Donau der Stammsitz der Grafen von Grüningen war, von dem sie auch den Namen führten, befestigte, da der Herr Verfasser mit allem Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn doch keine besseren Gründe und Beweise für seinen Zweck aufzubringen imstande war.“

6. Die Schwäbische Chronik, 2. Abteilung des Schwäbischen Merkurs, brachte am 8. März 1842 auf Seite 261 die kurze zweizeilige Notiz: „Gestorben: Den 6. März zu Markgröningen Stadtpfarrer D. Heyd 50 Jahre alt.“ – Am 10. März erschien dort auf Seite 271 die Traueranzeige der Hinterbliebenen: „Markgröningen, den 6. März 1842. Uns ist viel entrissen. Unser lieber Gatte, Vater, Bruder, Schwiegersohn und Schwager Dr. Ludwig Friedrich Heyd, Stadtpfarrer dahier, 50 Jahre 14 Tage alt, ist nach mehrwöchigem Leiden, das von zurückgetretener Gicht herührte, heute nacht um 3 $\frac{1}{2}$  Uhr in die ewige Ruhe hingegangen. Seine Freunde bitten wir, in der Stille den tiefen Schmerz mit uns zu teilen, welchen nur die Hoffnung auf das jenseitige Wiedersehen lindert. Die Witwe: Wilhelmine, geb. Glanz, und ihre vier Kinder; die Schwiegermutter: Stadtpfarrin Glanz mit ihrem Sohne und zwei Töchtern; der Bruder: Oberamtsrichter Heyd zu Ludwigsburg.“ – Ein Nekrolog wurde in der Ausgabe vom 3. Mai 1842 auf S. 477 f. veröffentlicht.

\*

Allen freundlichen Helfern, die den Verfasser durch Rat und Tat unterstützt und seine vorstehende, wiederum seiner Wahlheimat Markgröningen in Dankbarkeit gewidmete Arbeit durch oft bekundete Anteilnahme, durch kritische Äußerungen und ermunternden Zuspruch gefördert haben, dankt er auch an dieser Stelle herzlich.

# Zur Geschichte der Ludwigsburger Alleen

Von Gislinde Gaese

Schon im Jahre 1758 hatte der Herzog mit dem Bau einer Stadtmauer begonnen, die Schloß- und Stadtanlage umschließen sollte. Vier Haupt- und drei Nebentore bildeten Zugänge zur Stadt. Von allen Toren führte eine Allee in die Umgebung hinaus zu einem naheliegenden Ort. Von der Allee nach Kornwestheim hörten wir schon (Abb. 1)<sup>1</sup>. Sie begann hinter dem Stuttgarter Tor und sollte bis Stuttgart durchgezogen werden, um die beiden Residenzen untereinander zu verbinden.

Vom Schorndorfer Tor führte eine Allee nach Oßweil. Sie wurde unter Hofrat Hirschmanns Oberleitung 1761<sup>2</sup> angelegt. Dazu wurden Ludwigsburger und Oßweiler Bürgern schon 1759 Grundstücke entzogen<sup>3</sup>, so unter anderem auch der Regimentsfeldschererin Braunnüller.

Die im Jahre 1759 angelegte doppelte Allee nach Eglosheim begann vor dem Asperger Tor. Sie führte entlang der heutigen Heilbronner-Frankfurter Straße (B 27) über Eglosheim hinaus, säumte die Bietigheimer Chaussee und endigte erst in Bietigheim.

Die Entstehungszeit der Allee, die vor dem Leonberger Tor begann und gen Schwieberdingen führte, läßt sich nicht genau bestimmen. Wahrscheinlich wurde sie auch um 1760 angepflanzt.

Zwischen den vier Haupttoren lagen die Nebentore, deren Alleen, außer der Aldinger Obstbaumallee, mehr zu herzoglichen Vergnügungsfahrten gedacht waren. Die Aldinger Allee zog vom Aldinger Tor an entlang dem Salonwald hin, eine Strecke weit als Lindenallee, später erst ging sie in eine Obstbaumallee über<sup>4</sup>.

Eine schnurgerade Allee, die 1766<sup>5</sup> angepflanzt wurde, begann vor dem Solitude-Tor und führte auf das Lustschloß Solitude zu, eine andere schnurgerade Allee, 1749/50<sup>6</sup> angelegt, die Osterholzallee, begann am Osterholztor und verband Stadt und den Wald Osterholz, in dem ebenfalls eine kleines Schloß lag. Vor dem Osterholzwald durchschneidet die Allee ein Rondell, der

<sup>1</sup> Vergl. dazu Ludwigsburger Geschichtsblätter 18, S. 163 ff. Dort auch archivalische Quellen und Literatur (S. 178/179). Korrektur zu S. 165: „Srino“ ist Abkürzung für „Serenissimo“.

<sup>2</sup> KAA E 237/Nr. 405, Bericht des Finanzarchivs vom 30. August 1824

<sup>3</sup> RKA A 249/1454

<sup>4</sup> vgl. Federerscher Riß

<sup>5</sup> O. Paret: Ludwigsburg und das Land um den Asperg

<sup>6</sup> RKA A 249/1561, S. 109



Abb. 1. Allee von Ludwigsburg nach Kornwestheim.

„Von Ludwigsburg um 5 Uhr abgefahren. Herrliche Allee, vom Schloß weg, an der langen Straße des Ortes hin. Jede Seite der Allee vor dem Ort ist mit einer doppelten Reihe Bäume besetzt; links sieht man die Neckargebirge. Man kommt nach Kornwestheim . . .“

Goethe, Tagebuch 1797

Gänsfuß oder Oberer Stern, genannt von dem in nordöstlicher Richtung die Talacker-Allee, in südöstlicher Richtung die Gänsfuß-Allee weg-zogen<sup>7</sup> (Abb. 2). Die Gänsfuß-Allee endigte in der heutigen Königinallee, die Talacker-Allee im Favoritewald. Beide entstanden 1749/50<sup>8</sup> und waren mit Linden bepflanzt.

In den Renovationsakten der Rentkammer werden noch zwei weitere Alleen am Osterholz erwähnt:

<sup>7</sup> vgl. Lindauer Plan (Heimatmuseum Ludwigsburg, s. Abb. 2)

<sup>8</sup> RKA A 249/1561, S. 109



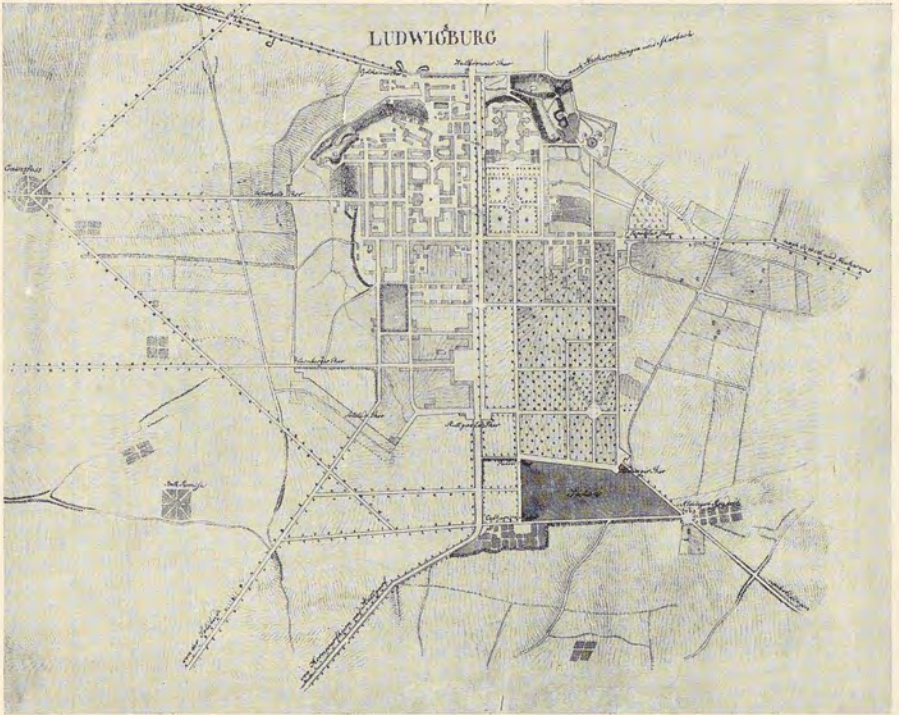


Abb. 2. Der Lindauer Plan

„eine lange Allee so aus der Seerundung gegen den Oberrn Stern am Osterholz ziehet und 1761 angelegt worden“ und „eine vierfache Allee, welche von dem Eglosheimer See gegen dem Osterholz zieht“<sup>9</sup>.

Beidemale handelt es sich um eine Allee, die von Monrepos nach dem Osterholz zog, beide gingen um das Jahr 1775<sup>10</sup> wieder ab. Der Boden wurde den ehemaligen Besitzern überlassen.

Ein Stück der erstgenannten Allee ist bis zum Schnittpunkt mit der Frankfurter Straße heute noch zu erkennen (Abb. 3). Verfolgt man ihre Linie in gerader Richtung, so stößt sie auf die Osterholzallee am Punkt der Einmündung der Strombergstraße. Da sie aber als gegen den Oberrn Stern hin ziehend beschrieben wird, muß sie hinter der Eglosheimer Allee (Frankfurter Straße) die Richtung um einige Grad geändert haben. Die vierfache Allee kann mit der langen Allee nicht identisch sein, denn sie werden beide hintereinander aufgezählt. Ihr Verlauf läßt sich nicht mehr eindeutig feststellen.

Der Eglosheimer See, heute Monrepossee genannt, wurde in der Zeit zwischen 1755 und 1765<sup>11</sup> wohl durch Baumeister Guépière zu einer architektonischen Anlage umgestaltet (Abb. 3).

<sup>9</sup> RKA A 249/1561, S. 22

<sup>10</sup> RKA A 249/1561, S. 22

<sup>11</sup> O. Paret: Ludwigsburg und das Land um den Asperg

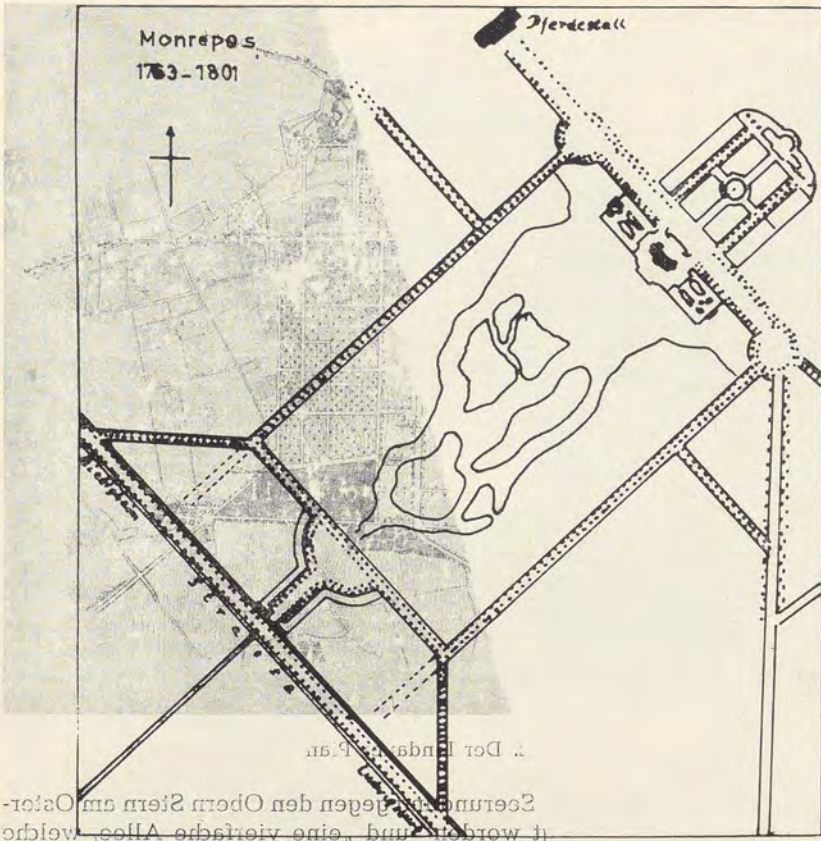


Abb. 3. Monrepos und sein Alleensystem 1763-1801  
 (nach O. Lüdke, *Die Gärten und das Land um den Asperg*, Bild 41)  
 des Jahr 1775<sup>10</sup> wieder ab. Der Boden wurde Len

Auf einer in der See hinein aufgeschütteten Terrasse erbaute Guèpière ein kleines Seeschloß im Rokokostil. Um den See herum zogen sich im Rechteck Alleengänge, die Schloß und See von der Umwelt verbargen. Ein von Allen gesäumtes Halbrondell bildete an der anderen Seite des Sees den Gegenpol zum Schloß. Von hier führte eine kurze Allee<sup>12</sup> zu einem Tor, das die Anlage zur Bietigheimer Landstraße und Allee hin öffnete und den Hohen Asperg und seine Umgebung in die Anlage mit einbezog.

Von dem Rondell linker Hand des Schlosses zog sich eine im Jahre 1759<sup>13</sup> angelegte Allee nach Eglosheim, eine bereits 1754<sup>14</sup> begonnene Allee zum Favoriteschloß hin.

Wir sehen ganz deutlich, daß die Anlage mit der Stadtmauer nicht zu Ende ist, sondern durch die Alleien in die Umgebung hinaus erweitert wird. Sie

<sup>12</sup> RKA A 249/1561, S. 24, 35, 50

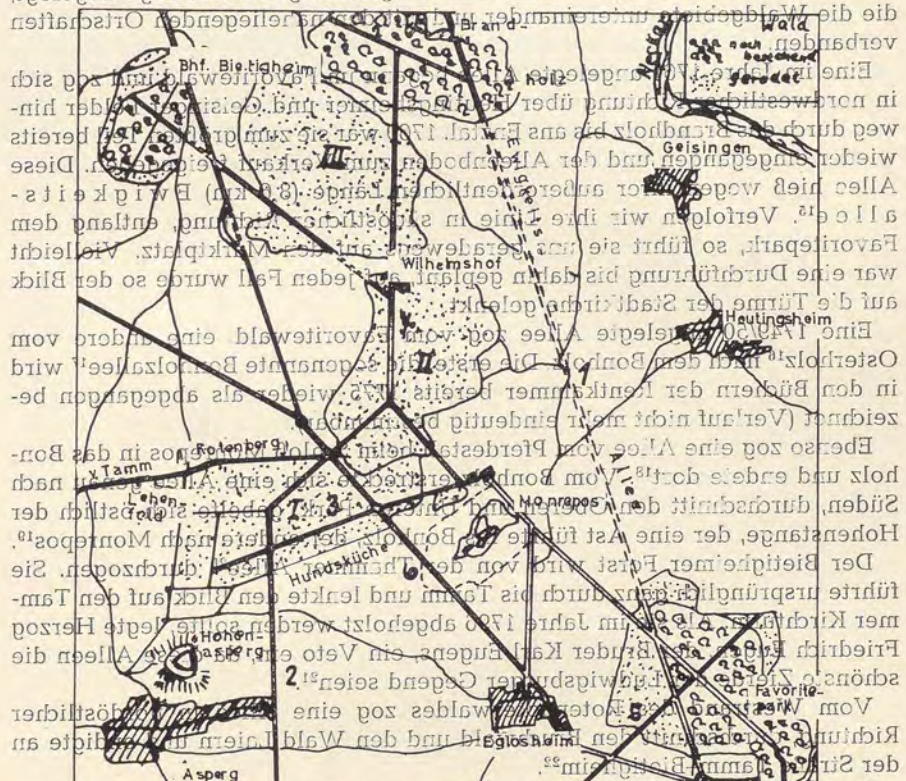
<sup>13</sup> RKA A 249/1561, S. 50

<sup>14</sup> RKA A 249/1561, S. 22, 61, 164

führen gradlinig auf eine Ortschaft, ein Lustschloß, ein malerisches Landschaftsmotiv zu und beziehen diese als Kulisse mit ein. Wenn der Herzog mit seiner lustigen und bunten Gesellschaft durch die Alleen fuhr, standen ihm die mächtigen Bäume zu beiden Seiten der Straße Spalier und schützten ihn vor der heißen Sonne, bis er am Ziel angelangt war.

Zu Karl Eugens Zeiten war das Jagdgebiet über Favoritewald und Schloß Montrepos hinaus bis in die Gegend von Markgröningen und Bietigheim beschränkt. Das wald- und wildeiche Jagdgebiet der württembergischen Herzöge (Abb. 4)

der Parforcejagd, die Karl Eugen wieder in Mode gebracht hatte. Deshalb wurden um das Jahr 1760 in den Wäldern gradlinige Alleenwege angelegt,



Die ganze Umgegend von Ludwigsburg war also von Alleen durchzogen. So mußte das Jagdgebiet auch vom Favoritewald nach Osten eine Allee ver-

Abb. 4. Jagdgebiet der württembergischen Herzöge (nach O. Paret, Ludwigsburg und das Land um den Asperg, Bild 35). I Bonholz, II und III Unterer und Oberer Park, 1 Ewigkeitsallee, 2 Allee vom Osterholz ins Bonholz, 3 Allee vom Perdestall ins Bonholz, 4 Allee vom Brandholz nach Süden.

Am Fuße des Hohenaspergs lag das Bonholz, dessen Süd- und Hundsküche hieß. Der Flurname H u n d s k ü c h e erinnert uns heute noch an das ehemalige Waldgebiet. An das Bonholz schlossen sich in nördlicher Richtung der sogenannte U n t e r e r u n d O b e r e r P a r k an, auf Haulingheim und

Geisinger Markung gelegen. Nordwestlich vom Oberen Park lag das Brandholz, von dem noch ein Restgebiet besteht. Der Bietigheimer Forst liegt nördlich, das kleine Waldgebiet Laiern südlich von Bietigheim. Von Markgröningen aus zieht sich in nördlicher Richtung der Rotenackerwald hin.

Zu Karl Eugens Zeiten dauerte eine Jagd mehrere Tage lang. Man begab sich mit einem großen Wagentroß ins Jagdgebiet. Dieser beförderte die Verpflegung, Tücher zum Umschließen der Waldstücke, in denen gejagt wurde, und fahrbare Jagdhütten. Man jagte hauptsächlich zu Pferde, vor allem bei der Parforcejagd, die Karl Eugen wieder in Mode gebracht hatte. Deshalb wurden um das Jahr 1760 in den Wäldern gradlinige Alleenwege angelegt, die die Waldgebiete untereinander und mit den naheliegenden Ortschaften verbanden.

Eine im Jahre 1761 angelegte Allee begann im Favoritewald und zog sich in nordwestlicher Richtung über Heutingsheimer und Geisinger Felder hinweg durch das Brandholz bis ans Enztal. 1769 war sie zum größten Teil bereits wieder eingegangen und der Alleenboden zum Verkauf freigegeben. Diese Allee hieß wegen ihrer außerordentlichen Länge (8,6 km) *Ewigkeitsallee*<sup>15</sup>. Verfolgen wir ihre Linie in südöstlicher Richtung, entlang dem Favoritepark, so führt sie uns geradewegs auf den Marktplatz. Vielleicht war eine Durchführung bis dahin geplant, auf jeden Fall wurde so der Blick auf die Türme der Stadtkirche gelenkt.

Eine 1749/50 angelegte Allee zog vom Favoritewald, eine andere vom Osterholz<sup>16</sup> nach dem Bonholz. Die erste, die sogenannte Bonholzallee<sup>17</sup> wird in den Büchern der Rentkammer bereits 1775 wieder als abgegangen bezeichnet (Verlauf nicht mehr eindeutig bestimmbar).

Ebenso zog eine Allee vom Pferdestall beim Schloß Monrepos in das Bonholz und endete dort<sup>18</sup>. Vom Bonholz erstreckte sich eine Allee genau nach Süden, durchschnitt den Oberen und Unteren Park, gabelte sich östlich der Hohenstange, der eine Ast führte ins Bonholz, der andere nach Monrepos<sup>19</sup>.

Der Bietigheimer Forst wird von der Thammer Allee<sup>20</sup> durchzogen. Sie führte ursprünglich ganz durch bis Tamm und lenkte den Blick auf den Tammer Kirchturm. Als sie im Jahre 1796 abgeholzt werden sollte, legte Herzog Friedrich Eugen, der Bruder Karl Eugens, ein Veto ein, da diese Alleen die schönste Zierde der Ludwigsburger Gegend seien<sup>21</sup>.

Vom Westrand des Rotenackerwaldes zog eine Allee in nordöstlicher Richtung, durchschnitt den Bruchwald und den Wald Laiern und endigte an der Straße Tamm-Bietigheim<sup>22</sup>.

Die ganze Umgebung von Ludwigsburg war also von Alleen durchzogen. So mußte zum Beispiel auch vom Favoritewald nach Osten eine Allee ver-

<sup>15</sup> RKA A 249/1561, S. 21, 24, 31–50

<sup>16</sup> Wanderkarte des Schwäb. Albvereins 1935

<sup>17</sup> RKA A 249/1561, S. 38, 104, 105, 110

<sup>18</sup> Wanderkarte 1935 und Abb. 4

<sup>19</sup> Wanderkarte 1935 und Abb. 4

<sup>20</sup> Wanderkarte 1935 und O. Paret, Ludwigsburg und das Land um den Asperg, S. 305 ff.

<sup>21</sup> OFAA Lb. 1558/33, 25. 5. 1796

<sup>22</sup> O. Paret: Ludwigsburg und das Land um den Asperg, S. 305 ff.

laufen sein, denn die Äcker nördlich der Reichertshalde hießen, bevor sie bebaut wurden, Alleeanacker.<sup>23</sup>

Vermutlich verlief hier die Allee, „welche vom Thiergarten in das Neccarweyhinger Thälen gehet“, die im Jahre 1760 angelegt wurde. Sie wird in einem Schreiben<sup>24</sup> zweier Oßweiler Bürger an den Herzog vom August 1762 erwähnt. Diese baten um Vergütung für ihre auf Hohenecker Markung gelegene Weinberge, die sie zu der Alleeanlage abgegeben hatten.

Der Tiergarten muß sich wohl im Favoritewald befunden haben, denn in einem Schreiben<sup>25</sup> der Gemeinde Eglosheim an den Herzog heißt es über die Talackerallee, sie verlaufe „vom Thiergarten oder Favoritewald gegen dem Osterholz“.

Von den hier erwähnten Alleeanlagen finden wir heute nur noch Spuren, einige sind vollständig verschwunden, so daß wir nur noch aus den Akten über sie etwas erfahren. Oft läßt sich danach ihr Verlauf auch nicht mehr eindeutig bestimmen. Doch geben uns diese Spuren einen Eindruck von dem einstmaligen weit in die Umgebung der Stadt hinausführenden Alleensystem.

<sup>23</sup> RKA A 249/1561, Jan. 1796

<sup>24</sup> RKA A 249/1455

<sup>25</sup> RKA A 249/1561, Jan. 1796

# Zur Ausstellung Kirschler-Schupp am 21. Januar 1967

in der Volkshochschule Ludwigsburg

Aus dem Einführungsvortrag von Prof. Dr. Oscar Paret

Vorgeschichtsforschung ist Geschichtsforschung. Jeder Geschichtsforscher braucht Urkunden. Die Urkunden des mittelalterlichen und neuzeitlichen Historikers liegen in den Archiven, die Urkunden des Vorgeschichtsforschers, des Archäologen, liegen meist begraben im Erdboden.

Die Vorgeschichtsforscher haben im Lauf von Generationen gelernt, bestimmte Arten solcher Boden-Urkunden schon oberflächlich zu erkennen. So weisen Hügel im Wald auf darunter liegende Bestattungen hin („Grabhügel“), oder kleine Bautrümmern wie Ziegelbrocken und Mörtel im Acker auf die Stätte eines römischen Steinhauses, wie das oft schon ein Flurname wie „Steinacker“, „Maueracker“ und „Schloßacker“ ankündigt.

Seit Ende des letzten Jahrhunderts hat man aber auch gelernt, die ganz unscheinbaren Reste von seit Jahrtausenden vergangenen Holz- und Lehmhütten etwa der Steinzeit oberflächlich zu erkennen.

Lehm war seit Jahrtausenden und bis ins Mittelalter herein ein wichtiger Baustoff – ist es in gebrannter Form als Backstein ja auch heute noch. – Im Neckarland ist der fruchtbare Lehm- und Lößboden weit verbreitet. Diesen Lehm holten sich schon die ältesten Bewohner unserer Gegend, die Steinzeitbauern vor 5000 Jahren, neben ihrem Bauplatz aus dem Untergrund, so daß eine Lehmgrube entstand, die dann als Müllgrube ganz erwünscht war.

Der Pflug hat in den Jahrhunderten, ja Jahrtausenden, die seit jener Zeit vergangen sind, oberflächlich alle Spuren der einstigen Hütten und Gruben verwischt. Wo aber die Pflugschar tiefer greift, bringt sie aus dem dunklen Grubeninhalt, dem verrotteten Müll, noch einiges an die Oberfläche. Der Forscher erkennt dann auf dem frisch gepflügten Acker solche dunklen Flecken und findet in den Schollen etwa einige Gefäßscherben, Feuerstein- und Knochengenstände oder ein Bruchstück eines Mahlsteins und Knochen von Haus- und Jagdtieren, eben die unverweslichen Bestandteile des alten Mülls, des jahrtausendealten Küchenabfalls.

Viel auffälliger und meist leicht erkennbar sind solche Müllgruben, wenn sie etwa durch eine heutige Baugrube oder einen Wasserleitungsgraben angeschnitten oder durchschnitten worden sind.

Sei es auf dem Acker oder in einer Baugrube: es genügt dann zuweilen ein einziger Gefäßscherben, um die Schuttgrube als vorgeschichtlich, etwa

als steinzeitlich ansprechen zu können, was dann wieder auf ein daneben gestandenes, ebenerdiges Haus der Steinzeit hinweist. Und da solche Gruben meist in größerer Zahl beisammen liegen, ist damit eine Siedlung, ein Dorf der Steinzeit festgestellt.

Schon im Jahre 1907, vor 60 Jahren, habe ich als Schüler und Student im Kreisgebiet von Ludwigsburg eine große Zahl von Steinzeitdörfern auf die angegebene Weise entdeckt und manche mit dem Spaten untersucht, so bei meiner Heimat Heutingsheim, bei Monrepos und Hoheneck. Um dieselbe Zeit hat im Bottwartal Hauptlehrer Sch ä f e r von Großbottwar und im Südteil unseres Kreises Oberlehrer M ü l l e r von Zuffenhausen erfolgreich geforscht. Und später sind weitere Geländeforscher dazugekommen.

Das Ergebnis: Die Mehrzahl der Markungen unseres Kreisgebiets war in der Jungsteinzeit, also schon vor etwa 5000 Jahren, von Bauern mit recht hoher Kultur besiedelt.

Man hat jene Schuttgruben in der Wissenschaft früher allgemein als „Wohngruben“ gedeutet, bis ich sie im Jahre 1942 als Materialgruben für den Baustoff „Lehm“ erkannte, die dann – wie heute unsere Lehm- und Kiesgruben – als Müllablagerungsplatz dienten. Diese Deutung war so einleuchtend, daß sie sofort allgemein angenommen wurde. Länger dauerte mein Kampf gegen die sogenannten „Pfahlbauten“.

Wie Forschungen anderswo ergeben haben, wohnten jene Steinzeitleute in mehrräumigen Holzhäusern, deren Bohlen- und Flechtwerkwände mit Lehm verkleidet waren. Die Stubenböden hatten einen Lehmestrich auf einer Unterlage von Baumstämmen. Die Häuser waren bis zu 25 m lang. Herde und überwölbte Backöfen sind nachgewiesen.

Jene Leute besaßen Schneidwerkzeuge aus Feuerstein, Äxte aus zähem Grünstein. Verkohlte Getreidereste bezeugen die Kenntnis von Gerste und Emmer, auch Erbsen und Linsen waren bekannt. Die Abfallknochen stammen von den Haustieren Rind, Schwein, Schaf und Ziege und von den Jagdtieren Ur, Hirsch, Reh, Bär, Wildschwein und Hase. Es war also die heutige Tierwelt. Die Eiszeit mit Mammut, Rentier und Höhlenbären war längst vorüber. Es war etwa die Zeit, in der im fernen Niltal die großen Pyramiden erbaut worden sind.

Wir sahen schon, daß die Müllgruben wahre vorgeschichtliche Archive sind mit Urkunden verschiedenster Art. Auf eine Klasse dieser Urkunden muß aber noch besonders hingewiesen werden. Es sind die Tongefäße. Sie sind aus der Hand geformt, durchweg hart gebrannt. Die Formen und Größen wechseln vom kleinen Täßchen bis zur großen Schüssel und zu Vorratsgefäßen. Natürlich findet man im Müll fast nur Bruchstücke. Aber schon ein kleiner Scherben kann eine wertvolle Urkunde sein. Viele der Gefäße sind durch eingedrückte Linien oder eingestochene Punkte verziert, und man hat gelernt, daß es sich dabei um mehrere verschiedene und zeitlich getrennte Zierstile handelt. So spricht man von Bandkeramik als der ältesten Tonware hierzulande. Es folgt die Rössenkeramik (nach dem Fundort Rössen bei Merseburg) und die mit Xhroverwändter Großgartacher Ware (nach dem berühmten Fundort bei Heilbronn so genannt), zuletzt die Steinzeitkeramik mit schmutzfarbiger Verzierung

So geben uns die Scherbenfunde die Mittel in die Hand, die Siedlungen bestimmten Volksgruppen zuzuschreiben und die Jahrtausende der Jungsteinzeit zeitlich zu gliedern. Und Ähnliches gilt für die folgenden Perioden der vorgeschichtlichen Zeit.

\*

Nun muß aber gerade hier und bei dieser kleinen Feier hingewiesen werden auf den Wandel der Verhältnisse, den die Forscher und die Forschung seit dem Anfang unseres Jahrhunderts erlebt haben. Ich kann dabei auch aus eigener Erfahrung sprechen.

Die heutigen Grabungsmethoden, das heute selbstverständliche Wissen über die vorgeschichtlichen Kulturen, das heute durch ein reiches Schrifttum jedermann zugänglich ist, gab es zu Anfang unseres Jahrhunderts noch nicht. Im Jahr 1908 schenkte mir der Direktor des Landesmuseums als Dank für dorthin gegebene Funde den soeben erschienenen „Führer durch die Staatssammlung Vaterländischer Altertümer in Stuttgart“, in dem der damalige Assistent Dr. Goessler kurze Einleitungen zu den einzelnen Abteilungen gab. Und dann folgte im Jahr 1909 die kurz gefaßte „Urgeschichte Württembergs“ von Hofrat Dr. Schliz, Heilbronn, die ich vom Schwäbischen Merkur zur Besprechung erhielt. Diese zwei Bändchen bildeten lange Zeit meine ganze vorgeschichtliche Bibliothek.

Bei der Beurteilung der Liebhabereforscher jener Zeit darf man solche Umstände nicht übersehen, auch das nicht, mit welchen einfachen Geräten, geringen Mitteln an Geld und Arbeitskräften sie arbeiten mußten. Der berühmte schon genannte Anthropologe und Vorgeschichtsforscher Hofrat Dr. Alfred Schliz hat seine erfolgreichen Grabungen in dem steinzeitlichen Dorf Großgartach – sein Buch erschien 1901 – meist mit nur einem oder wenigen Gehilfen durchgeführt und auf eigene Kosten.

Auch ich habe so begonnen wie Schliz. Ich fuhr manchen Tag mit dem Schubkarren und dem Grabungsgerät (Spaten, Schippe, Korb, Zeichengerät u. a.) von Heutingsheim nach Hoheneck und auf die Höhe hinter dem Heilbad (das damals noch nicht bestand), um in der Lehmgrube eine steinzeitliche Siedlung zu untersuchen. Der Heimweg mit dem meist schwer beladenen Karren war nicht leicht.

Oft habe ich tagelang allein die Stellen schwarzen Kulturbodens, die sogenannten „Wohngruben“, da und dort im Gelände ausgehoben und die Reste der Gefäße, Mahlsteine, Knochen usw. geborgen. Auch ich habe wie Schliz alle Fundstücke selbst präpariert und Gefäße ergänzt, wozu ich glücklicherweise auf der großen Bühne des Heutingsheimer Pfarrhauses reichlich Platz hatte. Manche dieser meiner Gefäße haben im Landesmuseum beide Kriege überlebt.

Als ich im Frühjahr 1910 über meine Grabungen bei Monrepos in der Stuttgarter Presse berichtet hatte, ging das durch die ganze Presse bis nach den USA. Von Steinzeitsiedlungen hatte man damals kaum etwas gehört. Und so kamen Schulen zur Grabungsstätte, um geführt zu werden, dann Pressevertreter, der Fotograf Wetzig von Ludwigsburg mit seiner schweren 18 : 24-cm-Kamera, weitere Offiziere der Garnison Ludwigsburg zu Pferde oder in Kutschen mit ihren Damen. Besonders erfreut war ich aber, als mir ein Besucher ein Zehnmarkstück in die Hand drückte. Damit konnte ich mir



für ein paar Tage einen Gehilfen leisten. Das waren Anfänge der Vorgeschichtsforschung.

Heute besteht ein mit Fachleuten, Grabungsauto, Fotografen, Zeichner und Geld, besonders auch mit Werkstätten gut ausgestattetes Denkmalamt für Vorgeschichte in Stuttgart für Nordwürttemberg, Entsprechendes in Tübingen für Südwürttemberg.

Aber auch die Anforderungen an die Fachleute und die Ämter sind besonders in den letzten zwei Jahrzehnten außerordentlich gewachsen. Wohl an tausend Stellen des Landes wird gleichzeitig gebaut, die Dörfer vergrößern sich, Aussiedlungshöfe entstehen allenthalben, die Städte bauen Vorstädte, alles nicht mehr mit dem Spaten, wie früher, sondern mit dem Bagger. Überall sind Straßenbauten im Gang. Und fast überall besteht die Möglichkeit, daß vorgeschichtliche Kulturreste, also Urkunden aus ferner Vorzeit, angetroffen werden.

Natürlich ist es ganz unmöglich, daß jede Grabung und dazu dauernd von einem Fachmann überwacht wird. Das Denkmalamt hat oft keinen Fachmann auf Anruf frei.

Es muß anerkannt werden, daß besonders auffallende Fundstücke von Bauunternehmern, Ämtern u. a. immer wieder einmal gemeldet und vorgelegt werden, auch gelegentlich einmal von einem Baggerführer – ich denke dabei gerne an den Baggerführer Schütz von Bietigheim, dem ich mehrfache Meldungen verdanke. Aber im ganzen kommt wohl kaum ein Prozent aller ans Licht tretenden Kulturreste zur Kenntnis der Fachleute und zur Auswertung.

Hier zeigt sich die große Bedeutung der örtlichen Liebhaberforscher landauf landab. Besonders sind es Lehrer, die sich der Vorgeschichte ihrer Markung annehmen, da sie ja auch in Heimatkunde unterrichten müssen. Aber dieses Interesse an der Vorgeschichte ist ja nicht an bestimmte Berufe gebunden. Leidenschaftliche Sammler und Forscher gibt es in allen Berufen und schon bei der Jugend.

Sie sind für die Landesforschung unentbehrlich, allerdings unter der Voraussetzung, daß sie ihre Funde und Beobachtungen dem Staatlichen Amt für Denkmalpflege, Abteilung Vorgeschichte, im Alten Schloß in Stuttgart melden und vorlegen, damit sie wissenschaftlich bearbeitet und in der Zeitschrift „Fundberichte aus Schwaben“ veröffentlicht werden können zum Nutzen der ganzen Wissenschaft und des Volkes. Ich selbst habe in 13 Bänden dieser Zeitschrift, in den zwei letzten Bänden mit Beiträgen des neugeschaffenen Landesamts in Tübingen, alle Funde des Landes von 1917 bis 1954, also durch fast ein halbes Jahrhundert, bearbeitet und veröffentlicht.

Inzwischen ist der Stab der Mitarbeiter der Zeitschrift erfreulich gewachsen. Am letzten Band der „Fundberichte“, erschienen 1962, haben über 200 solcher örtlichen Forscher durch ihre Meldungen mitgewirkt.

In ihrem Verzeichnis finden wir auch die Namen:

Walter Kirschler, Steinbildhauer, und Kurt Schupp, Grafiker, beide von hier. Das Ergebnis ihrer bisherigen Forschungen dürfen wir heute kennenlernen. Es ist erstaunlich, welch reichen Ertrag die Überwachung der Baugrabungen allein im hiesigen Schloßlesfeld ergeben hat!

Ein erster Fund wurde in diesem Gelände schon im Jahr 1877 gemacht. Als Oberstleutnant v. Molsberg (1832–1909, Grabstein im Alten Friedhof) mit seinen Soldaten im Schlößlesfeld bei einer alten Lehmgrube abkochte, fielen ihm in einem der Kochlöcher alte Reste auf. Er schrieb: „Wirkliche Totenurnen, Steinbeile aus Grünstein und ganze Haufwerke von Aschen, Kohlen und Knochen lassen auf Leichenbestattung durch Brand schließen.“ Die Funde schenkte er der Altertümersammlung in Stuttgart. Es handelt sich um Reste einer steinzeitlichen Siedlung, einer Müllgrube, die nach dem Stil der Gefäße von einer „Schussenrieder Bevölkerung“ stammt, denn im Schussenrieder Moor in Oberschwaben sind kurz zuvor (1875) wohl-erhaltene Teile einer Siedlung mit zahlreicher eigenartig verzierter Keramik wie die von v. Molsberg gefundene angetroffen worden.

Als Prof. Goessler im Jahr 1907 die Fundstätte vom Jahr 1877 vergebens gesucht hatte, schrieb er, es seien kaum Aussichten auf Gewinnung weiterer Reste vorhanden. Auch ich konnte beim wiederholten Begehen des Geländes in den letzten Jahrzehnten oberflächlich nichts bemerken.

Nun hat der Bagger das verschlossene Archiv geöffnet.

Es muß anerkannt werden, daß die Funde von Bannrechtstücken

Zum Schluß ist aber noch eine Betrachtung anzufügen.

Natürlich ist der Boden an vielen anderen Orten des Landes und auch unseres Kreises wohl ebenso reich an alten Kulturresten wie das Schlößlesfeld. Dafür liegen viele Anzeichen vor. Aber hier haben wir ein Beispiel, ja ein Vorbild, was durch Freude an der Geschichte und durch die Ausdauer örtlicher Forscher erreicht werden kann auf Grund selbst erworbener Erfahrung und mit Hilfe des Studiums des Fachschrifttums.

Beim Blick auf die hier ausgestellten Kulturdenkmäler aus dem Boden

unserer Stadt und unseres Kreises bedauert man erneut, daß die Stadt Ludwigsburg in ihrer Geschichte nicht mehr solche Funde ständig besichtigt werden können. Möge es bald dazu kommen.

Die beiden Forscher waren Künzler und Kurt Schapp. Auch unter ihren Erfolgen ist es eine große Freude, daß die Stadt Ludwigsburg aber gebührt ihnen von uns allen, was sie zur Aufhellung der Vorgeschichte besonders unserer Stadt Ludwigsburg beigetragen haben. Es ist ein wohlwollender Beitrag zur Vorgehensweise in der Landesgeschichte des Landes von 1917 bis 1954, also durch fast ein halbes Jahrhundert, bearbeitet und veröffentlicht.

Inzwischen ist der Stadt der Mitarbeiter der Zeitschrift „Freudlich gewachsen. Am letzten Band der „Fundberichte“, erschienen 1952, haben über 200 solcher örtlichen Forscher durch ihre Meldungen mitgewirkt. In ihrem Verzeichnis finden wir auch die Namen:

Walter Kirschler, Steinbildhauer, und Kurt Schupp, Grafiker, beide von hier. Das Erbe ihrer bisherigen Forschungen dürfen wir heute kennenlernen. Es ist erstauulich, welch reichen Ertrag die Überwachung der Baudenkmäler allein im hiesigen Schlößlesfeld ergeben hat!

# Neue steinzeitliche Funde auf Ludwigsburger Boden

Von Walter Kirschler und Kurt Schupp

Die archäologische Forschung ist – wohl mehr als jeder andere Zweig der Wissenschaft – von der Gunst des Zufalls abhängig. Die Dokumente der Vor- und Frühgeschichte, die im Boden verborgen liegen, sind oberflächlich nicht zu erkennen. Nur ein glücklicher Umstand kann sie ans Tageslicht und damit die Archäologen auf ihre Fährte bringen. Die weitaus meisten Zufallsfunde werden zweifellos bei Bauarbeiten gemacht. Leider gehen die dabei zutage geförderten Kulturreste meist verloren, wenn nicht jemand zur Stelle ist, der sie erkennt und davor bewahrt, zum nächsten Auffüllplatz abgefahren zu werden. Jeder, der sich mit der Forschung im Gelände beschäftigt, kann davon die haarsträubendsten Geschichten erzählen. Für den Fachmann wie den interessierten Laien gilt es daher, Baustellen aufmerksam zu beobachten. Hier ist Neugier eine Tugend, die – wie sich auch im vorliegenden Fall erwiesen hat, zu ungeahnten Entdeckungen führen kann.

Ab Mitte der fünfziger Jahre begann auf dem Ludwigsburger Schlößlesfeld ein neuer Stadtteil zu entstehen, und auch in den angrenzenden Stadtgebieten setzte rege Bautätigkeit ein. Beim Aushub zahlreicher Baugruben und Leitungsgräben zeigten sich an vielen Stellen steinzeitliche Siedlungsspuren (Abb. 1). Das Landesamt für Bodendenkmalpflege in Stuttgart, ohnehin mit Arbeit überhäuft, sah sich außerstande, hier etwas zu unternehmen. So blieb das Feld einigen Amateuren überlassen, die sich daran machten zu retten, was zu retten war. Es erwies sich zwar als ausgeschlossen, alle Bauarbeiten laufend zu kontrollieren; immerhin gelang es im Lauf der Jahre, eine große Zahl von Funden zu bergen, oft unter schwierigen Umständen. Nicht unerwähnt soll dabei bleiben, daß die meisten Baufirmen dieser Tätigkeit weitgehendes Verständnis und vielfach großes Interesse entgegenbrachten. Aus dem reichhaltigen Fundmaterial ergibt sich für die steinzeitliche Besiedlung des nordöstlichen Stadtgebiets nun folgendes Bild:

Die älteste neolithische Periode Mitteleuropas, die Kultur der Bandkeramiker, ist mit einer ganzen Reihe von Fundstellen vertreten. Sie liegen einmal in dem Gelände, das durch die Erlachhof-, Hegel- und Harteneckstraße sowie die Neuhalde begrenzt wird. Ein zweiter Fundpunkt liegt im nördlichen Teil des Neuen Friedhofs. Die dritte Gruppe von Fundstellen schließlich befindet sich im Gebiet nördlich der Kreuzkirche an der Brucknerstraße. Das Fundmaterial besteht in der Hauptsache aus Keramikscherben mit charakteristischer Verzierung (Abb. 2), Pfeilspitzen und Hornsteinklingen, Hand-

mahlsteinen aus Sandstein und – als Besonderheit – einem mit vier Löchern versehenen Gefäßboden, einem Sieb. Es besteht Grund zu der Annahme, daß diese bandkeramischen Siedlungen nicht gleichzeitig bestanden, weil die Keramik in der Art der Verzierung beträchtliche Verschiedenheiten aufweist.

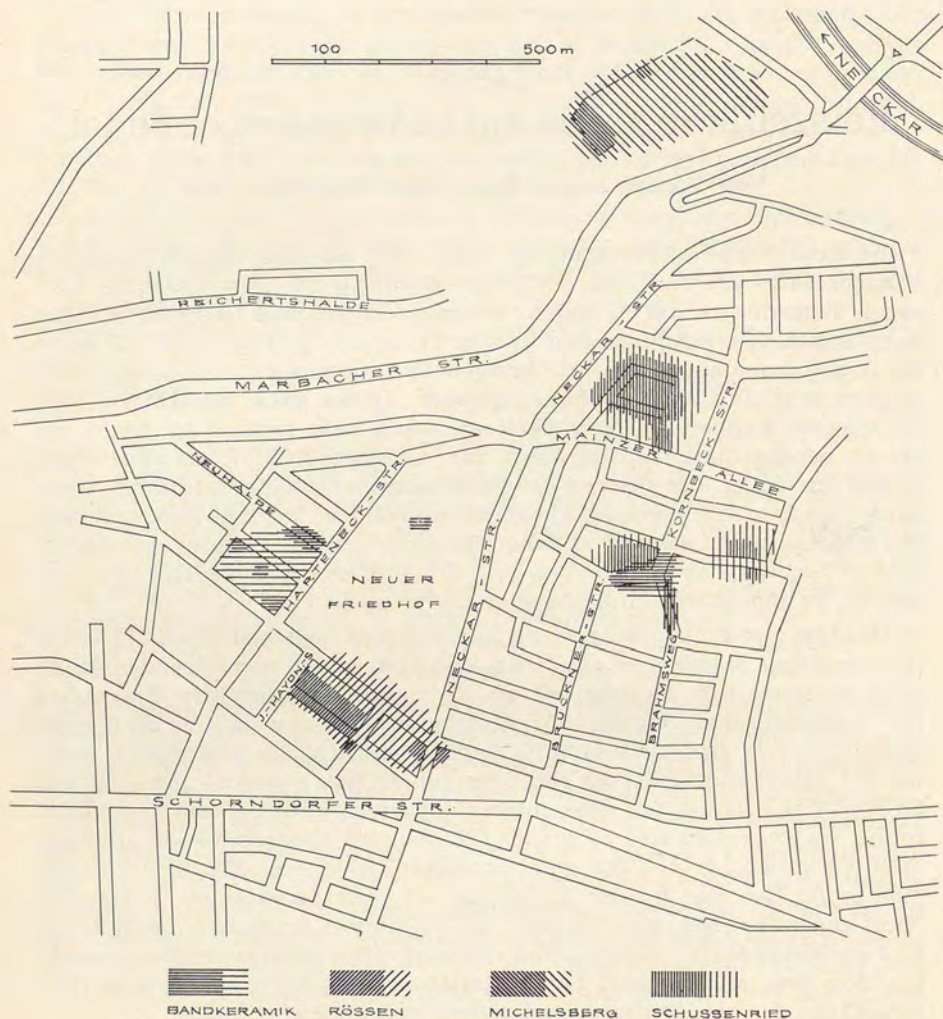


Abb. 1. Jungsteinzeitliche Fundstellen im Nordosten Ludwigsburgs.

Die etwas jüngere Rössener Kultur (genannt nach einem Hauptfundort, Rössen bei Merseburg) konnte mit einer Siedlungsfläche südlich der Robert-Koch-Straße, zwischen Joseph-Haydn-Straße und der Ostseite der Neckarstraße nachgewiesen werden. In den Baugruben für die Wohnblocks des Evangelischen Siedlungswerks an der Mozartstraße wurden viele Kulturreste geborgen: neben Tongefäßen eine besonders große Zahl von Feuersteinge-



Abb. 2. Bruchstücke bandkeramischer Gefäße, gefunden nördlich der Kreuzkirche  
Maßstab 2 : 3

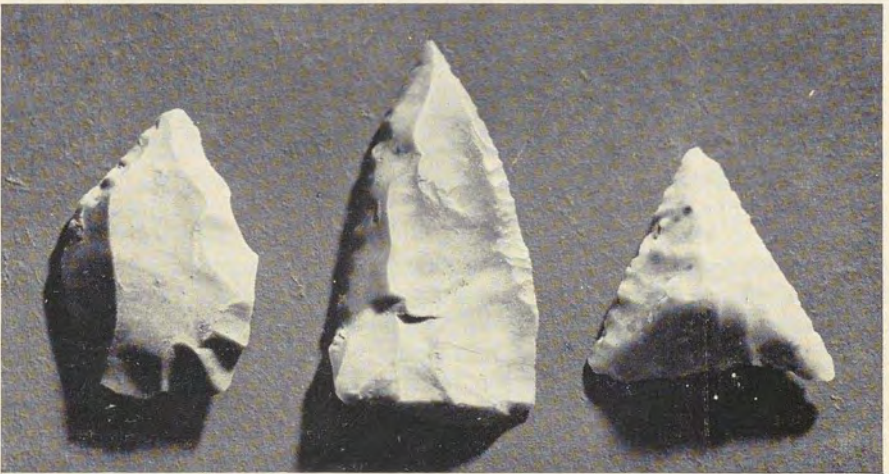


Abb. 3. Pfeilspitzen aus Hornstein (Jungsteinzeit)

räten, Messern und Pfeilspitzen (Abb. 3), Mahl- und Schleifsteine, Bruchstücke von Steinbeilen. Besonders schön sind die Stich- und Ritzverzierungen der Keramik, die auf ein ausgeprägtes ästhetisches Empfinden ihrer Hersteller schließen lassen (Abb. 4).



Abb. 4. Rössener Gefäßscherben, Fundstelle Mozartstraße, Maßstab 2 : 3

Die Siedlung der Michelsberger Kultur auf dem Hungerberg ist zwar seit langem bekannt. Hier hat vor Jahrzehnten schon Professor Paret gegraben. Durch Lehmgrube und Steinbruchbetrieb ist die zum Neckar vorspringende Bergnase zum größten Teil abgebaut. Jedoch konnten auch hier in den letzten Jahren noch interessante Fundstücke geborgen werden: Eine Handmühle mit Läufer, ein kubisch geschliffener Reibstein, mehrere Steinbeile, Pfeilspitzen und Hornsteinklingen; merkwürdig ist eine Hirschgeweihsprosse mit Sägeschnitten, aus der offenbar Schmuckperlen hergestellt werden sollten. An Keramik liegen vor ein beutelförmiges, spitzbodiges Gefäß mit etwas

über dem Boden umlaufendem, mit vielen Bohrungen versehenem Ringwulst und ein riesiges, außen mit Schlick beworfenes Vorratsgefäß.

Als Hauptsiedlungsgebiet der endsteinzeitlichen Schussenrieder Kultur erwies sich das Sch l ö ß l e s f e l d . Hier konnten Wohnplätze festgestellt werden um den östlichen Teil der Corneliusstraße, am Brahmweg nordöstlich der Kreuzkirche, im Gelände zwischen der Brucknerstraße und der westlichen Corneliusstraße und schließlich im Gebiet nördlich der Mainzer Allee zwischen Ernst-Kauffmann- und Kornbeckstraße. Die hier aus Abfall- und Aschengruben, Hütten- und Herdstellen geborgenen Kulturreste sind überaus zahlreich. Von besonderer Bedeutung sind einige vergleichsweise bescheidene Einzelfunde innerhalb größerer Fundkomplexe. So stammten aus einem Fund bei Großsachsenheim aus den zwanziger Jahren mehrere Ketten mit Kalksteinperlen und axtförmigen Anhängern. Durch mehrere im Sch l ö ß l e s f e l d gefundene gleichartige Anhänger (Abb. 5) hat sich erwiesen, daß

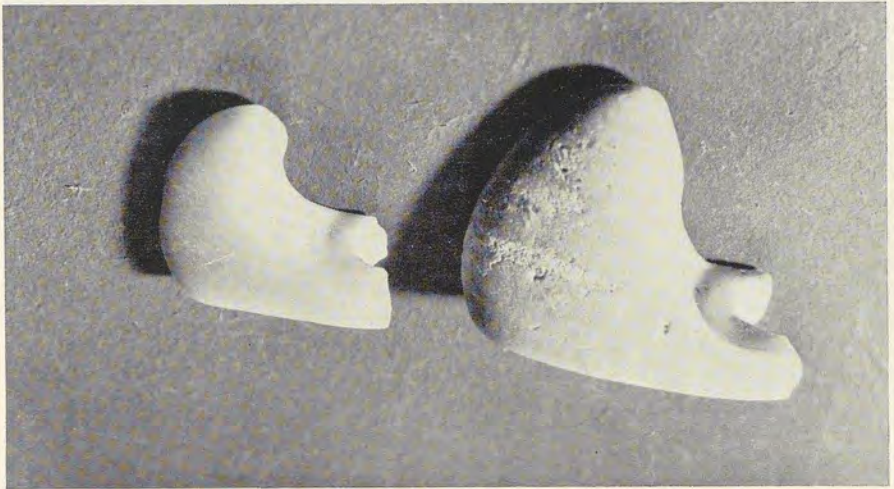


Abb. 5. Axtförmige Anhänger aus Kalkstein (Jungsteinzeit)

diese Ketten in die Zeit der Schussenrieder Kultur gehören. Weiter läßt der Fund eines Bohrzapfens von einer Steinbeilbohrung den Schluß zu, daß diese Beile, deren Material aus dem Fichtelgebirge oder dem Großglocknergebiet stammt, hier an Ort und Stelle fertigbearbeitet wurden. Auch der Schneidenteil eines Steinbeils mit querlaufendem Bohrloch fand sich, Steinbeilbruchstücke aus Hornblende und Basalt, Schmuckperlen aus Pechkohle von fast unglaublicher Feinheit und Präzision der Bearbeitung, sauber geschliffene Nadeln und Töpferwerkzeuge aus Knochen, bis zu acht Zentimeter lange Hornsteinmesser, Mahl- und Schleifsteine, Tonlöffel, und eine große Zahl von Keramikscherben, aus denen sich einige Gefäße rekonstruieren ließen. Neben den bekannten Henkelkrügen mit Zickzackband und Schraffenverzierung (Abb. 6) handelt es sich dabei um trichterförmige Gefäße mit flachem Boden in verschiedenen Größen und um einen eigenartigen, in mehreren

Exemplaren vorhandenen Topf von jeweils etwa 22 cm Höhe und ca. 20 cm Durchmesser, der bis zum Bauchknick in etwa 10 cm Höhe trichterförmig, von da bis zum Rand einwärts geschwungen aufsteigt. Über dem Bauchknick sitzt ringsum eine Reihe von Noppen, der Rand ist mit einer Fingertupfenleiste oder Stichreihe verziert. Weiter gibt es bauchige Gefäße mit engem Hals und Vorratsbehälter mit Henkelnoppen, von denen eben jetzt, im September 1967, ein fast ganzes Exemplar gefunden werden konnte.



Abb. 6. Bruchstücke eines Schussenrieder Henkelkrugs, Fundstelle Brucknerstraße  
Maßstab 2 : 3

Leider war es bislang nicht möglich, eine methodische Grabung durchzuführen – eine Tatsache, die spätere Generationen zweifellos bedauern werden. So konnten beispielsweise keine Hüttengrundrisse festgestellt werden, deren Pfostenlöcher sicher noch vorhanden sind. Immerhin wurden aus mehreren Schuttgruben Stücke von Wandverputz geborgen, die klare Abdrücke von Pfosten und Flechtwerk tragen und damit Rückschlüsse auf die Bauweise der Hütten erlauben.

Das reiche Fundmaterial, von dem ein Teil im Februar 1967 in einer improvisierten kleinen Ausstellung im Filmsaal der Schiller-Volkshochschule gezeigt wurde, vermittelt ein anschauliches Bild vom Leben der Menschen auf unserem Boden in den Zeiträumen von etwa 4500 bis 2000 v. Chr. Vielleicht wird es eines Tages möglich werden, dieses Bild durch eine umfassende Schau noch plastischer zur Geltung zu bringen.



# Die Pleidelsheimer Fibel

Von Oscar P a r e t

Aus dem Boden der Markung Pleidelsheim Kreis Ludwigsburg kommen seit Generationen immer wieder Kulturreste ans Licht, Urkunden aus den langen vorgeschichtlichen Zeiten von der Steinzeit, der Bronzezeit, der Kelten- und der Römerzeit bis zur frühen Alemannenzeit. Dank der großen Bautätigkeit besonders im Norden des Dorfes und der Forschertätigkeit von Rektor Pfeiffer wie auch der Ludwigsburger Liebhabersforscher Kirschler und Schupp hat sich in letzter Zeit wieder manches Neue ergeben.

So wissen wir jetzt über die Lage und Ausdehnung des ältesten Friedhofs der Gemeinde Pleidelsheim (im Jahr 794 zum erstenmal in einer Urkunde erwähnt als Blidolwesheim) schon recht gut Bescheid. Er liegt beiderseits der Mundelsheimer Straße, wo besonders östlich dieser Straße im Bereich der Mörikestraße in Baugruben seit 1960 eine größere Zahl alemannischer Skelettgräber mit ihren Totenbeigaben angetroffen worden sind. Darüber wird das Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart in einiger Zeit eingehend berichten können.

Hier soll nur ein einziges Fundstück in einem kurzen Vorbericht bekanntgegeben werden. Bei seiner Bedeutung lohnt sich die Schilderung seines Bekanntwerdens.

Rektor Pfeiffer hatte in seiner Schule eine kleine Ausstellung der von ihm in den Baugruben geborgenen vorgeschichtlichen Reste geschaffen. Durch diese wurde Wilfried Leibiger, Textiltechniker, an ein Fundstück erinnert, das im Jahr 1958 beim Bau seines Hauses Vogelsang 12, westlich der Mundelsheimer Straße, gefunden worden war und von ihm aufbewahrt wurde. Die Ausstellung veranlaßte ihn, Mitte Oktober 1966 den Fund auf das Rathaus zu bringen und Bürgermeister Siegle als Geschenk an die Gemeinde zu übergeben. Am 31. Oktober 1966 wurde mir das Fundstück, eine prachtvolle alemannisch-fränkische goldene Rundfibel, durch Rektor Pfeiffer in meiner Wohnung zur wissenschaftlichen Bearbeitung vorgelegt.

Im Bereich der Fundstelle in Flur Schrai, 1 km nördlich vom Ort, hatte ich am 18. Dezember 1951 mit Herrn Pfeiffer ein tags zuvor beim Feldwegbau angeschnittenes Skelettgrab ohne Beigaben freigelegt (s. Fundberichte aus Schwaben N. F. XII 127). Richtung West (Kopf) – Ost. Tiefe 0,40 m im Löß, der dort überall ansteht.

Bei dem neuen Fund wurden Steine angetroffen. Es handelt sich offenbar um eine mit Steinplatten eingefaßte Grabkammer. Weitere Beobachtungen

liegen nicht vor, auch nicht weitere Beigaben, wie sie in diesem Grab einer offenbar hochgestellten Frau erwartet werden dürfen.

Die Rundfibel hat einen Durchmesser von 7,5 cm. Das Stück ist offenbar durch den Bagger beschädigt worden. Das dünne Goldblech war stellenweise verbogen und gerissen. Es fehlt die bronzene oder silberne Grundplatte mit der Nadel. Sie war mit der Oberplatte der Fibel durch 8 Bronzestifte verbunden, die in den acht Ecken am Rande der Goldscheibe stecken. Von der weißen Füllmasse zwischen der getriebenen goldenen Oberplatte und der Grundplatte sind nur Reste erhalten. Das Gewicht der Fibel im Zustand der Auffindung betrug 13 g. Einige der zahlreichen, in Zellen gefaßten Halbedelsteine sind ausgefallen und fehlen, auch die große runde Fassung in der Mitte ist leer. Mehrere der Steinchen wurden lose abgegeben.

Die Instandsetzung der Fibel geschah März/April 1967 in der Werkstatt des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart.

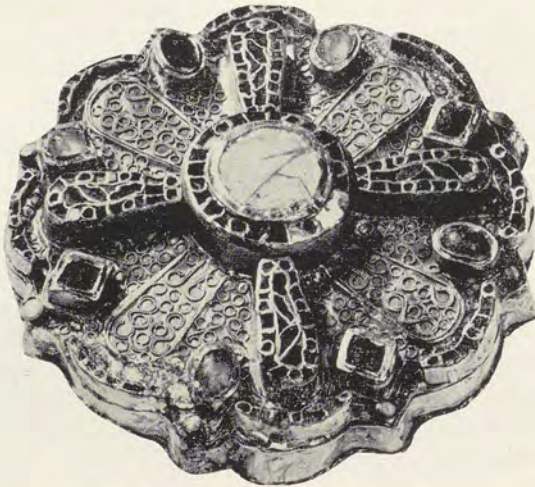


Abb. in natürlicher Größe

Nun zur Schauseite des prachtvollen Schmuckstückes. Sie wird beherrscht durch ein erhabenes gleicharmiges Kreuz, dessen Mitte eine 12 mm große runde Fassung für einen verlorengegangenen Stein bildet. Diese Fassung ist umrahmt von einem 3 mm breiten Reif, in den 24 Steinchen, meist rote Almandinen aus Indien, eingesetzt sind. Die vier gleichen Arme verbreitern sich nach außen auf 7 mm und enden halbrund. Ihre obere Fläche zeigt außen einen Rahmen mit 19 bis 20 eingesetzten Steinen und ein gestrecktes Mittelfeld mit je 5 Steinen, 3 grünen und 2 roten.

Den Untergrund des Kreuzes bildet eine Fläche, die wieder vier Kreuzarme zeigt, breiter als die des aufgesetzten Kreuzes, und recht flach mit dünnen Randleisten. Sie sind gefüllt durch aufgelegte, feine goldene Perl-fäden (Filigrantechnik), die in Schlangenform etwa pflanzliche Muster bilden, während Ringchen (1 mm groß) die Zwischenräume füllen.

Am Rande der Fibel, beiderseits der vier erhöhten und damit auch beiderseits der flachen Kreuzarme trägt die Fibel in Fassungen acht größere Steine (6 mm), abwechselnd rhombisch und oval, die ersteren grün, die ovalen farblos.

Diese acht Steine sitzen jeweils einwärts der Bronzestifte.

Zwischen den vortretenden Ecken mit den Stiften ist der Rand der Fibel nach außen gebogen. Er trägt hier wieder eine erhöhte Leiste mit eingesetzten Steinen (je sieben). Die Gesamtzahl der Steine dieser Goldblechscheibenfibel beträgt somit 186 (187?).

Die Filigrantechnik und die Verzierung durch farbige Steine kam seit etwa dem Jahr 600 n. Chr. von Italien in das alemannisch-fränkische Gebiet. Eine dem Pleidelsheimer Stück ähnliche Fibel (6 cm Durchmesser) stammt von Heilbronn. Sie trägt im Mittelfeld eine antike Gemme, wie man sie sich auch in dem leeren Mittelfeld der Pleidelsheimer Fibel denken könnte.

Vergleichbare Broschen liegen auch vor aus alemannisch-fränkischen Gräbern von Heidenheim, Sindelfingen u. a. O., besonders auch vom Rheingebiet (Bingen u. a.). „Sie gehören zu dem Vollkommensten, was die germanische Kunst der Völkerwanderungszeit geschaffen hat, und ihr Gegeneinander von Gold und farbigen Steinen ist von großem Reiz.“ (Herbert Kühn, *Vorgeschichtliche Kunst Deutschlands*, 1935).

Um das kostbare Kunstwerk der Allgemeinheit zugänglich zu machen und um es zu sichern, hat die Gemeinde Pleidelsheim den Fund dem Württ. Landesmuseum im Alten Schloß in Stuttgart übergeben.

# Erste Ergebnisse der Grabung in der Martinskirche zu Kornwestheim

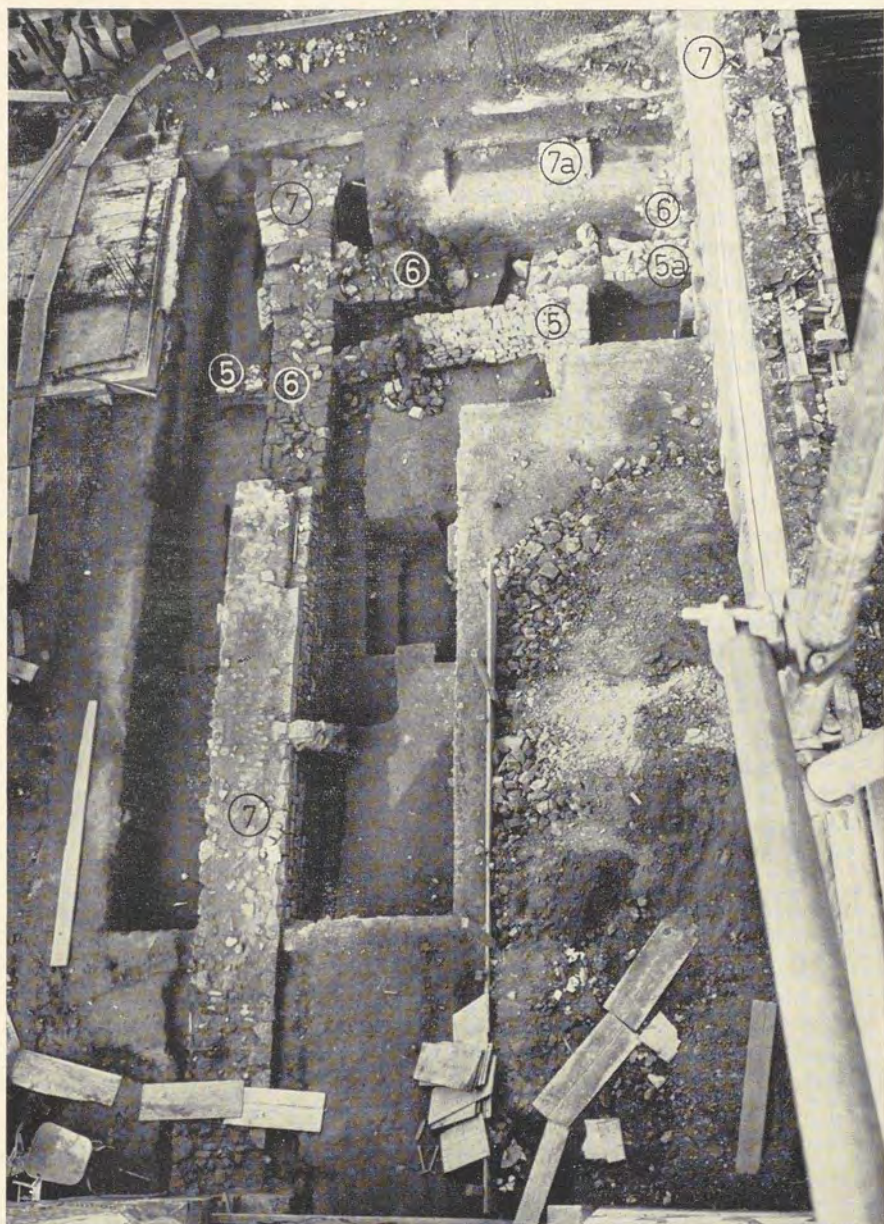
Von G. P. Fehring und B. Scholkmann

Von Anfang Juli bis Anfang Oktober 1967 wurde im Auftrage des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart durch den Konservator für Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg in der Evangelischen Pfarrkirche St. Martin zu Kornwestheim eine archäologische Rettungsgrabung durchgeführt. Anlaß für die Grabung war der geplante Einbau einer Umluftheizung. Die Untersuchungen hatten sich daher auf die entsprechenden Bereiche zu beschränken und mußten leider für die Erkenntnis der Gesamtzusammenhänge wichtige Bereiche ausklammern.

An einem Platz, mit dem die Ortsnamensendung -heim, zahlreiche merowingerzeitliche Reihengräberfriedhöfe der umliegenden Gemarkungen und das Martinspatrozinium verbunden sind, waren mit großer Sicherheit Bodenkunden zu erwarten, die in das frühe Mittelalter und damit in die Frühzeit der Christianisierung unseres Landes zurückreichen. Daß die bereits begonnenen Baggerarbeiten gestoppt wurden und eine Rettungsgrabung durchgeführt werden konnte, verdanken wir neben den zuständigen Stellen und der Kornwestheimer Kirchengemeinde vielfacher Anteilnahme und Unterstützung aus Kornwestheim und dem Kreis Ludwigsburg, darunter nicht zuletzt dem Ludwigsburger Historischen Verein.

Das Ergebnis der Grabung kann wenige Tage nach ihrem Abschluß erst in groben Umrissen skizziert werden. Die Reinigung und wissenschaftliche Bearbeitung so gut wie aller Fundgegenstände stehen noch aus, so daß hier vorerst nur die Abfolge der verschiedenen Perioden mit noch relativ vagen Datierungsanhalten gegeben werden kann:

1. Zuunterst liegt eine etwa  $\frac{1}{2}$  m mächtige, von wenig Holzkohle, Hüttenlehm und Keramikscherben durchsetzte prähistorische Kulturschicht, die zwar nicht eine intensive Besiedelung an diesem Platz, aber wohl in der näheren Umgebung bezeugt.
2. Nachträglich eingetieft in diese prähistorische Schicht ist eine Anzahl von Pfostenlöchern, zwischen denen ein wohl zugehöriger Brandhorizont angetroffen wurde. Da diese Reste von Holzpfostenbauten mit den nachfolgenden Steingebäuden parallel fluchten, liegt die Annahme nahe, daß es sich um Spuren eines oder mehrerer hölzerner Kirchenbauten handelt. Doch konnte eine Bestätigung für diese



Kornwestheim, Grabung St. Martin, West-Abschnitt von NO am 18. 9. 1967 (die Zahlen verweisen auf die im Text angeführten Bauperioden)

Deutung von den Grundrißzusammenhängen her nicht erzielt werden, weil in den dafür wichtigen Anschlußbereichen nicht gegraben werden konnte. In den Zusammenhang dieser Gebäudereste dürften auch älteste, west-ost-orientierte, wenn auch größtenteils nachträglich gestörte Gräber gehören, die Beigabenreste der Merowingerzeit enthielten.

3. Von dem nächstfolgenden Bau ist eine nur in einer Steinlage erhaltene Nord-Süd-Mauer – vermutlich der Ost-Abschluß – direkt faßbar geworden. Das schwache Steinfundament könnte durchaus noch einen Holzaufbau getragen haben. Zugehörig sind wenige, großenteils in Plattengräbern angetroffene Bestattungen, die wohl sicher der Familie eines adligen Eigenkirchenherrn zugehören dürften. Da nur das mächtige, bei der Brandzerstörung dieser Kirche gestörte Plattengrab auf der heutigen Kirchenmittelachse Reste von Beigaben wohl des späteren 7. oder früheren 8. Jahrhunderts enthielt, gehören die Befunde offenbar jener Zeit an, in der unter Einwirkung des Christentums die Beigabensitte langsam ihr Ende fand.
4. Der nächste, über solideren Fundamenten gegründete steinerne Kirchenbau wurde in seiner West- und Nord-Begrenzung sicher erfaßt. Doch muß angesichts der begrenzten Grabungsmöglichkeiten offen bleiben, ob der Bau bereits nach 8 m seinen Ost-Abschluß fand. Wahrscheinlich handelt es sich dabei aber lediglich um eine Zwischenmauer vorerst unbekannter Zweckbestimmung, und die Kirche hat von vornherein, nicht erst bei einer Bauerweiterung, ihre Länge von etwa 17 m erhalten. Obwohl die Süd-Begrenzung nicht erfaßt werden konnte, zeigt sich deutlich der im frühen Mittelalter weithin verbreitete Grundrißtypus der einschiffigen Saalkirche mit eingezogenem Rechteckchor. Da datierbare Fundmaterialien zu diesem Bau noch nicht vorliegen, bleibt die Annahme seiner Entstehung in karolingischer Zeit vorerst hypothetisch.
5. Der tiefer fundamentierte Nachfolgebau übernahm die Grundrißgestalt seines Vorgängers, verlängerte ihn nach Westen zu jedoch um mehrere Meter; sein Schiff besaß die ansehnliche Spannweite von mindestens 7 m. Da Mauerwerk und Kalkestrichfußboden weithin kräftige Brandspuren aufweisen, fiel diese Kirche offenbar einem starken Brand zum Opfer. Im und unter dem Fußboden angetroffene Münzen werden eine relativ präzise Datierung erlauben; vorerst muß hypothetisch mit einer Entstehung in ottonisch-salischer Zeit gerechnet werden.
- 5a. Ein der Nordwest-Ecke dieses Baues nachträglich angefügtes schwächeres Fundament entstammt einem Anbau, dessen Ausdehnung und Zweckbestimmung offen bleiben müssen.
6. Wesentlich breiter und tiefer fundamementiert ist der wohl spätrömische Nachfolgebau, der ebenfalls den Typus der einschiffigen Saalkirche mit eingezogenem Rechteckchor vertritt. Die besonders stark

ausgebildeten Chorfundamente lassen dabei auf einen der in spätromanischer Zeit weit verbreiteten Chortürme schließen. Dieser Bau bestand 1276, als die Kirche – der Überlieferung zufolge – in den Besitz des Klosters Bebenhausen kam.

7. Diesen neuen Besitzverhältnissen ist es wohl zu danken, daß der spätgotische Neubau 1516 einen besonders schönen und reich ausgestatteten Chor durch Meister Hans von Ulm erhielt. Doch reichten damals offenbar die Mittel nicht aus, um – der beim Chor realisierten Planung gemäß – auch das Schiff über die Fluchten des Vorgängerbaues hinaus nach Süden zu verbreitern. Man fußte vielmehr auf den Fundamenten des spätromanischen Vorgängerschiffes, verlängerte dieses jedoch nach Westen zu um wenige Meter. Es sollte den Baumaßnahmen von 1967 vorbehalten bleiben, die spätgotische Ursprungsplanung zu realisieren.

7a) Im Westen und Norden des Schiffes findet sich eine Anzahl von Einzel-fundamenten, auf denen die Stützen neuzeitlicher Emporeneinbauten ruhten.

# Die Katharinenkirche zu Eglosheim

Von Markus Otto

Zu den in letzter Zeit sehr glücklich restaurierten Kirchen unseres Kreises gehört auch die Pfarrkirche St. Katharina zu Eglosheim. Dieses Bauwerk, eine der schönsten Dorfkirchen des Landes, wurde erst spät in seinem künstlerischen Wert richtig erkannt und ist seit dem grundlegenden Aufsatz von H. Koepf (Hie gut Württemberg 2. Jahrg., S. 49/50) mehrfach Gegenstand von Veröffentlichungen in der genannten Heimatbeilage gewesen. Es würde den Rahmen dieses Berichts sprengen, wenn hier eine vollständige Monographie der Kirche geboten werden sollte. Dies erübrigt sich um so mehr, als im Augenblick der Niederschrift dieser Zeilen ein bebildeter Kunstführer durch die Katharinenkirche entsteht (von H. Gengnagel, im Walter-Verlag), der beim Erscheinen unseres Jahrbuchs längst greifbar sein wird. Dennoch gibt der Restaurierungsbericht Anlaß dazu, das Wissenswerte über die so interessante und liebenswerte Kirche in großen Zügen darzulegen.

Bekanntlich tragen die meisten Kirchen unserer Heimat irgendwo am Baukörper eine Jahreszahl des 15. oder des frühen 16. Jahrhunderts. Dies hängt damit zusammen, daß im Zeitalter der Spätgotik, unmittelbar vor der Reformation, in unserem Land eine ganz erstaunliche Bautätigkeit zu beobachten ist, bei der längst bestehende Kirchen umgebaut und erweitert wurden und dabei meistens mehr oder weniger die heute sichtbare Form erhielten. Daß auch die Pfarrkirche von Eglosheim in ihrem heutigen Zustand durch Umbau aus einer am selben Platz stehenden *Vorgängerin* (es gab deren mehrere) hervorgegangen ist, bewiesen die Grabungen, die 1956 anläßlich des Einbaus einer modernen Heizung im Innern der Kirche durchgeführt werden konnten. Die Ergebnisse dieser für die Baugeschichte der Kirche so bedeutsamen Grabungen wurden von O. Paret in einem Aufsatz (Hie gut Württ., 7. Jahrgang, 1956, S. 84/85) mit aufschlußreichen Zeichnungen veröffentlicht. Es zeigte sich, daß die letzte, aus dem 14. Jahrhundert stammende Ausführung der Kirche bereits denselben polygonalen Chor besessen hat wie die heutige, jedoch mit bescheideneren Ausmaßen. Von großer Wichtigkeit erscheint Parets begründete Vermutung, daß das heutige Kirchenschiff dagegen auf den Grundmauern seines Vorgängers steht. Es handelt sich also bei ihm wohl im wesentlichen nur um eine spätgotische Neugestaltung des früheren, mit etwaiger Verlängerung nach Westen.

Auffallend ist an der Kirche die für ein Dorf der damaligen Zeit *unerrwartet reiche Ausstattung*, nicht nur innen, sondern auch außen, wobei noch zu erwähnen ist, daß das Gebäude seine Schauseite ausgesprochen nach Süden hat, unter Einbezug des Chors, wie wir das z. B. auch von der Bartholomäuskirche in Markgröningen kennen. Diese reiche Ausstattung ist nun nicht allein damit zu erklären, daß die Bauherrn (für Turm und Chor



allem Anschein nach Otto v. Baldeck und Graf Ulrich v. Württemberg, „der Vielgeliebte“) als Ortsherrn ihre Stifterfreudigkeit und Machtstellung unter Beweis stellen wollten. Vielmehr scheint ausschlaggebend eine bisher kaum bekannte Tatsache zu sein, auf welche H. Schahl in seinem schönen, kürzlich erschienenen „Kunstbrevier Neckarschwaben“ (Stuttgart 1966) meines Wissens erstmalig deutlich hinweist, daß nämlich die Eglosheimer Kirche im Mittelalter eine Wallfahrtskirche „Zu Unserer Lieben Frau“ gewesen ist. Er zitiert aus einem im Staatsarchiv vorhandenen Verzeichnis ehemaliger Wallfahrten in Württemberg, das aus dem 16. Jahrhundert stammt, daß in der Eglosheimer Kirche „ein unser Frouwen Bild mit walfarten unnd Creutzgenngen veneriert worden“. Hierbei ist mit den „Creutzgenngen“ natürlich nicht der so benannte Bauteil eines Klosters, sondern eine Gepflogenheit im Rahmen der Wallfahrtsprozession gemeint. Auch bei



Abb. 1. Katharinenkirche  
Der Chor mit seinen  
reichornamentierten  
Strebepfeilern. Links das  
Portal mit Vorhalle,  
jetzt Haupteingang  
zur Kirche

Hoffmann, „Kirchenheilige in Württemberg“ (Stuttgart 1932) finden sich u. a. folgende Angaben: „U. L. Frauen Kirch 1397. Kapelle der hl. Katharina 1468. Altäre: U. L. Frau 1408, Katharina. Anna. Leonhard 1482“. Alles beweist deutlich, daß unsere Katharinenkirche im Mittelalter eine Frauenkirche gewesen ist. Wann die Umbenennung erfolgt ist, ist noch nicht geklärt. Aus Hoffmanns Angaben möchte ich einstweilen schließen, daß die Verehrung der Hl. Katharina erst im Laufe des 15. Jahrhunderts Bedeutung gewann. Es ist demnach wohl anzunehmen, daß die Umbenennung der Kirche frühestens in dem Augenblick stattgefunden hat, als die Wallfahrt zu dem leider spurlos verschwundenen Marienbild eingestellt wurde. Eine Wallfahrtskirche recht-

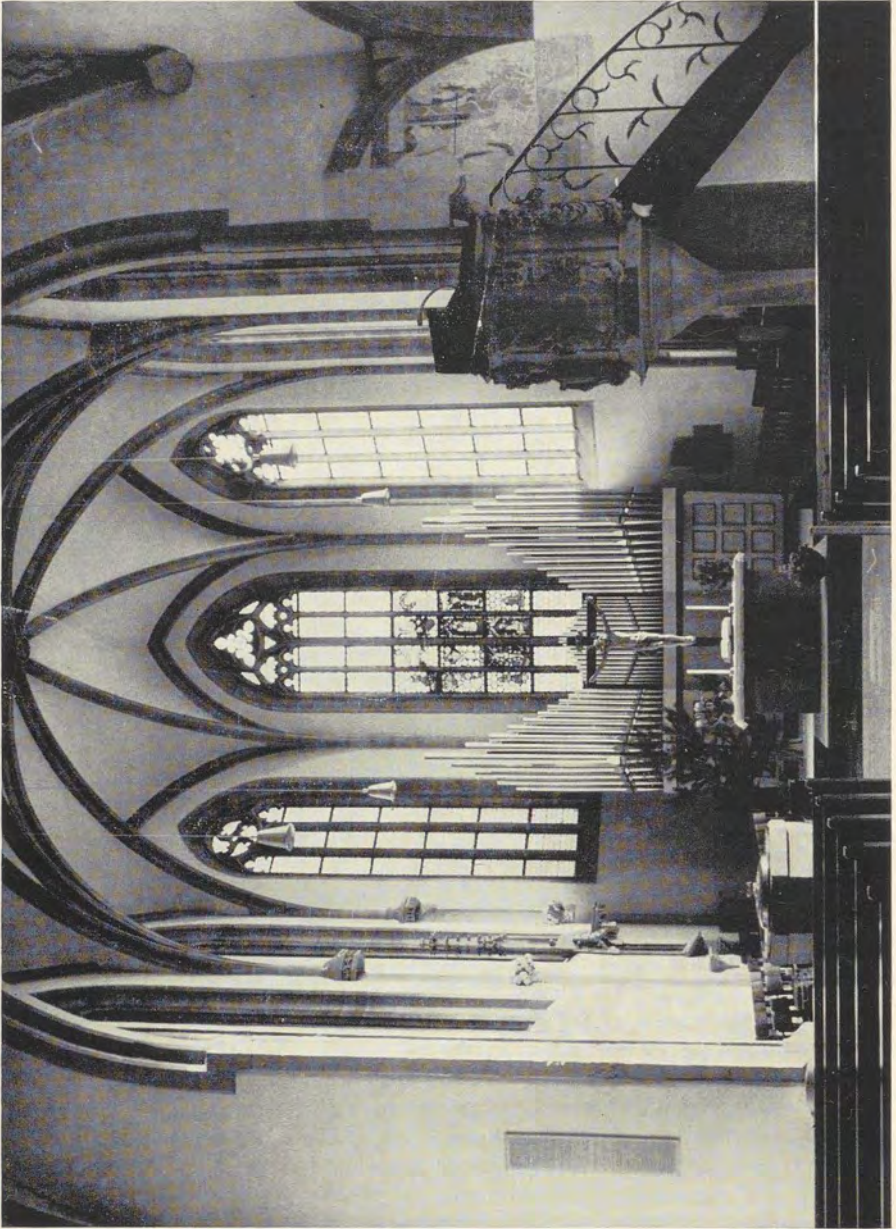


Abb. 2. Katharinenkirche, Blick zum Chor. Im Mittelfenster die zwölf mittelalterlichen Glasgemälde. Bei der Kanzel Rest eines Ciboriums mit Pietà – Fresko

fertigt nun durchaus die reiche künstlerische Ausstattung, die wir heute noch mit Freude und Genugtuung konstatieren.

Nach alter Gepflogenheit bei Neu- und Umbauten von Kirchen wurde auch in Eglosheim der Umbau beim Chor begonnen, da dieser als Herberge für das Allerheiligste der wichtigste Teil des Gotteshauses ist. Deutlich lassen sich deshalb in der Katharinenkirche zwei zeitlich und stilistisch getrennte Bauperioden unterscheiden: Chor mit Turm kurz nach 1440, Schiff in der Hauptsache letztes Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts. Schon von außen fällt der *h o c h g e b a u t e C h o r* (Abb. 1) durch seinen das Schiff deutlich überragenden Dachfirst auf, eine Erscheinung, die wir übrigens an vielen anderen Kirchen ebenfalls erkennen können, in nächster Nähe z. B. bei St. Hippolyth in Ottmarsheim und bei der Bartholomäuskirche in Markgröningen. Obwohl hie und da besondere baugeschichtliche Gründe bei dieser Erscheinung mitgespielt haben mögen, scheint sich mir hier doch ganz allgemein eine Tendenz spätgotischer Baumeister zu dokumentieren, den Chor in seiner gottesdienstlichen Bedeutung besonders hervorzuheben, wie das auch im modernen katholischen Kirchenbau mancherorts wieder erfolgreich aufgegriffen wurde. Der lichte, in seiner Schlichtheit großartige Chorraum (Abb. 2) mit hohen Fenstern (nur das mittlere ist vierteilig, die übrigen dreiteilig) weist, wie Schahl bemerkt, Steinmetzzeichen der Stuttgarter Schule auf.

Sein *K r e u z g e w ö l b e* mit drei Schlußsteinen (streng stilisiert ein Christuskopf und ein Agnus Dei, ferner das württ. Wappen) wird von außen durch prachtvolle und – selten reich – gotisch ornamentierte Strebepfeiler gestützt, deren ursprünglich aufgesetzte Fialen sämtlich verlorengingen. Ein steinernes Sakramentshaus mit hübschem Miniatur-Kreuzgewölbe im Innern und schöner umgebender Architektur-Ornamentik (am Fuß das württ. Wappen) auf der Nordseite und eine *S e d i l i e n n i s c h e* mit Olbergfresko an der Rückwand und seitlichen Fresken zweier weiblicher Heiligen (Katharina und Barbara) auf der Südseite geben zusammen mit dem gut gearbeiteten kelchförmigen *T a u f b e c k e n* den wesentlichen Raumschmuck aus alter Zeit ab. Dazu kommen noch beachtliche Reste mittelalterlicher *G l a s m a l e r e i* – eine absolute Seltenheit im Kreis Ludwigsburg –, die etwas unglücklich im mittleren Chorfenster zusammengestellt wurden. Darunter befinden sich eine dreiteilige Kreuzigungsgruppe, eine Strahlenkranzmadonna sowie das Baldecker und das württ. Wappen. Die sämtlich aus dem 15. Jahrhundert stammenden zwölf Scheiben werden im zweiten Band des Corpus-Werkes „Glasmalereien des Mittelalters in Schwaben“ (von H. Wentzel) eingehend erläutert werden. Hier sei nur soviel gesagt, daß die Scheiben Reste verschiedener Zyklen darstellen und daß einige von ihnen infolge ihrer frühen Datierung noch auf die vorhergehende Kirche zurückgehen dürften.

Der *T u r m*, dessen Oberteil durch Blitzschlag 1658 zerstört und durch einen achteckigen Fachwerkaufsatz mit Pyramidendach ergänzt wurde, zeigt noch den ursprünglichen steinernen Übergang vom Viereck ins Achteck mit Resten schöner Wasserspeier. Sein mit Kreuzgewölbe ausgestattetes Untergeschoß, die Sakristei, trägt in den vier Ecken an den Gewölbstützen vier steinerne Wappen, die eine Kurzfassung der Ahnenprobe des Grafen Ulrich und seiner ersten Gemahlin, Margareta v. Cleve (heutige Schreibweise: Kleve) darstellen: Württemberg (Vater), Mömpelgard (Mutter Ulrichs) und

Cleve (Vater), Burgund (Mutter Margaretas). Weil die Hochzeit des Paares am 29. Januar 1441 stattfand und Margareta schon am 20. Mai 1443 starb, ist durch diese Wappen die Bauzeit des Turms und damit wohl auch des Chors in seltener Deutlichkeit festgelegt. (Siehe auch meinen Aufsatz in „Hie gut Württ.“ 18. Jahrg. 1967, Nr. 5/6, S. 20/21). Der Schlußstein des Sakristeigewölbes zeigt als fünftes Wappen das Kreuz des Bistums Speyer, dem die Kirche unterstellt war.

In auffälliger Weise ist mitten im Chorbogen eine Baufrage zu sehen, die den Chor, das Bauwerk aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, vom Schiff abhebt, so daß der Bogen vom Chor her wesentlich höher erscheint als vom Schiff her. Letzteres ist durch ein kunstvolles Netzgewölbe ausgezeichnet (Abb. 3), demzufolge die Außenseite durch Strebepfeiler (hier wesentlich einfacher ausgeführt als am Chor!) malerisch gegliedert

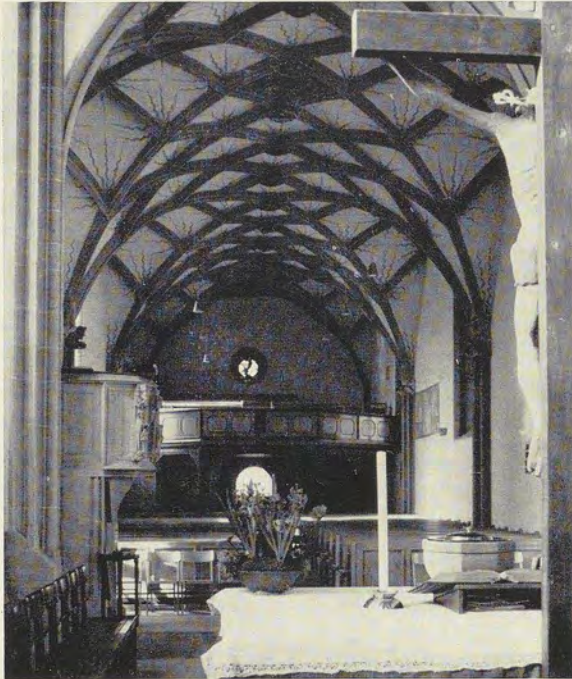


Abb. 3. Katharinenkirche, Blick zum Schiff. Über dem Altar ist der Oberteil des Taufbeckens sichtbar.

ist. Von den beiden Eingängen der Südseite ist der eine als schönes Portal mit kreuzgewölbter Vorhalle (Schußstein Christuskopf) ausgebildet. Der Eingangsbogen trägt die Jahreszahl 1497. Die im Innern vorhandene reiche Steinplastik zeigt die Handschrift damals in Württemberg neu heimisch gewordener Meister. Das Gewölbe ruht an vier Stellen auf Wandpfeilern mit großartigen Konsolenplastiken der vier großen Propheten des Alten Bundes, die Schahl auf 1510 datiert und dem jungen Christoph von Urach zuschreibt. In den westlichen Ecken sind zwei weitere Büsten, in denen einer der Baumeister vermutet werden kann. Die Gewölbeschlußsteine zeigen in von Quadraten durchschnittenen

Vierpässen die Halbfiguren von elf Aposteln (darunter Matthias anstelle von Thomas) mit den üblichen Attributen. Außerdem ist an zentraler Stelle ein „Kirchenhimmel“ mit den vier Evangelistensymbolen angebracht. Ein prächtiges Stück spätgotischer Steinmetzarbeit ist die 1498 datierte K a n z e l, die neben den vier großen Kirchenvätern eine ganz entzückende Madonna mit Kind zeigt. Sie stand ursprünglich in der Mitte der Nordwand, wo heute noch eine reizvolle Engelskonsole zu sehen ist, und wurde 1907 an die Südseite des Chorbogens versetzt. Am Platz ihres Aufgangs, in der südlichen Ecke neben dem Chorbogen, war einst ein Ciborium (Altarbalдахin), dem wohl ein zweites in der nördlichen Ecke entsprochen hat. Reste dieser Einrichtung wurden s. Zt. beim Bau der Monreposstraße ausgegraben. Die im Kirchgarten beim Chor aufgestellten Pfeiler gehören dazu. Ein Wandgemälde an der Wand bei der Kanzel, das eine Pieta mit den Marterwerkzeugen Christi darstellt, erinnert noch an den ehemaligen Altarplatz. Ein weiteres Wandgemälde (1518) befindet sich an der Nordwand des Schiffs. Es ist in der Form eines Flügelaltars angelegt und zeigt zentral die Anbetung der Könige. Im unteren Teil der Seitenflügel sehen wir eine kniende Stifterfamilie, bis heute nicht gedeutet.

Seit der Renovierung von 1907 durch Prof. Fischer war an der Kirche nichts Wesentliches getan worden. Die ganze Holzeinrichtung war seither in einem bedrückenden graugrünen Farbton gehalten, außerdem liefen die Bänke ohne Mittelgang quer durchs Schiff, was außerordentlich unpraktisch war. Die seit dem 18. Jahrhundert auf die Westempore versetzte Orgel verdeckte durch ihre Höhe den letzten Teil des schönen Netzgewölbes samt dem hübschen Rundfenster über dem zugemauerten Westportal. die R e s t a u r i e r u n g, die, unter beratender Mitwirkung des Staatl. Amts für Denkmalpflege, in der Hauptsache 1965 stattfand, galt in erster Linie dem Schiff. Sämtliche Holzteile (die Bestuhlung wurde gänzlich erneuert) erhielten eine freundliche gelbbraune Lasierung. Der Westemporenaufgang wurde von der Südseite auf die Nordseite verlegt und mit einem zierlichen schmiedeeisernen Geländer versehen. Durch Anbringung eines Windfangs wurde es möglich, das schöne Portal in der Südseite, bisher unbenutzt, zum Haupteingang zu machen. Das neue Gestühl erhielt den notwendigen Mittelgang. Die bedeutendste Veränderung war die Wegnahme der Orgel von der Westempore, wodurch das herrliche Gewölbe nun voll zur Geltung kommen kann und außerdem der Blick auf das westliche Rundfenster frei geworden ist. Das Gewölbe wurde samt Schlußsteinen und Konsolenfiguren vom Restaurator gereinigt und in den alten Farben wiederhergestellt. Leider konnte dabei die ursprünglich auf den Schriftbändern der Propheten vorhandene Schrift nicht mehr gefunden werden. Die Kanzeltreppe erhielt ein sehr dekoratives schmiedeeisernes Geländer, das Wandgemälde (Pieta) wurde – vielleicht etwas zu stark – aufgefrischt. Anstelle der alten Beleuchtung, insbesondere eines veralteten Kronleuchters, der im Kirchenhimmel aufgehängt war und dessen künstlerische Wirkung stark beeinträchtigt hatte, traten sehr dezente Pendellampen, die, ohne der Raumwirkung im geringsten zu schaden, den Raum hervorragend ausleuchten. Das Schiff ist somit (auch die Wände wurden frisch getüncht) zu einem wahrhaft beglückenden Schatzkästchen spätgotischer Raumkunst geworden.

Der Chor, von der allgemeinen Restaurierung am wenigsten betroffen, bekam dennoch ein völlig neues Aussehen durch die Aufstellung einer modernen Orgel an der Stelle des ehemaligen Hochaltars. Durch stufenförmige Anordnung der Pfeifen ohne weiteren Orgelprospekt entstand eine Aussparung für die Glasgemälde im Mittelfenster, so daß hier eine, wenn auch nicht von allen begrüßte, dennoch vom Raumbild her befriedigende Lösung gefunden worden ist. Der Altar, eine schlichte Steinmensa mit alter Tischplatte, bekam seinen Platz vor der Orgel und wurde auf einen Steinsockel gestellt. Ihn schmückt ein schöner, neubeschaffter spätgotischer Kruzifixus, der aus einer Würzburger Kirche stammt. Das Taufbecken, links im Chor nahe dem Chorbogen, erhielt einen kunstgerechten Kupferaufsatz. Auch der Chor wurde frisch getüncht. Außen wurden die Strebepfeiler instandgesetzt.

1966 wurde auch die Sakristei hergerichtet und dabei vom Restaurator eine längst fällige Arbeit ausgeführt. Die einstige Bemalung der Wappen war völlig verblichen. Ihre heraldisch richtige Ergänzung machte bei den beiden Frauenwappen Burgund und Cleve einiges Kopfzerbrechen, konnte aber mit Hilfe des Stadtarchivs Kleve nach den Ratschlägen von Prof. Decker-Hauff einwandfrei durchgeführt werden.

Nun ist aus der Katharinenkirche zu Eglosheim, der einstigen Wallfahrtskirche zu „Unserer Lieben Frau“, eine vorbildlich restaurierte Sehenswürdigkeit geworden, die allen an der Arbeit Beteiligten das beste Zeugnis ausstellt. Leider konnte diesmal eine Restaurierung und gleichzeitige sinnvolle Neuordnung der alten Glasgemälde aus Kostengründen noch nicht durchgeführt werden. Hoffen wir, daß auch dieses wichtige Unternehmen in nicht allzu ferner Zeit nachgeholt werden kann!

# Die Erneuerung der Besigheimer Stadtkirche

von Elisabeth Zipperlen

Besigheim! Die alte Oberamtsstadt gilt auch heute noch als eine Perle im mittleren Neckartal, als ein Ort der Romantik. Der Neckar ist die Schnur, die glitzernd durch das Rebenland geschlungen ist und die Orte des Tales schön aufreicht. Ein schmaler, vorspringender Berg zwischen den Flüssen Neckar und Enz ist der enge Raum, auf dem sich der alte Stadtkern von Besigheim zusammendrängt. Auf der Höhe über den Flüssen erhebt sich die Stadtkirche (Abb. 1), ihr unmittelbar benachbart steht einer der beiden mächtigen romanischen Türme (– um 1220 –) und das hohe Steinhaus (– 1413 –). Ebenfalls auf der alten Stadtmauer ruhend das hohe spitzgiebelige Rathaus (– 1459 –), um das sich zahlreiche wohlerhaltene Fachwerkbauten und Giebelhäuser scharen. Die Künstler kennen Besigheim, auch die „Weinzähne“ wissen davon und Reiseführer nennen es „romantisch“. So wohlthuend der Anblick auf die Menschen der heutigen Zeit, wo sich rings vieles so rasch verwandelt, immer ist, so begeistert muß auch Matthäus Merian im Jahre 1643 gewesen sein; hat er uns doch ein „gar artig Bild“ in seiner Topographia Sueviae hinterlassen, und in seiner Beschreibung dazu lesen wir: „Besikheim / am Neckar / wo die Entz darein fället / hat 2 alte Schlösser / Weingebürg / fruchtbare Aecker / Gärten / Wiesen / Wälder / viel Fisch / mittelmäßige Gebäu / ein schöne Kirch in dem Obern Theil der Statt / vier Thor / einen Ober- und Untervogt / Hat vorhin zur Marggraffschaft Baden gehört / An den Ecken der obbesagten zwey Schlösser / stehen runde Thürnen / auß welchen vor Zeiten die Räuber ausgefallen seyn / Und wegen solcher zwey Raubschlösser solle auch diese Statt den Nahmen haben / gleichsam Böß-Ek / Crusius in Annal. Suevicis / Anno 1643 namen die Kayserisch. und Bäyrischen diesen Orth / und andere mehr / den Franzosen so solche innehatten / wieder ab“.

Bürgerschaft und Stadtverwaltung haben sich von jeher bemüht, das Erbe der Vergangenheit zu hüten und zu pflegen. So erfuhr auch die Stadtkirche im Jahre 1966 eine durchgreifende Renovierung, und das in einer Rekordzeit von knapp neun Monaten! Nicht nur der Gottesdienstbesucher wird an der erneuerten Kirche eine große Freude haben, auch Kunstfreunde finden so manche alte und neue Kostbarkeit in seltener Schönheit in Besigheimer Gotteshaus beisammen. Vor der Renovierung machte die Kirche einen ungeschönen, sehr nüchternen Eindruck, und der verlor sich auch nicht, wenn man im Langhaus stand. Nur ein Kleinod überstrahlte alle Nüchternheit, das war der herrliche Hochaltar im Chor.

Das im Jahre 1448 erstellte Langhaus der am südöstlichen Ende auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegenen Pfarrkirche hat manche Verände-



Abb. 1. Besigheim: Blick über die Altstadt auf Schochenturm (oberer Turm), Steinhaus und renovierte Kirche. Man erkennt deutlich, daß der Turm der Kirche nicht mehr recht dazu paßt.



rungen über sich ergehen lassen müssen. Eine Inschrifttafel an der nordwestlichen Ecke des Langhauses gibt die Jahreszahl der Erbauung 1448 klar und deutlich an, ebenso zeigt eine Jahreszahl von 1545 über der Sakristeitür und eine von 1685 über dem Eingang in den Turm weitere Umbauten an. Der Chor ist jedoch älter. Schon im Jahre 1847 bei einer Renovierung entdeckte man unter dem alten Altar eine Urkunde, welche bezeugt, daß am 26. Mai 1383 durch Weihbischof Konrad von Tana als Stellvertreter des Bischofs Nikolaus von Speyer zu Ehren der Kirchenpatrone, der heiligen Bischöfe Nicolaus und Martin und der heil. Katharina der Chor eingeweiht wurde. Dieser Chor soll nun aber an Stelle einer alten Apsis oder eines älteren Chörleins errichtet sein; jedenfalls war der erste Geistliche von Besigheim, der bezeugt wird – 1257 – Pfarrer an einer dem Cyriakus geweihten Kirche, und der Hauptaltar dieser alten Kirche blieb vermutlich unverrückt an seinem Platz stehen, als 1338 der Chor erbaut wurde. Im Verlauf weiterer Jahre wurde die Kirche mit schönen Altären weiter ausgestattet; es waren ein Pfarrer und drei Kapläne an der Kirche, und zwar für den „Kathrinen-“, den „St. Peters-“ und „Unserer lieben-Frauen-Altar“, für „Alle Heiligen“ wird 1495 noch ein Altar genannt. Um 1510–1520 erhielt die Besigheimer Kirche den herrlichen Hochaltar, eine der bedeutendsten Schöpfungen der spätgotischen Plastik im Neckargebiet, der dem Uracher Meister Christoph zugeschrieben wird, und zwar erst seit einigen Jahrzehnten. In allen alten Schriften heißt es immer, daß Künstler und Stifter unbekannt seien und die Darstellung bedeute die Hinrichtung der Hl. Katharina. 1561 wurde die Reformation in Besigheim eingeführt, und man darf annehmen, daß bis bis zu dieser Zeit der Altar in Benutzung stand. Dann aber wurde in der Folgezeit im Chor eine Empore eingezogen, auf die um 1601 ein neues Orgelwerk gebaut wurde. Diesem Umstand sei es zu danken, daß im Jahre 1693 der wertvolle Hochaltar dem Schicksal des Verheiztwerdens durch die Franzosen entging. Gut 150 Jahre zogen vorüber, bis im Jahre 1847 nach umfangreichen Umbauten der Kirche die Orgel aus dem Chor entfernt und auf die Westseite gebracht wurde, die Empore aber entfernte man erst im Jahre 1875. Da entdeckte man, daß der Hochaltar viel Schaden durch Wurmbefall genommen hatte. Unter Leitung des Stuttgarter Bauinspektors Dolmetsch und des Holzbildschnitzers Edmund Kieser wurde der Altar mit einem Aufwand von 3000 Reichsmark im Jahre 1887/88 wiederhergestellt. 1920 waren aber schon wieder Ergänzungen wegen Wurmbefalls nötig. Im Jahre 1942 wurden die Figuren des Hochaltarschreines abgenommen und in sichere Verwahrung in den mächtigen unteren Festungsturm gebracht. Interessant ist, daß der Altar über viele Jahrzehnte hinweg Eigentum der Stadtverwaltung war. Erst 1947 kam der Altar dank intensiver Bemühungen von Dekan Dr. Sting und durch das freundliche Entgegenkommen der Besigheimer Stadtverwaltung in das Eigentum der Besigheimer Kirchengemeinde.

Wie Dr. Sting hinterlassen hat, war im Jahre 1955 abermals eine Restaurierung des Altars unumgänglich. Der Holzwurm bohrte weiter und hatte dem Kunstwerk beträchtlichen Schaden zugefügt. Schon damals trug sich die ev. Kirchengemeinde mit dem Gedanken, die Kirche einer gründlichen Renovierung zu unterziehen. Man fing erst an, im Chor nach Fresken zu suchen, die vermutet und auch tatsächlich gefunden wurden. Diese bildlichen Darstellungen der „biblia pauperum“ von künstlerischer Qualität verdankt die Besig-

heimer Kirche einem unbekanntem Maler, der sie nach der Fertigstellung des Chores im Mai 1383 gefertigt haben muß. Der gemalte Bildteppich im Chor der Besigheimer Kirche zeigt uns die Passionsgeschichte.

Von nun an wurde immer eindringlicher eine Generalrestaurierung gefordert; aber erst am Osterdienstag 1966 konnten die Erneuerungsarbeiten anlaufen, und von diesem Tag ging tatsächlich alles planmäßig vonstatten. In Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Amt für Denkmalspflege wurde vom Kirchengemeinderat und Dekan Grosch dem Stuttgarter Kirchenbaumeister Prof. Heim Auftrag erteilt und die örtliche Bauleitung Architekt Rolf Pfitzenmaier übertragen. Gleich zeigte sich, wie viele Männer und Jugendliche während der ersten Abbrucharbeiten schon ihre Arbeitskraft in den Dienst der evangelischen Kirchengemeinde stellten. Für den Abbruch des Gebäudes und der Orgel standen Fachkräfte zur Verfügung. Als die Steinplatten vor dem Altar (nicht Hochaltar im Chor) entfernt wurden, fand man zwei Urkunden aus den Jahren 1847 und 1875, die folgenden Wortlaut haben:

„Anno Domini 1847, unter der Regierung König Wilhelm I., wurden im Schiff dieser Kirche sowohl die Grundmauern um 11,5 Fuß erhöht und ein anderer Dachstuhl gebaut, als auch der innere Ausbau neu hergestellt, obere Emporen auch auf der Süd- und Westseite angebracht, die Fenster verbessert, eine Thüre hinzugethan, ein neuer Altar und Taufstein errichtet. Während dieser Zeit sind die Gottesdienste auf dem unteren Boden des Rathauses gehalten worden. – Die Kosten des Baues, welche mit Ausnahmen von Frohnen, die Königliche Finanzverwaltung zu bestreiten hat, mögen sich auf 10 000 Gulden belaufen. – Auch wird die Orgel aus dem Chor auf die Abendseite versetzt werden.

Im selben Jahre 1847 war eine Theuerung der Lebensmittel, daß im Mai ein Scheffel Dinkel auf 17 Gulden kam, worauf aber eine gute Ernte und ein ungewöhnlicher Obstsegen gefolgt ist.

Die Bevölkerung der Stadtgemeinde betrug nach der Zählung vom 3. Dezember 1846: 2568 Seelen, und zwar 2559 Evangelische, worunter 72 auf dem Husarenhof.“ (Diese Urkunde ist vom Institutslehrer Walther aus Bönningheim kunstvoll geschrieben.)

„Anno Domini 1875 unter der Regierung König Karls wurden in dieser Kirche folgende Veränderungen und Renovationen vorgenommen: 1. Die alten Frauenstühle werden durch neue, im gothischen Stil gehaltene ersetzt. 2. Der Chor wurde durch Entfernung der eingebauten Empore freigemacht. 3. Der Altar wurde vom Schiff in den Chor versetzt und der Taufstein entsprechend vorgerückt. – Die Heizbarmachung der Kirche war im Jahre 1874 ausgeführt worden.

Die Kosten dieser Veränderung werden von der Gemeinde bestritten, nachdem in Folge des Gesetzes vom 9. April 1865 die Kirchenbaulast durch Vertrag vom 21. Juni 1865 vom K. Kameralamt Bietigheim abgelöst und an die Gemeinde Besigheim übergegangen ist. Dieselben belaufen sich für die Heizbarmachung auf 650 Gulden (sechshundert und fünfzig Gulden), für die baulichen Veränderungen nach dem Voranschlag auf circa 2300 Gulden (zweitausenddreihundert Gulden). In diesem Jahre ist statt der Guldenwährung die Markwährung eingeführt worden, nachdem die metrischen Maße schon mehrere Jahre her im Verkehr angewendet werden.

Das Jahr 1874 hat, obwohl der Weinstock durch mehrere Fröste bedeutenden Schaden erlitten, dennoch eine vortreffliche Weinernte geliefert. Der Preis des Eimers im Durchschnitt 90 Gulden. Die Bevölkerung der Stadtgemeinde einschließlich des Husarenhofes beträgt nach der letzten Zählung vom December 1870: 2364 Seelen. S. D. G.! . . . .“

Am 31. März 1966 als Stichtag betrug die Bevölkerungszahl 7452 in Besigheim. 120 Jahre liegen zwischen den uns am besten bekannten Renovie-

rungen, und da sind nicht nur die Einwohnerzahlen von Interesse, sondern auch die Bausumme. 10 000 Gulden war die Bausumme 1847, und für das große Bauvorhaben 1966, welches in 3 Bauabschnitte eingeteilt ist, wurde zuerst eine Summe von ca. 700 000 DM genannt, tatsächlich wurden aber bisher um 550 000 DM verausgabt. Die drei Bauabschnitte sind:

1. die Erneuerung des Langhauses innen und außen,
2. die Erneuerung der Orgel,
3. der Umbau des Turmes.

Schon Ende Mai 1966 konnte man sehen, was einmal alles erneuert werden sollte. In vielen hundert Stunden hatten sich die freiwilligen Helfer zur Verfügung gestellt. Der Innenraum war geleert; das Gestühl, die Brüstungen, die Doppeletagenemporen verschwunden. Die Orgel war von Fachleuten abgebaut; Experten brachen das Gebälk ab. Damit das Kirchendach seine frühere stärkere Neigung erhält, wurden die Seitenwände bis unter die Rund-



Abb. 2.  
Besigheim, Cyriakuskirche  
Nordseite des Langschiffs  
(am Turm erkennt man die  
frühere Baulinie).

fenster abgenommen. Innen mußte ja die Decke eine Wölbung in den Dachstuhl bekommen; somit fielen automatisch die oberen Emporen weg. Dadurch hat sich die Platzzahl von ungefähr 1000 auf etwa 700 verringert. Gearbeitet wurde tüchtig; im September 1966 meldete die Zeitung (NEB), daß inzwischen Maurer und Steinmetzen Ziegel und Dachplatten abgenommen und Gebälk entfernt hätten. Steinplatten, die das Mauerwerk abschlossen, wurden abgehoben und die unbehauenen Felssteine abgetragen. Somit hat

das Dach der Kirche seine ursprüngliche Neigung wiedererhalten und sich dadurch dem Gesamtbild, also vor allem den historischen Gebäuden wie dem Steinhaus, dem Rathaus, der Kelter und dem Amtsgericht harmonisch angepaßt (Abb. 2). Gerade deshalb mußten auch die Seitenwände bis unterhalb der Rundbogenfenster abgehoben werden.

Der First wurde durch die Maßnahmen etwas erhöht. Alles brauchbare Material der Felssteine, ebenso die alten Dachplatten wurden beim Wiederaufbau mitverwendet. Mitte September 1966 wurden durch die Firma Wiesbauer in Mundelsheim vier Stahlbinder auf die vorher angebrachten Betongurte aufgesetzt. Jeder Träger hat ein Gewicht von 3,6 Tonnen. Sie tragen nun das Kirchendach. Dann wurde der Giebel wieder hochgemauert.

Die vordere Seite (Westseite) hat ein Rundfenster mit 1,85 m Durchmesser; diese Rosette wurde mit farbigem Glas ausgelegt, nach einem Entwurf des Besigheimer Künstlers Fred Stelzig. Man darf von einer völligen Umgestaltung des Kircheninnern sprechen (Abb. 3). Es gibt nur



Abb. 3.  
Besigheim: im Innern des  
Langschiffes, Blick vom  
Altar zum Westeingang  
und auf die Orgelempore.  
Orgel ist z. Z. im Bau.

noch eine Empore auf der rechten Seite und auf der Eingangsseite. Über der letzteren wurde die Empore für Orgel und Kirchenchor eingerichtet, welche aber das einströmende Licht der Rosette nicht beeinträchtigt. Die neue Empore ist etwas niedriger und breiter, so daß man einen guten Blick auf die Kanzel hat, die auf die andere Seite des Chorbogens gesetzt wurde. Die Decke ist ganz in Holz gehalten und gewölbt. An der Nordseite ist die Treppe zur oberen Empore weggefallen. Alle Fenster haben neues Kathedralglas

erhalten, und im Innern der Kirche ist ein ganz neues Gestühl aus Eichenholz erstellt worden.

Aber alle diese Arbeiten erforderten Zeit; vorher mußten die Platten- und Parkettleger ihre Arbeit verrichten. So gingen die Tage und Wochen im Fluge dahin. Wer Anfang Dezember 1966 einen Blick in das Kirchenschiff warf, wo bei eifriger Arbeit manchmal 35 Handwerker arbeiteten, der konnte nicht glauben, daß der gestellte Termin zur Abhaltung des ersten Gottesdienstes in der „neuen“ Stadtkirche am 4. Adventssonntag sein würde. Aber Dekan Grosch und Architekt Pfitzenmaier versicherten einstimmig, daß Alt-Landesbischof D. Haug an diesem Termin bestimmt den Gottesdienst halten würde. Gewiß, endgültig fertig war die Kirche bis dahin nicht, aber mit Rücksicht und im Hinblick auf das Christfest und die Jahreswende war es doch äußerst wichtig, daß die Gemeindeglieder wieder ihr Gotteshaus benützen durften, da das Kameradschaftshaus für diese Feiertage sich doch als zu klein erwies. So war der vierte Adventssonntag 1966 ein Festtag für die evangelische Kirchengemeinde von Besigheim: erhielten sie doch eine Weihnachtsgabe besonderer Art durch die festliche **E i n w e i h u n g** ihrer erneuerten Stadtkirche!

Man darf mit Recht von einer fast „neuen“ Kirche sprechen, denn außer dem Chor und dem Turm wurde das Gotteshaus fast völlig abgebrochen, nur die Außenmauern blieben zu zwei Drittel stehen, und diese erhielten die Form, die ihnen bei der Renovierung von 1847 genommen wurde. Da fügt sich das Mauerwerk harmonisch dem des romanischen Oberen Turmes und dem des Steinhauses an. Eine Kirche muß aber auch warm sein, und so wurde für die installierte, mit Thermostat regulierte Warmluftheizung außerhalb der Kirche ein 13 000-Liter-Tank eingebaut. Bis zum endgültigen letzten Herrichten gab es aber doch noch manches zu tun. Auch die an der Nordseite des Kirchenschiffs gelegene **S e i t e n k a p e l l e** mit einem schönen Netzgewölbe und einem schönen Schlußstein, auf dem ein Kelch und ein Steinmetzzeichen J P angebracht ist, wurde hergerichtet und erhielt eine besondere Würdigung durch das Anbringen an der Ostwand mit dem früher über dem Altar befindlichen Kreuzifixus. Einen schönen und erhabenen Blickfang bietet eine **b a r o c k e C h r i s t u s f i g u r**, die der frühere Dekan Dr. Sting im Jahre 1955 auf dem Dachboden über dem Chor in einer Vertiefung fand und nach einer Überholung durch den Ulmer Restaurator Hammer an der Nordwand des Chores anbringen ließ. Hier wurde sie aber kaum beachtet. Nun hat diese Christusstatue einen würdigen Platz an der östlichen Wand über der neuen Kanzel gefunden. Lesen wir einmal in dem Besigheimer Heimatbuch von Breining nach auf Seite 51 „Nun haben sich wiederum etliche gutherzige Leute zusammengetan, die versprachen 1, 2, 3, auch 10, 20, einer sogar 80 fl. zu geben, wenn die Kirche noch vom Maler angestrichen würde. Etliche Personen würden dann schöne biblische Historien zur Gedächtnuß an die Wände malen lassen. Damals ist die Decke mit Brettern im Bogen weiß getäfert (1601). Im Jahre 1612 will man einen neuen Kanzeldeckel anschaffen, der die Inschrift tragen soll: der Glaub kommt aus der Predigt, die Predigt aber aus dem Wort Gottes. Röm. X.“ Man darf annehmen, daß dieser Kanzeldeckel als Zierde die Christusfigur erhielt. Friedrich Breining gibt weiter an, daß um 1699 von einem Kirchheimer Schreiner namens Johannes Bentz für die Stadtkirche zu Besigheim eine neue Kanzel

um 150 fl. gebaut wurde. Von dieser Kanzel hat noch der gewundene Stamm, der die im April 1966 entfernte Kanzel trug, gestammt. Entweder wurde nun 1612 oder 1699 die aus Lindenholz gefertigte Christusfigur als Krönung des Schalldeckels angebracht, wie es in der damaligen Zeit üblich war. Der Name des Künstlers ist nicht bekannt. Aber 1847 wurde die Figur entfernt und gottlob nicht zerstört, sondern auf den Dachboden verpackt, von wo sie 1955 ans Licht gerückt wurde. 1966 ist sie wieder „auferstanden“.

Rechts vom Eingang zum Chor wurde ein *Fresco* zum Teil freigelegt; man erkennt deutlich das Geschehen auf Golgatha. Nach Angaben von Dekan Grosch hat sich Prof. Heim mit den Experten noch nicht ausgesprochen, aus welcher Zeit dieses Wandgemälde stammt, es kann allerdings erst nach 1448 entstanden sein. Obwohl der Chor fest abgeschirmt war bei den Renovierungsarbeiten, war es unumgänglich, daß der *lindenholzgeschnitzte Altar*, das herrliche Werk des Christoph von Urach, vom Staube befreit wurde, zugleich aber wurde vorsorglich eine Imprägnierung durch den einheimischen Restaurator Horst Wengertner und seinen Assistenten Werner Findeisen vorgenommen, vor allen Dingen auch, um einem weiteren Vordringen des Holzwurmes vorzubeugen. Zu diesem Zweck wurde eine Speziallösung in jedes Loch des Altares eingespritzt. Dann wurden alle Stellen, die es notwendig hatten, neu eingewachst, und schließlich wurde der ganze Altar poliert, eine Arbeit, die viel Fingerspitzengefühl erforderte und sehr sorgsam vorgenommen werden mußte, denn das weiche Lindenholz will vorsichtig behandelt werden. In Ehrfurcht stehen nun wieder die Menschen vor diesem meisterlichen Kunstwerk; hoffen wir, daß es noch viele Generationen vergönnt sein möge, dieses Werk – dem Märtyrer Cyriakus geweiht – das eigens für die Besigheimer Stadtkirche geschaffen wurde, zu bewundern.

Der zweite Bauabschnitt, die *Orgel*, muß noch etwas warten; dringend muß eine neue Orgel beschafft werden, da das Instrument aus dem Jahre 1913 starke Abnutzungserscheinungen aufweist. Weiter ist der letzte Punkt, die *Erhöhung des Turmes*, vorerst noch hinausgeschoben worden. Prof. Heim hatte drei Entwürfe vorgelegt. Nach Rücksprache mit den Glockensachverständigen soll der Turm vorerst repariert, aber nicht verändert werden. Die Entwürfe von Prof. Heim sehen einmal vor, den alten Turm um ein Stockwerk zu erhöhen und das alte Kuppeldach wieder aufzusetzen, zum anderen könnte man an Stelle des Kuppeldaches wieder ein Spitzdach anbringen, wie es bis 1795 eines gab, und zum dritten könnte man ohne ein weiteres Turmstockwerk den Glockenstuhl in ein Spitzdach bauen, so daß der Schall über das Chordach hinausdringen kann.

Viele Stürme sind in den über fünf Jahrhunderten seines Bestehens über das Gotteshaus hinweggegangen, und zahlreiche Reparaturen hat die Kirche erlebt. Möge über den beiden folgenden Bauvorhaben ein ebenso guter Stern walten wie über dem Neu-Aufbau des Langschiffes.

# Die evang. Pfarrkirche in Gemmrigheim

Elisabeth Zipperlen

Die Pfarrkirche zu Gemmrigheim, Johannes dem Täufer geweiht, ist eine der interessantesten Dorfkirchen im Kreis und steht unter Denkmalschutz (Abb. 1). Am 28. Februar 1965 durfte die Gemeinde die Wiederinweihung ihres erneuerten Gotteshauses feierlich begehen; es war zugleich

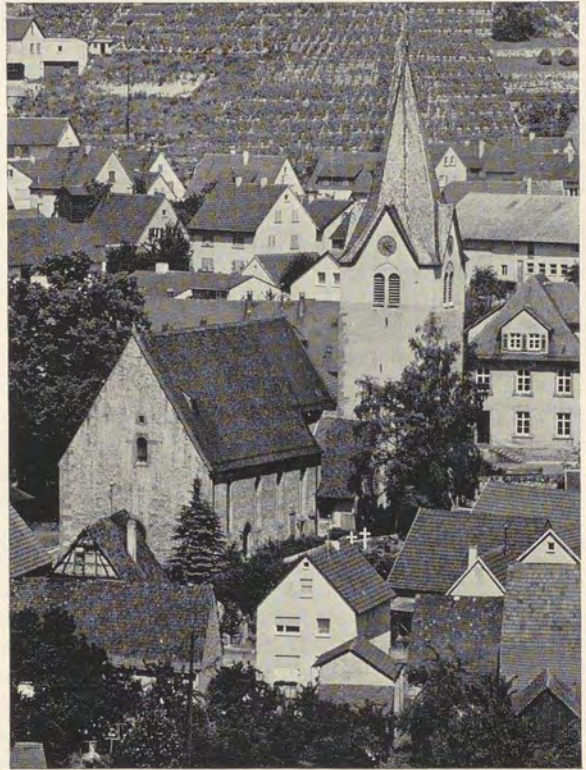


Abb. 1. Gemmrigheim:  
Blick auf die restaurierte  
Kirche und Ostturm  
von der Walheimer Steige  
aus

auch die Feier des 450jährigen Bestehens dieses kurz vor der Reformation erstellten sakralen Baues. Der Hauptzweck der Renovierung war, dem Innenraum, also dem Langschiff, ein seiner Bedeutung und Geschichte würdiges Aussehen wiederzugeben.

Dr. Eduard Paulus schreibt uns in seinen „Kunst- und Altertumsdenkmälen“ (1906) S. 75/77: „ . . . der Turm an der Südseite des Chores stammt von der früheren Kirche und vertrat die Stelle desselben; er ist einer der edelsten und besten Türme unseres Landes, erbaut in den stolzen Formen des Maulbronner Übergangsstils. . . . sowohl diese Malereien (im zweiten Geschoß des Turmes) als auch die vortreffliche bauliche Ausführung des Turmes geben Zeugnis von der Wichtigkeit dieses Heiligtums aus der Zeit um 1230, als die Kirche von dem Ritter Rugger von Stockheim an das Stift Backnang übergang . . . die große, wohlerhaltene spätgotische ev. Kirche zeigt die Jahreszahl 1515 am Triumphbogen, zu Seiten vor dem Chor zwei netzgewölbte Steinbaldachine, der südliche mit einem Schlußstein mit Steinmetzenschild und der Jahreszahl 1526. Kirche und Chor haben flache Decken, die Sakristei ein Rippenkreuzgewölbe. Eine hölzerne Mittelsäule (1577) trägt die Decke des Schiffes; Emporensäulen 1599 . . . “. Und aus der Oberamtsbeschreibung Besigheim von 1853 soll nur ein Satz zitiert werden: „ . . . Das Innere der Kirche ist durch Emporkirchen, welche größeren Theils im Renaissancegeschmack ausgeführt sind, verdunkelt . . . “

Wer die Gemrigheimer Kirche vor ihrer Renovierung gekannt hat, wird es verstehen, daß die Gemeindeglieder mit ihrem Geistlichen, Pfarrer Oscar Binder, aus der Düsterteit und dem beengenden Gesamteindruck einen hellen, offenen Raum haben wollten, so wie er einst 1515 erstellt worden war. Aber alles Bauen kostet Geld, und die Kirchengemeinde ging bewußt Schritt vor Schritt mit den Renovierungen voran. Zudem mußte auch das Amt für Denkmalpflege gehört werden, welches Unterstützung zusicherte und der Gemrigheimer Kirchenbehörde als Planer und Architekten Baurat Dr.-Ing. W. Zoller aus Stuttgart-Untertürkheim, einen verständnisvollen Baufachmann, vermittelte.

Bevor die großen Renovierungsarbeiten anliefen, hat die Gemeinde im Jahre 1954 den Raum im Erdgeschoß des Kirchturmes (den früheren Chor der ersten Kirche) zu einer würdigen G e d e n k s t ä t t e für die Opfer der Kriege ausgestattet. Einige Jahre später mußte der K i r c h t u r m eingestüstet werden, da die Instandsetzung der Uhr, also der Zifferblätter und Zeiger, dringend notwendig war, da vor allem die nach Westen und Süden zeigenden Zifferblätter große Rostflecken hatten. Bei diesen Arbeiten erkannte man, daß es zweckmäßig und besser sei, gleich den ganzen Turm zu verputzen. Der Eigenart dieses Baudenkmals entsprechend, wählte man einen altdeutschen runden Scheibenputz, jetzt steht der Turm wieder repräsentativ da. In die Kosten teilten sich die kirchliche und die bürgerliche Gemeinde zur Hälfte (ca. 5300,- DM). Letztmals waren Uhr und Turm 1924 instandgesetzt; aber schon im Jahre 1921 hatte man das Werk der Turmuhr in dem R a u m ü b e r d e m T u r m c h o r aufgestellt und dabei leider durch Stromzuleitungen einiges von Bildwerken zerstört, die man in ihrem Wert damals nicht richtig einschätzen konnte. Dieser Raum, e i n e a l t e K a p e l l e , war der Öffentlichkeit durch Jahrhunderte nahezu unbekannt. Wohl sind diese Wandmalereien den Kunst Kennern bekannt gewesen; sowohl die Oberamtsbeschreibung von 1853 wie auch die Württ. Jahrbücher von 1861 schreiben: „Das Wichtigste aber sind die alten der romanischen Periode angehörigen, leider vielfach verdorbenen, am Gewölbe und an den Seitenwänden dieses Raumes befindlichen Wandgemälde . . . indessen sind noch deutliche Spuren



des früher in der Kapelle gestandenen Altars sichtbar und am Schlußstein des Gewölbes ist der eiserne Ring noch vorhanden, an dem ehemals das ewige Licht hing. Die gewölbte Decke und die Seitenwände sind mit alten, sehr schönen Fresken reich bedeckt, welche, obwohl sie sehr gelitten haben, doch den fertigen Meister hinlänglich bekunden . . . " Im Mittelalter war diese Kapelle in der romanischen Ostturmkirche eine Stätte der Eingeweihten, die auch meist nur ihnen zugänglich war. Im stillen Gebet verharreten sie hier, und diese Stätte der Besinnung und Erleuchtung wurde besonders feierlich gestaltet.

Schon seit Jahren hatte Pfarrer Binder um eine *Restaurati*o*n* der wertvollen Wandmalereien gekämpft; aber zuerst scheiterte es an den finanziellen Mitteln; endlich konnte Graf Adelman*n*, der Leiter des Staatlichen Amtes für Denkmalspflege, die Zusage für eine Übernahme der Kosten (ungefähr 10 000,- DM geben. Im Februar 1960 begannen die Arbeiten. Neun Monate dauerte es, bis der kunstgeschichtlich wertvolle Schatz, diese alten herrlichen Fresken, durch den Restaurator Manz, Stuttgart, geborgen und der Bevölkerung zugänglich gemacht werden konnte. Über eine steile Wendeltreppe vom Ehrenmal aus steigt man hinauf zur Turmkapelle. Am Erntedankfest 1960 wurde die kleine Kapelle als eine schöne Sehenswürdigkeit von historischem Wert eingeweiht. Herr*n* Manz ist es in präziser Arbeit gelungen, über 40 Bildtafeln des 13. und 14. Jahrhunderts im alten Glanz erstrahlen zu lassen. Jeder, der zum ersten Male den Raum betritt, bleibt überrascht stehen. An den Wänden und in der Kuppel findet man Fresken, wie man sie in dieser Schönheit, Klarheit und künstlerischen Vollendung an einer so abgelegenen und verborgenen Stätte nie vermuten würde. Es ist durch Herr*n* Manz nichts hinzugefügt, sondern nur das Alte herausgeholt.

Alle Fresken haben biblische Motive, und zwar mit Christus, dem Erlöser, als dem alles überstrahlenden Mittelpunkt. Die Ostwand zeigt das Jüngste Gericht nach der Offenbarung Johannes. In der Mitte Christus auf dem Regenbogen sitzend als Erlöser und Richter. Von seinem Mund geht zur Seite der Verdammten das Schwert als Zeichen des Gerichts, zur Seite der Seligen die Lilie als Zeichen der Gnade. Neben Christus seine Mutter fürbittend als die Dulderin, auf der anderen Seite Johannes der Täufer als der Vorgänger Jesu. Hoch oben Engel mit Posaunen des Gerichts, welche die Toten aus den Gräbern rufen. Daneben Engel mit den Leidenswerkzeugen, Kreuz, Geißel, Lanze und Schwamm. Die Verdammten sind mit einem Strick zusammengebunden und werden vom Teufel in den Höllenrachen gedrängt. Auf der Seite der Seligen erkennt man genau, wie Petrus das Himmelstor aufschließt und die Erlösten hineingehen. Unterhalb des Hauptbildes an dieser Ostseite sind ältere Bilder sichtbar, die zum Teil die gleichen Motive haben. Auf der Südseite sind in der Hauptsache Marienbilder von der Geburt bis zum Tod. Die Westwand stellt in sieben Bildern Gut und Böse – die zehn Gebote – gegenüber und die Nordwand wird beherrscht durch Maria mit der Sternenkron*e* als Himmelskönigin und den aus der Hölle der Verstorbenen aufsteigenden Christus mit dem Blick zum Vater. Die Bilder in der Kuppel zeigen die Evangelisten und den Übergang vom Marienleben zum Erdenleben Christi. Als Farbe sind hier die blauen und grünen Töne vorherrschend. Kunstsachverständige sagen von diesen Fresken, sie zählten zu den schönsten und besterhaltenen ihrer Art in Württemberg, wenn auch leider an der Westkuppel, wo der Übergang vom Alten zum Neuen Testament dargestellt ist, eine Anzahl Bildfelder zerstört ist.

Der Grundgedanke für die große Kirchenrenovierung war, das Gotteshaus auf seinen alten gotischen Ursprung zurückzuführen. In der Person von Dr.-Ing. Zoller war die Gewähr gegeben, daß dieses große Bauvorhaben fachgemäß und stilgerecht zu Ende geführt wurde. Ist er doch schon seit über 30 Jahren in der Renovierung von alten Bauten tätig, so in Lauffen, Backnang, im Zabergäu, im Hohenlohischen, er hat sich spezialisiert und schon etwa 70 Kirchen neu oder umgebaut. Als örtlicher Bauleiter stand Dr. Zoller Architekt Schweiker zur Seite.

Halten wir ganz kurz einen R ü c k b l i c k. Im Jahre 1513 wurde für den Bau der Kirche Bernhard Sporer aus Leonberg gewonnen, der an vielen Kirchen unseres Landes mitgebaut hat, so in Öhringen, Wimpfen, Münchingen, Schwaigern und auch an der Kilianskirche zu Heilbronn. Sporer lebte von 1487 bis 1514 in Heilbronn, dann in Schwaigern und verstarb 1526 in Öhringen. Er baute in Gemmrighem zuerst den Chor und nahm dann das Langhaus in Angriff (Jahreszahl am Chorbogen 1515).



Abb. 2. Pfarrkirche zu Gemmrighem: Blick in den Chor und auf die Steinbaldachine

Im April 1963 begann nun die große Umgestaltung (Abb. 2). Zuerst wurde das Dach der Kirche gründlich ausgebessert. Dann befaßten sich die Arbeiten mit der K i r c h e n d e c k e. Es wurden sogenannte Sprengwerke als Querbinder angebracht, damit die Kirchendecke, die aus Fichtenholz gefertigt wurde, daran aufgehängt werden konnte. Diese freitragende Holzdecke gibt dem ganzen Kirchenraum eine gewisse Wärme. Die bisher vom Boden bis zur Decke reichenden 16 starken Holzstützen sind weggefallen, zumal auch die Seitenemporen verschwunden sind; dadurch ist die Kirche heller gewor-

den und wirkt breiter. Die neue Westempore ist aus Stahl errichtet, sie bringt keine Sichtbehinderung mit sich. Das ist überhaupt der Zweck des ganzen Umbaus, die der ursprünglich gotischen Kirche wesensfremden Einbauten aus mehreren Jahrhunderten zu entfernen und freie Sicht auf Altar, Kanzel und Taufstein zu geben, die nicht mehr gewährleistet war. Die Bestuhlung wurde so angelegt, daß die Gemeinde, die bisher nach drei Richtungen schaute, ihren Blick ausschließlich auf Altar, Kanzel und Taufstein richtet. Der Verlust von einigen Plätzen auf den bisherigen Seitenemporen dürfte durch die Qualität der neuen Plätze mehr als wettgemacht sein. Auf besonderen Wunsch des Denkmalamtes blieb der Sandsteinboden erhalten, der im Kirchenschiff und im Chor aus roten und weißen Platten schräg verlegt ist. Erhalten sind auch die beiden seitlichen Baldachine in gotischem Maßwerk geblieben. Hier, wie bei allen behauenen Steinen, wurde mit Bürste und Seife der Stein bloßgelegt, so daß der Schlag des mittelalterlichen Steinmetzen sichtbar wurde. Hier war der Gebrauch von sonst üblichem Sandstrahlgebläse verboten, sonst wären die Spuren der alten Meister verwischt worden. Die farbigen Kappen der Baldachine wurden farbfrei gemacht. Alle Türen der Kirche sind in Eichenholz erneuert. Der westliche Eingang wurde größer, wobei der zugemauerte ursprünglich gotische Spitzbogen freigelegt wurde. Die Warmluftheizung ist durch die Anlage von weiteren Austrittsöffnungen verbessert und auf Öl umgestellt. Alle Türen sind jetzt mit einem Windfang versehen. Keiner Erneuerung bedurften die drei schönen Chorfenster mit alter Glasmalerei, gestiftet von der Firma Raitelhuber (Papierfabrik) Gemmrigheim. Es darf nicht vergessen werden, daß der Kirchenboden um 55 cm abgehoben und rolliert wurde, dann wurde ein neuer, betonierter Boden eingezogen.

Während des Umbaus suchte der vom Landesamt für Denkmalspflege vermittelte Restaurator Horst Wengert nach alten Malereien aus früheren Jahrhunderten. Von ihm war zu erfahren, daß die Kirche Mitte des 16. Jahrhunderts an allen Wänden ausgemalt gewesen sei, und zwar im Stil der Renaissance. Die älteste Malerei, die Wengert fand, ist 1526 entstanden, und zwar drei ummalte Rippenansätze des spätgotischen Netzgewölbes im Chor. Aus der gleichen Zeit soll nach Wengerters Angaben die Ornamentenmalerei in den beiden Baldachinen der Kirche sein, sie kommt in den Kappen der Baldachine vor. Ein Bild in einem der Baldachine zeigt die Abendmahlsszene; Fragmente aus der Leidensgeschichte fand man im Chor, sie stellen den Gang zu Pilatus, Christus vor Pilatus und die Kreuzigung dar. An der Südseite des Chores wurden auch einige Szenen freigelegt, Austreibung aus dem Tempel. Interessant ist, daß der damalige Maler die ganze Christusgeschichte in der gegenständlichen Malerei seiner Zeit mit Gestalten aus dem Alltag ausgefüllt hat. Die besterhaltene Arbeit ist die großflächige Ummalung der Chorfenster, ebenfalls aus der Renaissancezeit; diese Rankenmalerei um die Chorfenster steht nun ganz und gar im Gegensatz zu den Bildern der Leidensgeschichte. Sie zeigt Symbole der Untugend und der Unkeuschheit und erinnert mehr an die Rokokozeit. Sie zeigt Fratzen und Dämone, aber auch scherzhaft verspielte Putten, wobei die Spielerei schon oft an Quälerei grenzt. Auch an der nördlichen Seite des Kirchenschiffs wurden noch Reste der Fensterummalung aus der Renaissance freigelegt.

Die Kanzel, der Altar und der Taufstein sind neu und wurden von Rudi Reimold, Ochsenburg, und Willy Schönfeld, Stuttgart, geschaffen, unter Berücksichtigung der Angaben vom Landesamt für Denkmalpflege. Die Gemmrigheimer Orgel aus der Zeit der Jahrhundertwende war auf

der Empore untergebracht. Sie bot mit ihren 16 Registern keine Möglichkeit für irgendeine kirchenmusikalische Veranstaltung. Schon im Oktober 1961 hatte der Kirchengemeinderat beschlossen, eine neue Orgel einbauen zu lassen. Dank der großzügigen Spende der Gemmrigheimer Papierfabrik von 40 000,- DM wurde der Kauf einer neuen Orgel perfekt, und die Orgelbaufirma E. F. Walcker & Cie. in Ludwigsburg wurde beauftragt, ein Instrument zu bauen. Dieses verfügt nun über etwa 1500 Metall- und Holzpfifen. Die kleinste von ihnen mißt 17 cm, die größte 4 m. Die Orgel erhält 20 Register, zwei Manuale und ein Pedal. Diese Orgel ist an der Rückwand des Chores aufgestellt, was schon bei der Restaurierung des Chores berücksichtigt wurde. Der Prospekt der Orgel ist so gestaltet, daß dem Kirchenbesucher vom Schiff aus der Blick auf das große Buntglasfenster im Chor nicht behindert wird. Das Gebläse wird mit einem Elektromotor betrieben, der zur Vermeidung von störenden Nebengeräuschen in einem Dämmkasten untergebracht ist. Man hat bei diesem Neubau wirklich an alles gedacht. Durch eine Reihe von Steckdosen soll es möglich sein, künftig Lichtbildgeräte, aber auch



Abb. 3. Gemmrigheim: Vier Figuren der früheren Kirche in der Nordwand

die nötigen Raumpfleegeräte anzuschließen. Von der Felderdecke, die mit Messingnägeln befestigt ist, hängen acht Lampen herunter, auch hängen noch einige weitere unter der Westempore und zwei weitere im Chorraum. Auch außen an der Kirche sind schöne Leuchten angebracht. Termingerechtere gingen alle Arbeiten vor sich, und am 28. Februar 1965, Sonntag Estomihi, fand die Wiedereinweihung dieser schönen Dorfkirche statt. Hoch anzuerkennen ist die freiwillige Mitarbeit der Gemeinde. Interessant sind einige

Zahlen: von den freiwilligen Helfern der Kirchengemeinde wurden annähernd 3500 Arbeitsstunden geleistet. Für die Kosten des Umbaus und die Neuanschaffungen, für die der Voranschlag auf 300 000,- DM lautet, wurden bis zum Einweihungstag durch Spenden, Arbeitsleistung, Zuschüsse 256 000,- DM aufgebracht, so daß also am Einweihungstage nur noch eine Schuld von 44 000,- DM zu verzeichnen war. Die Gemeinde mit ihrem Geistlichen dürfen stolz auf ihr schönes Gotteshaus sein.

Ricarda Huch sagte einmal: „Zuweilen geht von einer alten Mauer ein Hauch aus, der uns überzeugt, hier müsse sich Wunderbares begeben haben, auch wenn wir es nicht wissen.“ Ein Hauch der alten Kirche weht uns an der Nordseite heute noch an. Man hat dort aus der alten Kirche vier „sehr alte, rohgearbeitete Steinbilder“ nebeneinander eingemauert, welche noch von der alten Kirche herzustammen scheinen (Abb. 3). Sie enthalten: Abt mit Hirtenstab; Erzengel Michael; ein betender Mönch mit Kapuze; ein bärtiger Mann; dazu in einiger Entfernung eine rohgehauene Kreuzigungsgruppe mit



Abb. 4. Gemmrigheim:  
Kreuzigungsgruppe an der  
Nordwand der Pfarrkirche

Maria und Johannes, dem Evangelisten (Abb. 4). Abschließend darf gesagt werden, daß sich die Gemmrigheimer Dorfkirche jetzt innerlich wie äußerlich in einer Form zeigt, die dem ursprünglichen Stil nahekomm und ebenso den Bedürfnissen der heutigen Kirchenbesucher dient.

# Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg

erschienen in „Hie gut Württemberg“, Beilage der Ludwigsburger Kreiszeitung,  
Jahrgang 16, 1965, 24 bis Jahrgang 18, 1967, 32.

Fortsetzung von dem Verzeichnis in Ludw. Gesch. Bl. 17, 1965, 203–205.

Zusammengestellt von Oscar Paret

## I. DER KREIS LUDWIGSBURG (ohne Stadt Ludwigsburg)

### 2. Ur- und Frühgeschichte

**Zürn, Hartwig:** Der „Grafenbühl“. Ein Fürstengrabhügel der späten Hallstattzeit um  
500 v. Chr. 18, 1967, 17 f.

**Müller, Willi:** Das Esslinger Urbar von 1304. Wichtige Quelle für den Kreis Ludwigs-  
burg. 18, 1967, 29 f.

### 4. Neuere Zeit

**Burckhardt, Felix:** Württembergischer Hof-Calendar für das Jahr 1789. 16, 1965, 31 f.

**Rohm, Karl:** Vor 160 Jahren: Durchmarsch der „Großen Armee“ (1805). Heimat und  
Weltgeschichte miteinander verbunden. 17, 1966, 1 f.; 10 f.; 22 f.; 34.

**Weber, Walter:** Teuerung und Hungersnot vor 150 Jahren (1816). 17, 1966, 54 f.

**Bolay, Theodor:** Die öffentliche Ordnung im Jahre 1835. 17, 1966, 3.

### 5. Bau- und Kunstgeschichte

**Wiedermann, Fritz:** Burgenbau und Stadtgründungen. 18, 1967, 15 f.

–: Barockes Erbe und antike Erinnerungen (Bauten im Kreis Ludwigsburg). 17, 1966, 39 f.

**Knoblauch, Eberhard:** Dörfliche Kirchenbauten. Ein Beitrag zur Spätgotik des unteren  
Neckargebietes. 17, 1966, 18 f.

### 6. Personen

**Weber, Walter:** Graf Eberhard der Greiner. Eine Heldengestalt der württ. Geschichte.  
18, 1967, 9 f.

**Greiner, Siegfried:** Hirsauer Äbte aus dem Kreis Ludwigsburg (VII): Abt Johann  
Heinrich Wieland (1673–1676). 16, 1965, 27; Abt Paul Achatius Daser  
(1680–1688). 17, 1966, 21 f.; Abt Johann Andreas Tafinger (1796–1804).  
17, 1966, 48.

**Weber, Walter:** Das erste württembergische Königspaar: Charlotte Auguste  
Mathilde. Friedrich I. von Württemberg. 17, 1966, 41 f.

–: Herzog Albrecht von Württemberg. Vor 50 Jahren mit dem Marschallstab aus-  
gezeichnet. 17, 1966, 33.

**Burkhardt, Felix:** Samuel Friedrich Sauter zum 200. Geburtstag (10. 11. 1766). Ein schwäbischer Volksdichter. (1785/86 Lehrer in Bissingen a. E.). 18, 1967, 14 f.

## 8. Wirtschaft

**Neuffer, Hermann:** Hauderer, Zinkenisten und Schwertfeger. Handwerksberufe vor 150 Jahren. 18, 1967, 7.  
-: Der Untergänger. Helfer bei der Grundstücksabmarkung. 17, 1966, 19-21.

## 10. Volkskunde

**Vogt, Gudrun:** Bäuerliches Heiratsgut im 18. Jahrhundert. 4. Teil (Schluß): Koch- und Küchengeschirr – Allgemeiner Hausrat – Landwirtschaftliche Geräte – Brautkuh – Ehegulden. 17, 1966, 12 f.

# II. STADT LUDWIGSBURG

## 1. Allgemeine Geschichte

**Müller, Anton:** Die Arbeit des Ludwigsburger Stadtarchivs. 17, 1966, 3-5.  
**Karl Pfaff (1821):** Württembergs geliebte Herren: Herzog Eberhard Ludwig. 17, 1966, 17 f.  
**Autenrieth, Hans Friedrich (1866):** „Mein Degen ist haarscharf geschliffen“. Aus Briefen und Aufzeichnungen eines Ludwigsburger Unterarztes: Heinrich Hubbauer. 17, 1966, 34 f.  
**Schüz, Ernst:** Ein „Ludwigsburg-Garten“ in Kapstadt? 16, 1965, 30 f.

## 2. Schloß

**Weber, Walter:** Das Ludwigsburger Favorite-Schloßchen. Eine der eigenwilligsten Bauschöpfungen des deutschen Barock vor 250 Jahren. 16, 1965, 29 f.  
**Kleemann, Gotthilf:** Baufronen für Schloß Ludwigsburg. Leonberger Amtsakten geben Auskunft. 17, 1966, 23 f.; 35 f.

## 4. Städt. Einzelbauten

**Müller, Anton:** Zweihundert Jahre Ludwigsburger Rathaus. 18, 1967, 27-29.  
-: Einst Wirtschaft „Zur Sakristei“. Geschichte eines alten Ludwigsburger Hauses (Stadtkirchenplatz 4, Otto Schick) 17, 1966, 40.  
**Raue, Egon:** Eine westpreußische Glocke auf der Ludwigsburger Friedenskirche. 18, 1967, 30.

## 7. Personen

**Zeller, Dr. Karl August:** Johann Heinrich Dannenberger, Direktor der Porzellanmanufaktur. Eine Familie zur Zeit Karl Eugens. 17, 1966, 42-44.  
**Weber, Walter:** Philippe de la Guèpière. Der Oberbaudirektor Karl Eugens, Vollender des Stuttgarter Schloßbaues. 17, 1966, 8.  
-: Ein Opfer despotischer Willkür. Zum 250. Geburtstag der Sängerin Marianne Pirker (1717-1782). 18, 1967, 3 f.  
**Autenrieth, Hans Friedrich:** Der Malefizschenk (Reichsgraf Franz Ludwig Schenk von Castell) und die schwarze Liesl. 1, 1967, 3.  
-: Auch Schiller mußte Erbschaftssteuer bezahlen. 18, 1967, 22.

- Kleemann, Gotthilf:** Schillers Elternhaus auf der Solitude. 18, 1967, 6 f.; 11; 21 f.  
**Hans Friedrich Autenrieth:** Aus Schubarts letzten Jahren. 18, 1967, 32.  
**Paret, Oskar:** Erinnerungen an alte Ludwigsburger. 17, 1966, 5-7.  
**Müller, Anton:** Ehrenbürgerbrief und Bürgermedaille. Ehrungen der Stadt Ludwigsburg. 18, 1967, 12 f.

### 8. Vororte

#### *a) Eglosheim*

**Otto, Markus:** Die Wappen in der Sakristei der Katharinenkirche zu Eglosheim. 18, 1967, 20 f.

#### *b) Pflugfelden* u. a.

**Paret, Oscar:** Aus alten Skizzen- und Tagebüchern (1902/03): Heutingsheim, Eglosheim, Pflugfelden. 17, 1966, 52-54.

### III. DIE KREISORTE (ohne Ludwigsburg)

#### *Aldingen*

**Murr, Heinz Martin:** Die Mesalliance des Kornetts von Kaltental (Aldingen). Kaltentaler als Herren von Osterzell (Kreis Kaufbeuren). 17, 1966, 49-51.  
-: Zins und Gült aus Aldingen. Der Aichmannshof und das Kloster Adelberg. 17, 1966, 15 f.

#### *Asperg*

**Bolay, Theodor:** Der Prediger Friedrich Albrecht auf dem Hohenasperg. 17, 1966, 7 f.

#### *Benningen*

**Otto, Markus:** Unbekannte Emporenbrüstungsbilder. Eine interessante Entdeckung in Benningen. 17, 1966, 44-46.

#### *Erdmannhausen*

**Müller, Willi:** Die Wüstung Weikershausen (Markung Erdmannhausen). 18, 1967, 1 f.

#### *Gemrigheim*

**Müller, Willi:** Das eigenartige Dorf Gemrigheim. Nach einem um die Jahrhundertwende (1900) gezeichneten Bild (von Pfarrer Rösler). 18, 1967, 10 f., 19 f.

#### *Großbottwar*

**Neuffer, Hermann:** Der letzte Großbottwarer Schloßherr. 18, 1967, 13 f.

#### *Hessigheim*

**Burkhardt, Felix:** „Der Karolin brachte es an den Tag“. Der Segensprecher Stephan Zeitbö von Hessigheim. 17, 1966, 24.

#### *Hochberg*

**Streng, Wilhelm:** Die israelitische Schule in Hochberg. 17, 1966, 11.



### *Kleinbottwar*

**Paret, Oscar:** Die Kirche von Kleinbottwar. 18, 1967, 4 f.

### *Kornwestheim*

**Wiedermann, Fritz:** Die Kornwestheimer Martinskirche. 18, 1967, 16.

**Müller-Welser, Wolfgang M.:** Vom Stroh- zum Ziegeldach. In Kornwestheim um 1570. 18, 1967, 23, 32.

### *Liebenstein (Ottmarsheim)*

**Zipperlen, Elisabeth:** Liebenstein und die Liebensteiner. 17, 1966, 30 f.

### *Markgröningen*

**Otto, Markus:** Figürliche Bauplastik an der Bartholomäuskirche zu Markgröningen. 16, 1965, 27–29.

**Tomschik, Erich:** Hans Grüninger aus Markgröningen. Wiederentdeckt in Wien. 18, 1967, 25–27.

**Lenk, Erhard:** Magister Friedrich Magenau, Pfarrer, Dichter, Schriftsteller, Heimatforscher und Pädagoge, 1767–1846 (geb. in Markgröningen). 16, 1965, 25 f. –: Zum Schäferlauf in Markgröningen. 17, 1966, 32.

**Henzler, Eva:** Bäuerliches Arbeitsgerät. Um die Jahrhundertwende (1900) in Markgröningen. 17, 1966, 37–39; 46–48; 51 f.

### *Neckargröningen*

**Rohm, Karl:** Neckargröningen im Spiegel der Geschichte. 18, 1967, 23 f., 31 f.

### *Ottmarsheim*

**Alber, Werner:** 1200 Jahre Ottmarsheim. 17, 1966, 25–28.

**Wiedermann, Fritz:** Vom Stilwandel der Ottmarsheimer Kirche. 17, 1966, 28 f.

### *Steinheim a. M.*

**Wünschmann, R.:** Fünf Blätter aus Steinheims Geschichte. 17, 1966, 13–15.

**Wendnagel, Oskar:** Gedenktafeln an der Steinheimer Martinskirche. 18, 1967, 8.

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes**

Privatdozent Dr. Willi A. Boelcke, Hohenheim, Agrargeschichtl. Institut  
Oberamtsrichter i. R. Otto Kleinknecht, Marbach/Neckar, Güntterstraße 27  
Rektor Dr. Willi Müller, Schwieberdingen, Schlöble  
Prof. Dr. Erhard Lenk † (Witwe Dr. Maria Lenk), Markgröningen, An der Bracke 17  
Hauptlehrerin Gislinde Gaese, Metzingen, Realschule  
Prof. Dr. Oscar Paret, Ludwigsburg, Moserstraße 22  
Bildhauermeister Walter Kirschler, Ludwigsburg, Erlachhofstraße 15  
Graphiker Kurt Schupp, Ludwigsburg, Alter Obweiler Weg 66  
Dr. Günter P. Fehring und Frau Barbara Scholkmann, Stuttgart, Staatl. Amt für  
Denkmalpflege, Teckstraße 56  
Apotheker Markus Otto, Bissingen/Enz, Enzapotheke  
Frau Elisabeth Zipperlen, Bönnigheim, Stadtarchiv

### **Nachweis der Abbildungen**

Boelcke, Kornwestheim: Abb. 1-3 Foto-Moser, Kornwestheim, Abb. 4 Hauptstaats-  
archiv  
Kleinknecht, Murr gau; beide Abb. Kleinknecht  
Müller, Namen . . . : alle Abb. Müller  
Lenk, Heyd: die Abb. übernommen aus den HLS-Briefen (Schulzeitung der Helene-  
Lange-Schule, Markgröningen)  
Gaese, Alleen: Abb. 1 Foto-Moser, Kornwestheim, Abb. 2 Heimatmuseum Ludwigs-  
burg, Abb. 3 und 4 nach Paret, Ludwigsburg und das Land um den Asperg  
Kirschler-Schupp, Steinzeitliche Funde: Abb. 1 Schupp, Abb. 2-6 Rolf Schmidt, Stutt-  
gart, Gänswaldweg 3  
Paret, Pleidelsheimer Fibel, Abb. Staatl. Amt für Denkmalpflege  
Otto, Katharinenkirche zu Eglosheim; alle Abb. Otto  
Zipperlen, Besigheimer Stadtkirche und Pfarrkirche Gemmrigheim: alle Abb. Foto-  
Schäfer, Besigheim

